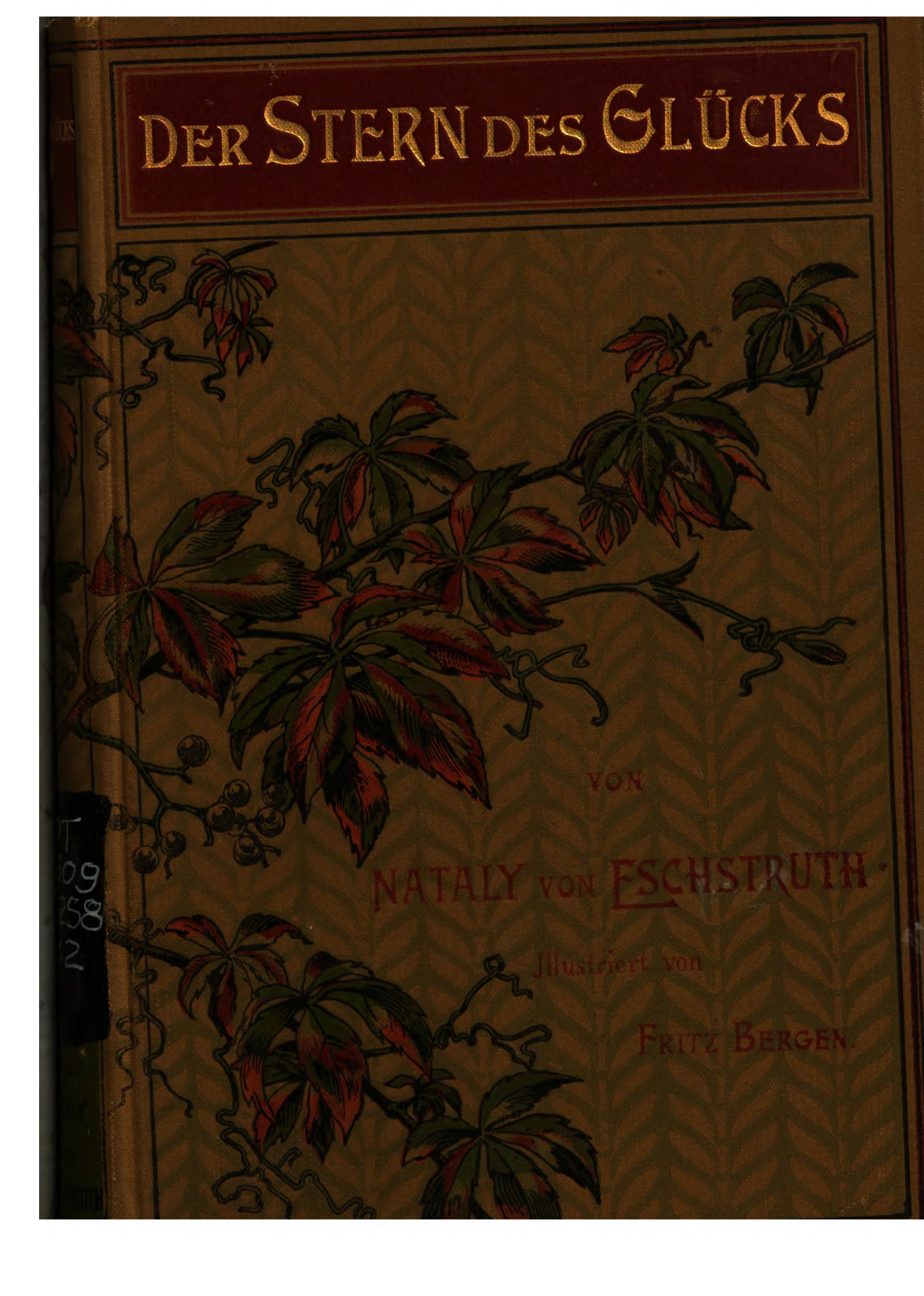

DER STERN DES GLÜCKS
VON
NATALY VON ESCHSTRUTH
Jllustriert von
FRITZ BERGEN.


STATE UNIVERSITY OF IOWA.
LIBRARY.



Date Due

28 Nov '62			
9 Jul '63			

Nataly von Eschstruth

Illustrierte Romane und Novellen

Achter Band

Der Stern des Glücks



Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List.

Der Stern des Glücks

Roman

von

Nataly von Eschstruth

Mit Illustrationen von Fritz Bergen

II



Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Paul List.



XIII.



Marga Daja hatte sehr lange geschlafen, kaum daß es die Rätin vermochte, die Übermüde und Schlaftrunkene rechtzeitig für die Probe zu rüsten.

Die verwöhnte junge Dame ließ sich in allen Dingen wie ein kleines Kind bedienen, streckte der Jungfer gähnend das Füßchen aus dem Bett entgegen, damit sie es mit Strumpf und Schuh bekleide, ließ von der geduldigen Tante alle Sachen zusammensuchen, die sie beim Entkleiden im ganzen Zimmer zerstreut hatte, und ließ sich gelassen von ihr das Frühstück servieren, derweil Doris die blonden Locken brannte und arrangierte.



Außer dem Singen hatte Marga wenig gelernt. Sie

war als Kind und heranwachsendes Mädchen in Floringhof ebenso von Tante Dallberg verhätschelt, wie sie hier widerstandslos von der Rätin bedient wurde; man hatte der „armen Waise" überall die Hände untergebreitet, und weil Marga geistig nicht bedeutend genug war, um Mitleid und guten Willen von Pflicht und Schuldigkeit unterscheiden zu können, so nahm sie alles, was ihr Gutes geschah, in letzterem Sinne auf, und war nicht voll dankbarer Bescheidenheit, sondern immer größer anwachsender Prätention. Sie meinte es nicht böse, sondern drehte sich apathisch in dem engen Gesichtskreis, welchen die Natur ihr beschieden.

Mit ganz besonderem Eifer bemühte sich Frau Kirchstück heute um die junge Braut, welche in dieser schönen, neuen Eigenschaft die ganze künftige Freiheit und Glückseligkeit der Rätin einschloß.

Sie erzählte, viel lebhafter wie sonst, daß sie gestern noch einen ellenlangen, sehr ausführlichen Brief an den Vormund gerichtet habe, welcher fraglos seine Einwilligung zu einer baldigen Hochzeit geben werde, sie sei bemüht gewesen, Roman so vortrefflich wie möglich zu schildern und all die hohen Vorzüge aufzuzählen, welche Marga an dem Geliebten entdeckt.

Seltsamerweise war das Bräutchen garnicht so strahlend glücklich, wie die Rätin und Doris es erwartet hatten. Oft wechselten beide einen überraschten Blick, wenn der jungen Dame, die sich in recht gereizter Stimmung befand, nichts gut und recht zu machen war.

Voll brennenden Interesses erwog Doris schon alle Möglichkeiten, welche an dieser unerklärlichen Laune die Schuld tragen konnten. Sollte gleich am ersten Tage ein Zank stattgefunden haben? Zogen schon am frühesten Morgen Wolken über den sonnigen Himmel des Brautstandes? — Je nun, bei diesen unberechenbaren, eigenwilligen und ungeduldigen Künstlernaturen ist ja kein Ding unmöglich.

Ein großer, wertvoller Rosenstrauß, welchen Roman als Morgengruß sandte, und welcher mit viel stolzer Genugthuung von Marga aufgenommen wurde, brachte diese Vermutung aber sofort ins Wanken. Nein, es schien alles im besten Frieden, und die Rätin hatte wohl recht, wenn sie besorgt die zarten Wangen der Nichte streichelte: „Ihr habt gestern nacht wieder allzulang gefeiert, Herzchen! Das wird deine Nerven noch ganz ruinieren! Wie müde und abgespannt du bist! Und nun noch in anstrengender Probe singen!" Marga schien nicht auf die Sprecherin zu hören. Sie saß und blickte mit wunderlich flimmerndem Blick auf die Rosen nieder.

„Tante . . . wenn ein Mann so viele und schöne Blumen schickt, wie es Roman doch beinahe täglich gethan, — ist er dann verliebt oder nicht?" fragte sie plötzlich.

Frau Kirchstück sah sie starr an. „Aber Liebling, welch eine Frage! Wie kann man an der Liebe eines Mannes zweifeln, welcher dich so vergöttert und auf Händen trägt, wie Ermönyi!"

Die Sängerin nickte ihr lächelnd zu und atmete hoch auf.

„O Tante, wie viel Neid und Eifersucht wird den armen Jungen noch verfolgen!“ rief sie mit blitzenden Augen, „und wie gut, daß ich ihn besser kenne und würdige als thörichte, rachsüchtige Pedanten!“

Die alte Frau schüttelte leise den Kopf und nahm den eleganten Frühlingsumhang der Nichte aus dem Schrank. Sie hatte schon oft seltsame Aussprüche Margas gehört, welche sie nicht begriff und zu deuten verstand, so überging sie auch diesen ohne Frage.

Fräulein Daja schien während der Probe etwas zerstreut, was ihr kein Mensch übel nahm, da sie offiziell ihre Verlobung mitteilte, von deren Feier die Kollegen bereits erzählt hatten.

Eine heitere Gratulationscour, ein übermütiges Hin und Her, welches die verschlafenen Gesichter wieder angeregt, — das Erscheinen des Bräutigams, welcher mit einem Tusch begrüßt wird — und doch, trotz aller jungen Liebessonne liegt's dennoch wie ein feiner Schatten der Verstimmung auf den Zügen der allerliebsten Braut.

Als sie während einer Pause neben Roman sitzt, blickt sie ihm plötzlich mit eigenartigem Blick in die Augen. „Warum bist du eigentlich nie Soldat gewesen, Herzliebster?“

Er lachte laut auf. „Warum? Weil der junge Mann Glück haben muß! weil ich Gott sei Dank aus etwas feinerem Teig wie Kommißbrot gebacken bin!“

Sie zupft an dem Rosenstrauß: „Könntest du nicht jetzt noch Reserveoffizier werden?“

Er glaubt nicht verstanden zu haben: „Wie? was? ich soll Offizier werden?“

„Ja, es wäre doch sehr nett . . . oder —“

Er fällt plötzlich aus der Rolle des Courmachers. „Bist du verrückt, ich — Offizier? Wie kommst du auf solch rasende Idee? Bin ich dir nicht gut genug, so wie ich bin?“



Sie lacht ein wenig verlegen. „Die Uniform sieht bei der Trauung so hübsch aus —!“

Seine Augen zwinkern. „Ach so, nur die liebe Eitelkeit —!“ Er beherrscht sich und lacht auch. „Diesen Wunsch kann ich dir leider nicht erfüllen, Kind.“

„Unter keinen Umständen?“

„Unter keinen Umständen.“ Er warf spöttisch den Kopf zurück. „Ich bin kein Deutscher, vergiß das nicht. Ich würde auch nie in deutsche Militärverhältnisse passen. Haha! was verlangt und beansprucht man nicht von

einem preußischen Leutnant! Halbgott muß man sein, wenn man die geheiligte Uniform tragen will! Da wird erst durch allerhand Spürnasen in der Vergangenheit eines Mannes herumgeschnüffelt, und findet sich auch nur ein Tüpfelchen, was in den Augen der Sittenrichter als unehrenhaft gelten könnte, wird sofort die Offizierswahl beanstandet. Ich habe es ja versucht —"

„Wie, du hast es versucht?"

„Je nun, warum soll ich ein Hehl daraus machen? Dir gegenüber kann ich wohl offen sein. Ja, ich hatte einmal die verschrobene Idee, einzutreten; wenn man jung ist, kommen zuweilen eitle Anwandlungen, solche, wie sie soeben wohl auch in deinem Köpfchen spukten. — Glücklicherweise eignete ich mich absolut nicht zum Ritter St. Georg! Man fand mancherlei an meinem Vorleben auszusetzen, man verlangte Examinas und Ansichten — na, Ansichten, welche sich mit den meinen nicht vertrugen. Zum Beispiel dich, mein Liebchen, hätte ich als aktiver Offizier nicht heiraten dürfen, oder deine Carriere wäre beendet gewesen!"

Er sagte es mit einem beinahe boshaften Gesichtsausdruck, und Marga zuckte leicht zusammen. Dann hob sie jählings das Haupt wie in plötzlichem Verstehen: „Ah so! richtig; ein Offizier darf keine ausübende Künstlerin vom Theater heiraten! . . . Daher wohl die Aversion —"

„Welche Aversion?"

„Diejenige, welche —", sie unterbrach sich kurz und

erhob sich, ihr Antlitz schien bleicher wie zuvor. „Ja, es ist gut, Roman, daß du ein freier Mann geblieben! Frei in deinen Ansichten und frei in deinem Handeln."

Sie wandte sich zu dem Regisseur, welcher eine kleine Abänderung des Textes mit ihr besprechen wollte. Roman erzählte während dessen dem Kapellmeister, daß er nun definitiv die Dirigentenstelle am Hoftheater zu H. annehmen werde; für längere Zeit werde er sich jedoch keinesfalls binden, da er erst sehen wolle, ob ihm eine derartige programmmäßige Thätigkeit auch zusage.

Marga war in den Coulissenraum getreten. Sie stand an einem der hohen, kleinscheibigen Fenster und blickte nachdenklich auf die Straße hinab.

Wieviel hohe Tugenden verlangt man von einem Offizier. — Eckert hatte den gestrengen Anforderungen genügt, in seinem Vorleben ließ sich kein Stäubchen und Fleckchen aufweisen, welches den blanken Schild der Ehre trübt. — Ermönyi aber ward von den „Sittenrichtern" des Offizierstitels für unwert befunden. Zum erstenmal krampft sich Margas Herz zusammen wie in zornigem Vorwurf gegen den Geliebten. Sie weiß, was man an seinem Vorleben getadelt haben wird, — er hatte es ja einst selber lachend, als Charakteristik für sein Temperament erzählt. — In blindem Jähzorn hatte er einen Geschäftsmann, der ihm eine Rechnung vorlegen wollte, mißhandelt und in brutaler Weise derart die Treppe hinunter geworfen, daß der Arme eine schwere, innere Verletzung davontrug. Das Gericht hatte den „Sohn des berühmten Mannes"

mit voller Strenge verurteilt. — Und diese Verurteilung sowie manch andere Strafzahlung und Schuldeneinklage waren wohl unauslöschliche Makel, welche seinem Vorleben anhafteten. — Marga hatte es seinerzeit empörend gefunden, daß man der aufbrausenden und leidenschaftlichen Künstlernatur nicht gerecht geworden war, daß man es gewagt hatte, einen Roman Ermönyi mit demselben Maßstab wie jeden anderen Sterblichen zu messen.

Heute will diese Ansicht nicht mehr Stich halten. Der Gedanke, hinter Adalbert Eckert zurückzustehen, von ihm auf dem Feld der Tugend und Ehre geschlagen zu sein, erbittert sie gegen Roman.

Und daß der Inspektor sich in diesem Bewußtsein brüstet, bewies er dadurch, daß er das Gespräch auf diesen Punkt lenkte.

Vielleicht ist es nur bäurischer Dünkel gewesen, welcher sich in den Rock des Reserveoffiziers hüllte und stolz der Bühnensängerin den Rücken kehrte? — Um so schlimmer.

Haben sie denn ihre Rollen plötzlich getauscht? Sie war es, welche bisher hochmütig auf den mittellosen Gutsbeamten niederblickte, welche seine Annäherung vermessen und seine Verehrung anmaßend fand, und nun hebt jener verachtete Mann plötzlich das Haupt hoch und stolz über sie, versichert kalt lächelnd, daß der Anblick der „erkünstelten" Diva auf der Bühne ernüchternd auf ihn gewirkt habe, — daß es dem Offizierscharakter zuwider ist, um eine Komödiantin zu werben!

Wie ein Zittern fliegt es durch Margas Glieder.

Sie preßt die Hände in ohnmächtigem Grimm zusammen, sie erträgt den Gedanken an eine solche Demütigung nicht.

Eine sinnlose Leidenschaft überkommt sie und läßt sie mit den Füßen stampfen. Er soll nicht über sie triumphieren! er soll es nicht! — Noch hat er eine Marga Daja nicht kennen gelernt, noch hat er nicht in dem Sprühregen ihrer bestrickenden Anmut, ihrer verführerischen Liebenswürdigkeit gestanden! Wehe ihm, wenn diese Funken in sein Herz fallen! Marga wird nicht ruhen, ehe sie die Scharte des gestrigen Abends ausgewetzt!

Der Bettelstolz soll gebeugt werden, die Sängerin, welche den spröden Herrn so sehr „ernüchterte", wird ihr Füßchen triumphierend auf seinen Nacken stellen und dann ihren Sklaven behandeln — — wie einen Sklaven! Das soll ihre Genugthuung, ihre Rache für die tief verletzte Eitelkeit sein!

Schallendes Auflachen hinter ihr läßt sie zusammenschrecken. „In des Waldes tiefste Gründe flüchtete die Seherin!" recitiert der Inspicient voll Humor. „Was um alles in der Welt denken Sie sich für Zukunftsmärchen aus, Fräulein Daja, daß Sie so ganz und gar nicht an die rauhe Wirklichkeit mit dem Terzetteinsatz im dritten Akt denken?"

Und die Naive legt mit schelmischem Drohen den Arm um sie: „Träume sind Schäume, Daja! Es geht ja nie etwas von all dem Schönen in Erfüllung, was man sich vorher ausmalt!"

„Es soll aber in Erfüllung gehen!“ trotzt die Kleine mit aufsprühendem Blick und eilt hastig auf die Bühne, um schlecht, schlechter wie jemals zu singen.

Heute verzeiht man ihr alles.

Nach beendigter Probe schlägt Ermönyi eine kleine Spazierfahrt vor.

Marga wiegt das Köpfchen. „Ich muß einen Besuch bei Baroneß Floringhoven machen.“

„Bei diesem marmornen Gnadenbild? Warum das so in aller Dringlichkeit? Hat diese Plauderstunde nicht bis zum Nachmittag Zeit?“

„Nein, undenkbar.“

„Geheimnisse?“

„Durchaus nicht. Ich hoffe den Inspektor noch bei ihr zu treffen und will ihm ein paar Aufträge für Tante Dallberg mitgeben!“

„So so! Das ist etwas anderes. Aber ich könnte dich vielleicht hinfahren und warten, ob du den blonden Tölpel noch antriffst, oder ob du vielleicht doch noch Zeit für mich findest!“

„Gut, — ich bin einverstanden. Willst du Benedikta vielleicht auch einen Besuch machen?“

Er schüttelte sich. „Ich sterbe lieber. Ihr Genre ist mir aufs höchste unsympathisch. Ich hasse Menschen, welche aussehen, als sei es eine Gnade und Herablassung, wenn sie uns anderes Gewürm überhaupt bemerken!

Die Sängerin lächelte zerstreut. „Du verkennst die Baroneß vollkommen! Sie ist die verkörperte Liebens=

würdigkeit und ist viel zu geistreich, um hochmütig zu sein!"

„Sie sieht aber aus wie eine Fürstin, und das macht mir ihr Wesen unbehaglich!"

„Gegen diese Empfindung ist nicht anzukämpfen, wenn sie mir auch unbegreiflich scheint. Der blöde, so leicht verlegene Eckert fühlt sich in ihrer Gegenwart so ungeniert wie zu Hause!"

Roman zuckte etwas ungeduldig die Achseln. „Dieser Tugendspiegel fühlt sich eben in der Nähe von Heiligenbildern wohl, denn ich glaube, die Seite dieses biederen Krautjunkers ist so unschuldig weiß, wie die eines Osterlämmchens. Du weißt aber, daß ich auch keine Kirchenbesuche liebe. Ich liebe weder die Pfaffen noch die Damen, welche Moral predigen, es ist mir alles verhaßt, was nach Weihrauch riecht. Leben und leben lassen! Ebensowenig wie ein Pastor Verständnis für meine Passionen haben würde, ebensowenig würde Fräulein Benedikta damit einverstanden sein, und dieselbe Empfindung der ‚Seelenfeindschaft', welche ich ihr gegenüber hege, läßt sie instinktiv auch Front gegen mich machen. Warum sollen wir uns also gegenseitig unsere unliebsame Gegenwart aufdrängen?"

„Sie ist meine Jugendfreundin! Wir kennen uns seit unseren frühesten Lebensjahren, und es würde doch etwas merkwürdig sein, wenn mein Mann einer Dame absolut fern stünde, mit welcher ich zeitlebens gute und treue Freundschaft halten werde!"

Sie hatten einen Wagen bestiegen. Roman lehnte sich mit seinem etwas sarkastischen, überlegenen Lächeln in die Polster zurück. „Wirklich, kleiner Engel, gedenkst du diese Freundschaft auch in Zukunft zu kultivieren? Zu welchem Zweck? Der Verkehr mit dieser tauben Klosterjungfrau schließt nicht die mindesten Vorteile in sich ein?"

Marga zuckte die Achseln. „Ich verdanke der Fürsprache des Ministers meine ganze Carriere!"

„Jetzt stehst du ja auf eigenen Füßen und bedarfst dieser Fürsprache nicht mehr."

„So wird mich die Dankbarkeit für vergangene Wohlthaten stets seinem Hause verbinden."

Er lachte scharf auf: „Welch ein gutes, sentimentales Kind du bist. — Mein Himmel, wo sollte ich bleiben, wenn ich für jede ‚Wohlthat' eines Gönners zeitlebens erkenntlich sein wollte!!"

„Nun — auch abgesehen davon, — wir werden doch wohl Tante und Onkel öfters in Floringhof besuchen, und dann ist ein Verkehr mit Benedikta unvermeidlich; das siehst du doch ein!"

Er kniff die Augen blinzelnd zusammen. „Wirklich? Wollen wir sie öfters besuchen? — Ich glaube, Herzchen, wir werden beide keine sonderliche Freude an solch einer Gutsidylle finden! Mir ist das ewige, geisttötende Einerlei eines Landaufenthaltes unerträglich! Weiß ja, wie das geht! Um sieben Uhr gemeinsamer Kaffee und ironisches Lächeln über jeden Langschläfer, welcher sich diesem Commando fatigue nicht fügt, um zwölf Uhr klingelt's zum

Mittagessen, um vier Uhr zum ‚Stippekaffee‘, und abends sieben Uhr endet die Skala des wohlgeregelten und gutbürgerlichen Haushalts mit saurer Milch und Quetschkartoffeln! . Nein, — für derartige Erholungen sind mir meine Sommerferien zu lieb und zu knapp bemessen!“

Marga war verlegen errötet. „Mon Dieu! ich würde ja auch mehr für Ostende oder Abbazzia schwärmen — aber vielleicht sind wir ganz froh, ein paar Wochen am gastlichen Tisch des Onkels sparen zu können!“

Wieder lachte er auf. „Sparen! — Liebstes Kind, ich will doch dringend hoffen, daß wir dieses fatale Wort nie in Betracht zu ziehen brauchen! Deine Gagen und meine Einnahmen werden uns doch wohl eine sorgenfreie und sehr behagliche Existenz sichern, bei welcher ein eleganter Sommeraufenthalt selbstverständlich ist! Ich würde Floringhof hassen, müßte ich aus Vernunftgründen daselbst für längere Zeit Quartier nehmen!“

Sie lachte harmlos: „Wie dein Feuerblut doch gleich in Haß oder Liebe emporschäumt! Und wie schrecklich du dir meine hübsche Heimat ausmalst! Ich gestehe ja ehrlich ein, daß ich mich auch nicht fürs Leben in ländlicher Einsamkeit begraben möchte, aber ich bekenne andererseits auch offen, daß ich mich während meiner Ferien selbst als Marga Daja sehr wohl dort gefühlt habe. Je nun, — ich denke, wir beeinflussen uns gegenseitig nicht in unseren Passionen, und du bist tolerant genug, mir auch als Frau zu gestatten, dem Hause meiner Pflegeeltern treu zu bleiben!“

Er neigte sein blasses Gesicht nahe zu dem ihren und sah ihr mit seinem berühmten „zwingenden" Blick in die Augen: „In dieser Beziehung bin ich ungern tolerant, mein Liebling, denn ich huldige der Ansicht, daß eine Frau von allen Familienbeziehungen losgelöst und ganz und gar allein auf ihren Gatten angewiesen sein muß, wenn die Ehe harmonisch bleiben soll. Selbst eine ‚Pflegeschwiegermutter' hält sich verpflichtet, über das Glück einer jungen Hausfrau zu wachen! Unzählige Tanten halten es für dringend nötig, der ‚Unerfahrenen' in jeder Beziehung die Augen zu öffnen, das Mißtrauen in ihr Herz zu säen und, wo es nur angeht, die arme ‚Tyrannisierte, Unterdrückte' gegen ihren Mann aufzuhetzen! Ich habe genugsam im Leben beobachtet, und dulde keine Götter und Ratgeber neben mir. Du bist ein kluges, geistreiches Mädchen, meine Marga —", fuhr er schmeichelnd fort, ihre Hand zwischen der seinen drückend, „und wirst es selber einsehen, wie lästig es auch für die Frau ist, sich permanent noch von anderen gängeln und bevormunden zu lassen! Du sollst das naive, harmlose Kind, der süße Unschuldsengel bleiben, welcher du bist! Es sollen sich keine fremden Elemente zwischen unsere Herzen drängen! In dieser Beziehung bin ich eifersüchtig, meine kleine Göttin! Jene Verehrer und Anbeter, welche sich vor deinen Triumphwagen spannen, um dir verdienterweise zu huldigen und deinen Ruhm in alle Welt zu tragen, die werde ich ohne jede Spur von Eifersucht dulden, denn mein Selbstbewußtsein ist zu groß, um die Macht eines

anderen neben mir zu fürchten, und ich wüßte keinen Mann der Erde, welcher einen Roman Ermönyi und seine Liebe ersetzen könnte! — Aber auf die Verwandtschaft und Sippe meiner Frau werde ich eifersüchtig sein wie ein bengalischer Tiger, und werde von vornherein das Tischtuch zwischen ihnen und uns zerschneiden. Ist dir dieser mein dringender Wunsch nicht zu Willen, und willst du mich um deiner Verwandten willen aufgeben, so sage es lieber sofort, damit wir die Bande rechtzeitig lösen, welche uns in diesem Falle doch nicht zu Glück und ungetrübter Wonne verbinden würden!"

Seine weiche, leise Stimme verstand es, mit vollster Eindringlichkeit zu flüstern, seine Augen brannten, und die Leidenschaft, welche dennoch eine Eifersucht bekennen mußte, ließ seine Hände beben.

Mit strahlenden Augen des Entzückens schaute Marga ihn an. Wie recht hatte er! Wie sorgsam war er bemüht, alles fern zu halten, was jemals ihren häuslichen Frieden stören könnte.

Klug und geistreich nannte er sie. Er soll sich nicht in ihr getäuscht haben. Sein stolzes Selbstbewußtsein imponiert ihr, seine männliche Festigkeit, sein energischer Wille entzückt sie. Ja, es gibt keinen zweiten Mann auf der Welt, welcher einen Roman Ermönyi ersetzen könnte.

Sie faßte lächelnd seine Hände, sie lehnt das Köpfchen an seine Schulter, sie schmiegt sich so fest an ihn, als wolle sie ihn nie wieder lassen. Der alte Rausch schwärmerischer Anbetung kommt zurück.

Er lächelt: „Sieh mir in die Augen, Feinslieb, und sag, ob du mich um jener Leute in Floringhof gehen heißest!

Sie schüttelt leidenschaftlich das Köpfchen: „Nie, nie! Ich bin dein eigen — ganz und gar. Ich bin dein Kind — deine Sache — dein Nichts! Dein Willen ist der meine, ich lebe nur noch durch dich! Du sollst bestimmen, und ich will blindlings folgen, wie sich das Eisen ohne Widerstehen nach seinem Magneten dreht!"

So wollte er es hören.

Sein Arm umschließt sie gewaltiger. „Du willst dich loslösen von jenen — um meinetwillen?" klingt es in zischendem Flüsterton von seinen Lippen.

„Ich will's, Roman! ich will's!"

„Ganz und gar dich frei machen von ihnen? Keine Briefe an sie schreiben oder empfangen? — auch das will ich!"

Ihre Lippen zuckten momentan unter dem Kampf, welcher ihr braves Herz durchtobt. Ihr Gefühl kindlicher Dankbarkeit gegen die Menschen, welchen sie alles verdankt, schreit wild auf gegen die rohe Zumutung, welche man an sie stellt.

Aber Roman fasciniert sie mit seinem Blick. „Zur Hochzeit müssen sie aber noch kommen!" fleht sie mit zitternden Händen.

„Zur Hochzeit, — meinetwegen."

„Dann soll der Verkehr langsam einschlafen —!" „Bist du zu feige, um zu brechen? Je nun, ich werde dir zu Hilfe kommen; ich werde die Schuld auf mich nehmen!

„Gründe sind feil wie Brombeeren", sagt Shakespeare, und warum sollte ich nicht auch einen kleinen Disput heraufbeschwören, um unsere Beziehungen zu jenen Leuten zu lösen! So werden sie nicht dir, sondern nur mir allein zürnen und es doch begreiflich finden, wenn du zu deinem Manne hältst und seine Antipathien respektierst! Ich will ja nicht nur mein Glück, süßes Kind, ich will hauptsächlich das deine! Und ich will mehr noch, ich will dein Herz besitzen, ganz ungeteilt, nicht ein Pulsschlag soll mehr jenen anderen gehören! Ist deine Liebe nicht stark und groß genug, um mir dieses Opfer zu bringen? Beseligt dich nicht der Gedanke, mir deine Gefühle beweisen zu können? Habe ich nicht auch für dich gearbeitet und dich kraft deiner neuen Glanzrolle hoch empor zu Ruhm und Ehren gehoben? Hättest du je diesen eklatanten Erfolg gefeiert, hätte ich dir nicht die Partie geschrieben, welche alle deine Vorzüge und dein Talent in das rechte Licht setzt, und willst du mir nicht durch den kleinsten Beweis selbstloser Hingabe dafür dankbar sein?"

Ihre Wangen glühen auf, sie senkt das Köpfchen wie in tiefer Scham zur Brust, und dann preßt sie das Antlitz sekundenlang auf seine Hand und murmelt mit halb erstickter Stimme:

„Ach, ich will es ja, Roman! Ich will alles, was du verlangst! — —" Der Wagen rollt durch die menschenleeren Anlagen, und Ermönyi drückt schnell einen Kuß auf ihre Lippen. „Dies ist das Siegel unter deinen Schwur!" sagt er mit seltsamem Blick.

Und dann ist er von ausgelassener, überschwenglicher Heiterkeit und Liebenswürdigkeit.

Er versteht es, durch die rosigsten Zukunftsbilder die letzten Skrupel zu verscheuchen, und ihr wachsweiches Herzlein schon jetzt so geschickt zu kneten, daß es nur noch ein willenloses Etwas zwischen seinen gewaltthätigen Händen ist.

Fern ab im Park, an der großen Verkehrsader, welche ihn durchschneidet, liegt die elegante Villa, die der Professor zu seiner Privatklinik eingerichtet. Der Wagen hält, und Roman springt heraus, die Braut voll ritterlicher Höflichkeit zur Erde zu heben.

Noch ein schneller Händedruck, dann eilt Marga durch den eleganten Vorgarten, welcher in aller Blütenpracht des Frühlings duftet, und eilt an dem Portier vorüber, welcher sie bereits kennt und mit respektvollem Lächeln grüßt.

Eigentlich ist Margas Interesse an diesem Besuch während der Fahrt fast vollständig erloschen.

Roman Ermönyi hat es verstanden, während derselben seine eigene Persönlichkeit so günstig und interessant beleuchtet in den Vordergrund zu schieben, daß die farblose Gestalt eines Eckert haltlos in das Nichts zurückgedrängt wurde, aus welchem sie sich über Nacht so eigenwillig heben wollte.

Marga lächelt über sich selber, daß sie dem Wesen und der Kritik dieses verbauerten Menschen überhaupt irgend welchen Wert beigemessen.

Es war wohl der Einfluß der düsteren Nacht, welche

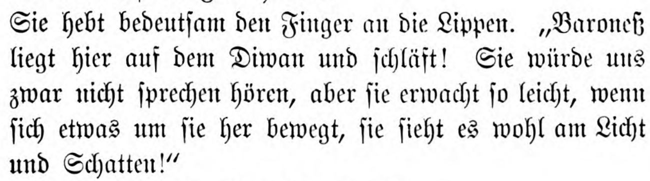
ihre Schatten gespenstisch auf den Glanz ihres jungen Glücks geworfen.

Jetzt, bei hellem Sonnenschein, an der Seite eines Mannes, welchen sie mit der ganzen Überschwenglichkeit ihres unausgereiften Geschmacks vergöttert, und welcher sie soeben wieder mehr denn je mit dem alten Zauber umstrickte, zerrinnen die Phantome der Nacht in ein Nichts, und es bleibt kaum noch ein heimlicher Stachel zurück, welcher die verletzte Eitelkeit der verwöhnten jungen Dame verletzt.



Oder fühlt sie ihn nur in diesem Augenblick nicht schmerzen? Sie fragt nicht darnach. Sie klopft ungestüm an der Salonthüre Benediktas.

Sophie öffnet behutsam und tritt auf den Flur heraus.



Sie hebt bedeutsam den Finger an die Lippen. „Baroneß liegt hier auf dem Diwan und schläft! Sie würde uns zwar nicht sprechen hören, aber sie erwacht so leicht, wenn sich etwas um sie her bewegt, sie sieht es wohl am Licht und Schatten!“

„Sie schläft? Um diese Zeit?“

„Es war ein anstrengender Tag heute! Morgens hat eine sehr schmerzliche Behandlung der Ohren die Ärmste sehr erschöpft, — dann war Eckert da und hat endlose Dinge zu erledigen gehabt —"

„So, so! Ist er schon wieder fort?"

„Ja natürlich!"

„Abgereist? Nach Floringhof zurück?"

„Ich denke, ja. Er wollte den Mittagszug benutzen! Komischer Mann! Ihm brannte der Boden wahrhaft unter den Füßen, und die schöne Residenz hat ihn gar nicht fesseln können, sondern ihn im Gegenteil wie eine böse Macht heimgejagt! Eine brave, goldgetreue, solide Haut ist er! Mein Gott, wenn ich bedenke, wie andere junge Männer solch einen Aufenthalt in der Großstadt ausgenutzt hätten! Aber er hat nur an die Kleinen daheim gedacht, ob die auch gut verwahrt und behütet seien, und ist auf und davon, wie die zärtlichste Mutter, welche nicht von der jungen Brut fort kann!"

„Lächerlich! Wie unmännlich und schlapp ist doch diese Anstellerei für einen solchen baumlangen Riesen Goliath!" — — Marga warf spöttisch das Köpfchen zurück. „Hat er noch etwas über die Aufführung gestern gesagt?" forschte sie mit flimmerndem Blick.

Sophie sieht verlegen aus und bemüht sich, es zu verbergen.

„Von gestern abend? — Ah so! Die Premiere! O liebes, süßes Fräulein Marga, wie haben Sie mich zu Thränen gerührt, wie wunder= — wunderschön sahen Sie

aus, und wie köstlich haben Sie gesungen! Kein Engel im Himmel macht's schöner —"

„So? sagte dies alles Herr Eckert?" spottete sie.

Die Alte wird dunkelrot. „Und gar verlobt haben Sie sich, liebstes Fräulein Marga! Lassen Sie mich doch vor allen Dingen gratulieren! Welch ein schöner, schlanker Herr ist doch der Bräutigam! Und wie eigenartig sah er aus, — so recht ausländisch, — wie etwas ganz Besonderes! Ja, ich habe ihn mir ganz genau angesehen, wenn er immer herausgerufen wurde — —"

„Und das alles war auch des Inspektors Ansicht?" —

Die Kammerfrau schrickt wahrhaft zusammen. „Der Inspektor? So, so! — Hat er ihn auch kennen gelernt? Ja, er ist wohl gestern abend noch mit den Herrschaften zusammen gewesen. — O, und diese Blumen und Lorbeerkränze, Fräulein Marga! So etwas habe ich ja im ganzen Leben noch nicht gesehen, aber unserer, der ganz große, rundgewundene Kranz mit rosa Bändern umschlungen, der war doch der schönste! Baroneß wollte ja nicht, daß eine Karte daran gesteckt würde, aber ich sagte ihr gleich — das errät ja das Fräulein doch!"

„Wie? Der herrliche Kranz war von Benedikta? Ach wie komisch! Ich dachte Eckert wäre darum so frühzeitig verschwunden gewesen, um schnell noch diesen Lorbeer zu holen und ihn als Zeichen höchsten Entzückens zu werfen!"

Sophie schnappt nach Luft. Nun weiß sie wirklich

nicht mehr, wie sie dem heiklen Thema ausweichen soll. Die Sängerin weidet sich momentan an ihrer Verlegenheit, dann lacht sie plötzlich hell auf und klopft der Alten jovial die Schulter.

„Na — lassen Sie gut sein, Sophie! Sie braves Wurm können ja nicht lügen! Nur heraus mit der Sprache! Hat Eckert sehr geschimpft? Daß ich ihm nicht gefallen habe, weiß ich ja!"

„Wissen Sie ja?" stottert die Alte wiederholend.

„Weiß ich. Er hat mir selber versichert, daß er so früh weggegangen sei, weil ich ihm nicht gefallen hätte. Je nun, über den Geschmack läßt sich ja nicht streiten, und was dem einen seine Eule ist, das ist dem anderen seine Nachtigall. — — Nun beichten Sie mal ehrlich, liebe Sophie, was hatte er alles auszusetzen?"

Die Kammerfrau rang nach Atem: „Ach, liebes Fräulein, der Inspektor ist ein guter, braver Mensch, aber von dem Theater versteht er wohl nicht viel, da müssen Sie nichts darauf geben —"

„Sagte er, daß ich nicht hübsch ausgesehen hätte?"

„Je nun, er meinte, das sei alles so unnatürlich gewesen, die Wahrheit wäre ihm lieber! —"

„So unnatürlich!"

„Ja, ich fand das auch wunderlich! Baroneß und ich hätten doch darauf geschworen, daß er zum Sterben in Sie verliebt sei, Fräulein Marga, und doch scheinen wir uns gewaltig geirrt zu haben, der Inspektor denkt gar nicht an Liebe!"

„Sollte es nicht Eifersucht sein, welche ihn plötzlich so abfällig über mich reden läßt?“

Sophie trat vertraulich näher: „Glaubte ich ja auch, glaubte ich ja auch, Fräulein Margachen! Ich dachte, aha, wenn die Trauben zu hoch hängen, sind sie sauer! Aber es war doch nicht so. Er meinte, Herr Ermönyi sei just der Mann für sie, der habe alles an sich, was Ihnen so recht imponiere. Auch paßten Sie nur in solch ein Theaterleben hinein, er begreife es nicht, daß sie die Einsamkeit von Floringhof acht Tage lang ertragen hätten! Das sagte er ohne alle Bitterkeit, und Ihre schöne Stimme und den Gesang lobte er ja auch und war überzeugt, daß Sie noch sehr berühmt werden würden.“

„Oho, davon war er überzeugt!“

„Aber ob Sie so recht glücklich werden würden, das bezweifelte er doch und meinte, er habe so andere Begriffe vom Glück, daß ihm ein Leben, wie das einer berühmten Frau Ermönyi eher ein Unglück deuchte.“ —

Marga lachte scharf auf. „O ahnungsvoller Engel du!“ spottete sie, aber wieder trat der gehässige Zug der Erbitterung in ihr Antlitz. „Je nun, es ist ja ein Glück, daß der Herr Inspektor kaltherzig genug war, keine unglückliche Liebe als Überfracht nach Floringhof zurückzuschleppen. Ich werde mich ja über den Verlust dieses Verehrers zu trösten wissen und hoffe, auch ohne den Beifall des Herrn Eckert meinen Weg zu gehen und ohne seine Überzeugung das wahre Glück an Ermönyis Seite zu finden! Leben Sie wohl, Sophie! Grüßen Sie

Baroneß sehr herzlich und bestellen Sie, in nächster Zeit hätte ich enorm viel zu thun, so daß ich wohl nicht oft hier vorsprechen könne. Baroneß möchte mein Nichtkommen doch nicht übel nehmen."

„Nein, nein, im Gegenteil, liebes Fräulein Dallberg!" versicherte Sophie eifrig, „das trifft sich ganz gut so! Der Herr Professor fängt ja jetzt die strenge Kur mit dem gnädigen Fräulein an, und da soll sie sich ganz und gar von jedem Verkehr zurückziehen und ganz der Ruhe leben! Ich werde das schon so zu drehen wissen, daß Baroneß glaubt, es sei ein Gebot des Herrn Doktors, daß Sie seltener kommen, Fräulein Marga!"

„Vortrefflich! Das paßt ja wunderschön! Nun, dann Gott befohlen, Sophie! Behalten Sie mich in gutem Andenken."

Marga wandte sich und ging. Sie hatte das Gefühl, als schiede sie für ewige Zeiten. Aber sie empfand es durchaus nicht als Schmerz.

Der Ingrimm über Adalbert Eckert durchtobte sie abermals, und unwillkürlich übertrug sie den Haß auf ganz Floringhof. Nicht allein Eckert war ein beschränkter, engherziger Pedant, sondern all diese „Provinzler", welche viel zu niedrig an der Erde krauchen, um den Sonnenflug eines Künstlers begreifen zu können. Sie paßte nicht mehr unter diese Menschen, und Roman hat recht, wenn er sie von ihnen loslösen will. Die ewig moralisierende und ermahnende Benedikta, welche trotz all ihrer Freundschaft doch immer eine gewisse Scheidewand aufgestellt hatte

und stets die Gutsherrin gegenüber der Nichte des Pächters geblieben, war für die Dauer auch mehr eine lästige Verpflichtung als ein Genuß. Je nun — sodann! Roman Ermönyi soll allein in ihrem Herzen regieren, sein Wunsch soll ihr Wille sein, und kein anderer Gott neben ihm existieren!







XIV.

Benedikta hatte sich einer ebenso strengen wie angreifenden Kur unterziehen müssen.

Anfänglich, als immer und immer noch kein Erfolg zu bemerken war, hatte sich eine trostlose Stimmung tiefster Niedergeschlagenheit ihrer bemächtigt.

Sie glaubte nicht mehr an eine Heilung, und der bittere Kampf zwischen Lebenslust, inniger Sehnsucht nach dem Glück und einer Resignation, welche allem entsagen soll, was sonst das selige Anrecht der Jugend ist, zerriß ihr in manch langer Nacht, während manch stillen Tages das Herz.

Endlich war es, als wollte sich Gott ihres Leides er-

barmen. Schon glühte die Sommersonne am Himmel, als Fräulein von Floringhoven zum erstenmal wieder das schwache Echo einer menschlichen Stimme vernahm.

Eine unbeschreibliche Aufregung, ein namenloses Entzücken bemächtigte sich ihrer, und die Bewohner der ganzen Klinik feierten mit aufrichtiger Teilnahme dieses Freudenfest mit der jungen Dame, welche sich so allgemeiner und herzlicher Sympathien erfreute.

Langsam, aber stetig schritt die Besserung fort, und Jean Baptiste schrieb einen langen Gratulationsbrief im Namen des Ministers und gesamten Schlosses, in welchem er versicherte, daß Excellenz volles Verständnis für die frohe und beglückende Kunde gezeigt und seit langer Zeit zum erstenmal wieder Teilnahme für ein Ereignis bewiesen habe. Der alte Herr sei seit letztem Winter doch beängstigend schwächer geworden, und der Arzt hoffe sehr, daß Baroneß bald wieder kommen dürfe, die Sehnsucht des Großvaters zu stillen!

Thränen rannen über Benediktas Wangen, auch sie überkam ein unbeschreibliches Heimweh, und der Gedanke an den einsamen, alten Mann, welcher in ihr alles entbehrte, was ihm das Leben noch lieb machte, erfüllte sie mit größter Wehmut.

Der Professor schüttelte mahnend den Kopf. „Ich bitte Sie um alles, Baroneß, sich keinen traurigen Stimmungen hinzugeben! Jede Gemütserregung, jeder Nervenreiz ist Gift für Sie und ein Rückschritt auf dem Wege Ihrer Genesung! Noch wenig Wochen Geduld! Dann

wird die Freude an dem gesunden Enkeltöchterchen den Herrn Großvater wieder verjüngen!"

Und abermals zogen die Wochen dahin.

Benediktas Leiden schien thatsächlich der Kunst dieses vortrefflichsten aller Spezialisten weichen zu wollen. Schon konnte man sich durch das Sprachrohr vollkommen mit ihr verständigen, und einzelne besonders durchdringende Stimmen vernahm sie auch ohne dasselbe in beglückender Deutlichkeit.

Der alte General rieb sich schmunzelnd die Hände.

„Sehen Sie, meine Gnädigste, wie rücksichtsvoll der Professor ist! Da er einsieht, daß ich mich absolut nicht mehr zum Schriftsteller ausbilden kann, haucht er Ihnen wieder Leben in die rosigen Öhrchen, damit ich fauler, alter Kerl um so bequemer die Cour machen kann! — Sie haben meine Worte doch verstanden?"

Benedikta lächelte mit strahlenden Augen. Ja, sie hatte es verstanden, was der alte Militär ihr mit Kommandostimme in das Ohr schrie, und sie verstand ihn von Tag zu Tag besser. — Nur wenn er gar zu große und schmeichelhafte Elogen sagte, schüttelte sie neckend das Köpfchen und versicherte: „Das verstehe ich nicht, Excellenz!"

Der Professor hatte sein ganzes Interesse auf dieses holde „Schmerzenskind" gerichtet und empfand eine ungewöhnliche Freude, dieses junge, in jeder Beziehung so liebenswerte Wesen der Welt und Gesellschaft zurück schenken zu können. Noch eine kurze Spanne Zeit, und

Benedikta konnte hoffentlich als völlig hergestellt entlassen werden, konnte im kommenden Winter Flöten und Geigen hören und die Freuden der Jugend nun doppelt genießen nach der langen, qualvollen Zeit bitteren Leides. Die treue Sophie weinte Freudenthränen. Sie hatte das Schreibtäfelchen mit einem kleinen Immortellenkranz umwunden und zum ewigen Angedenken aufgehängt. — Gott sei Lob und Dank, seine Zeit war um.

Jetzt konnte die treue, alte Seele schon wieder mündlich mit der jungen Herrin verkehren, sie mußte nur laut, sehr laut noch sprechen, — aber das that sie ja herzlich gern, war doch jeder verständnisvolle Blick Benediktas, jede richtige Antwort ein beseligender Beweis für die Gnade Gottes, welche ihren Liebling aus bitterer Not errettet.

Ein Gewitter schien heraufzuziehen.

Baroneß Floringhoven stand an dem offenen Fenster und atmete voll Entzücken den leichten Luftzug, welcher die matten, verstaubten Parkbäume schüttelte, als wolle er sie aus tiefem Schlaf erwecken. Wie sehnte sich die junge Dame heim! Zurück in die hohen, luftigen Schloßzimmer, in die frische Bergluft ihres schönen Heimatlandes, in die grüne, üppig blühende und duftende Pracht ihres eigenen Gartens.

Hier wehte die Luft staubig und erstickend schwül, wer aus der Residenz flüchten konnte, that es; mit geschlossenen Fensterläden und abgeräumten Balkons starrten die Häuser wie steinerne Schläfer in die Sonnenglut hinein, und das

Verkehrsleben strömte nur langsam, matt und spärlich durch die Straßen. Mehr als je empfand Benedikta gerade jetzt ihre Verlassenheit. Die meisten Patienten waren abgereist, — auch der General hatte es vorgezogen, eine kleine Unterbrechung der Kur riskierend, sich in einem Seebad mit dem nötigen Naß „dämpfen" als wie hier auf trockener Glut rösten zu lassen.

Und Marga? —

Fräulein von Floringhoven seufzte tief auf. Wo mochte die Kleine weilen, wie mochte es ihr ergehen! Marga Daja, der neue Stern der hiesigen Oper, war schon seit zwei Monaten erloschen, um als „Madame Ermönyi" in einer süddeutschen Großstadt neu aufzustrahlen. Sie war verheiratet.

Seit Benedikta, von aller Welt abgeschlossen, nur den strengen Satzungen ihrer Kur lebte, hatte sich so vieles in der Außenwelt ereignet, was ihr aufrichtig nahe ging, und woran sie doch keinen Anteil nehmen konnte und durfte.

Nach der Premiere der neuen Oper hatte sie die Jugendgenossin nur einmal noch ganz flüchtig wieder gesehen, als Marga in hochgradiger Erregung die Baroneß bitten wollte, bei Onkel Dallberg ein fürsprechendes Wort einzulegen. Derselbe wollte absolut nichts von einer so übereilten Hochzeit wissen, und Roman dränge so sehr darauf! Schon habe es zu Konflikten zwischen beiden Herren geführt und vorläufig mit der Drohung des Brautpaares geendet, wenn die Erlaubnis verweigert würde,

seien sie fest entschlossen, sich ohne den Segen des Onkels und Vormunds in England trauen zu lassen!

Benedikta war sehr bestürzt und unangenehm von diesem schroffen Benehmen der jungen Leute berührt. Sie sah aber bald ein, daß es durchaus fruchtlos sein würde, durch Güte und Vernunft auf den Eigensinn der „berühmten selbständigen Diva" einzuwirken. Sie empfand mehr denn je einen heftigen Widerwillen gegen Roman, welcher sich absolut nicht benahm, wie es einem vernünftigen, ehrenhaften Mann zukam. Obwohl sie für Margas Zukunft das Traurigste fürchtete, machte sie sich andererseits doch klar, daß in diesem Falle ein Ankämpfen gegen Verblendung und kindischen Trotz noch schlimmer sei als ein resigniertes Nachgeben. Das erstere hätte lediglich eine Flucht nach England und den abscheulichen Zeitungsskandal der heimlichen Trauung zur Folge gehabt, welche auf die so wie so leicht bemäkelte Ehre einer Bühnenkünstlerin das häßlichste Licht werfen würde, und außerdem wäre wohl ein Bruch mit Marga und ihren Angehörigen unvermeidlich gewesen.

Beides aber wollte Fräulein von Floringhoven gern verhüten.

Sie schrieb sehr ehrlich und ausführlich an Herrn Dallberg, teilte ihm mit, daß auch sie berechtigte Zweifel in das Glück dieser Ehe setze, daß es aber wohl vergeblich sei, gegen den Wunsch der jungen Leute auf baldige Vereinigung anzukämpfen.

Die Gesinnungen des rücksichtslosen Dirigenten und

der unbeugsam kindische Starrsinn Margas garantierten den unüberlegtesten Streich. Es sei unmöglich das junge Mädchen in ihrer Stellung derart zu überwachen, um eine Flucht nach England verhüten zu können, die Rätin wenigstens sei durchaus nicht die geeignete, energische Persönlichkeit dazu.

So, wie die Angelegenheit leider stehe, sei es wohl das ratsamste, durch ein erzwungenes Nachgeben noch viel größeren Unanehmlichkeiten vorzubeugen.

Der Pächter von Floringhof antwortete in einem innig dankbaren, sehr bekümmerten Schreiben. Der Einfluß Ermönyis zeigte sich schon jetzt in einer geradezu erschreckenden Weise. Er habe schon jetzt aus dem lieben, fügsamen, treuherzigen Kind ein undankbares, jähzorniges, allen Respekt gegen die Pflegeeltern vergessendes Wesen gemacht. Wie tief dieser Kummer ihm und seiner armen Frau in das Herz schnitte, könne wohl Benedikta am besten ermessen, sie, welche Zeuge all der endlosen Sorge und Mühe und Kosten, welche die Erziehung der Waise verursacht, gewesen, sie, welche es wisse, mit welch aufopfernder Liebe Marga von ihnen verhätschelt und gehalten worden sei. Nun habe ein böser Geist von dem Herzen der armen Verblendeten Besitz ergriffen und reiße sie los von allem, was ihr sonst lieb und teuer gewesen. Der Ruhm und Lorbeer eines Mannes sei doch nicht Gewähr für seinen Charakter! Roman Ermönyi sei ihnen allen völlig unbekannt, und wenn ja auch die Rätin viel Lobenswertes über ihn geschrieben, so stehe sie doch zu sehr unter dem Einflusse

Margas, um ein klares Urteil fällen zu können. Alles andere aber, was er, Dallberg, in der Residenz über den jungen Komponisten erkundet habe, spreche nicht sehr für ihn. Er lebe leichtfertig, mache Schulden, sei ein brutaler unberechenbarer Mensch, welcher überall Streit und Konflikte habe, — ja, viele wollten ihm sogar den künstlerischen Wert absprechen und behaupteten, er zehre einzig noch an dem berühmten Namen des Vaters. Dallberg habe Marga in diesem Sinne Vorstellungen gemacht und sie gewarnt; ihre Antwort sei derart beleidigend und impertinent gewesen, daß er mit der jungen Dame fertig sei. Möge sie thun, was sie nicht lassen kann. Die Verantwortung falle auf sie zurück, wenn sie seine Einwilligung zur Ehe erzwinge. Er müsse dieselbe ja geben, um eine größere Schande von dem bethörten Mädchen abzuwenden. Das war hart. —

Tief aufseufzend ließ Benedikta den Brief sinken. So weit war es also gekommen!

Der Jammer der braven, alten Leute schnitt ihr in das Herz, umsomehr, als Jean Baptiste in seinem nächsten Bericht über das Befinden des Ministers mitteilte, die arme Frau Dallberg sei kränker als je und sogar bettlägerig, der Arzt fürchte, daß irgend eine Aufregung oder ein Kummer ihr Herzleiden verschlimmert habe; man wisse aber keinen Grund dafür, denn ihre beiden Söhne seien sehr wohl auf und brave Jungens.

Benedikta wußte ihn! — Gott sei es geklagt.

Wie viel dachte sie in einsamen Stunden über diese unglückselige Angelegenheit nach.

Nein, Ruhm und Lorbeer allein beglücken nicht. Die, welche Roman auch diese einzigen Tugenden noch absprachen, sein Talent und seine Meisterschaft, thaten ihm wohl so unrecht nicht.

Mit besonderem Interesse hatte Benedikta die Kritiken der verschiedensten Zeitungen über seine neue Oper gelesen. Keine räumte dem Komponisten das Verdienst an dem schönen Erfolg der Premiere ein; alle sprachen sich tadelnd über die seichte, effekthaschende Trivialität seiner Musik aus, welche auch diesmal die kleinlichsten Hilfsmittel und „Mätzchen" nicht verschmäht habe; das Publikum habe sich aber momentan verblüffen lassen.

Daß die Oper so glänzend aufgenommen sei, wäre wohl lediglich das Verdienst der Vertreterin der Titelrolle. Für die Eigenart des Fräulein Daja, einer talentierten Anfängerin, sei die Partie allerdings wie geschaffen gewesen, und bei den erfreulichen, gesanglichen Fortschritten, welche die junge Dame gemacht, sei ihre so überaus anmutige und oft geradezu zündende Wiedergabe der „Todgeweihten" wohl die hauptsächlichste Anregung zu dem stürmischen Applaus gewesen.

Spätere Berichte aus anderen großen Städten lauteten noch weniger günstig.

Hier, wo ein Fräulein Daja nicht zur Stelle war, um der Oper zu ihrem Erfolg zu verhelfen, fiel sie als schales und gehaltloses Machwerk sichtlich gegen die frühere Musik des Komponisten ab. Es war lediglich der gute Klang des Namens, welcher bei dem Publikum von seiten des

Vaters her noch in Erinnerung steht, welcher auch dieser Oper — wiewohl unverdienterweise — einen Achtungserfolg errang. Mit diesem aber dürfte sie wohl von dem Repertoir verschwunden und endgültig eingesargt sein.

Das war ein übler Rauhreif, welcher auf den Lorbeer des selbstbewußten Künstlers fiel. Aber er schien dennoch nicht im stande gewesen zu sein, die blinden Augen Margas noch bei Zeiten aufzuthun.

Kaum drei Wochen nach der Verlobung lief die lakonische Notiz durch die Zeitungsspalten — unter der Rubrik „Musik und Theater" —, daß die Opernsängerin Fräulein Marga Daja, welche mit der Direktion des Theaters zu X. einen zweijährigen Kontrakt abgeschlossen, gestern in der St. Paulskirche mit dem Komponisten Roman Ermönyi den Bund für das Leben geschlossen habe. Ermönyi habe seine Stellung als Dirigent an dem nämlichen Theater bereits angetreten, und diese „musikalische Ehe" der beiden jungen Künstler berechtige zu dem Wunsche, daß dieselbe eine dauernd „harmonische" bleibe.

Benedikta ward bleich vor Überraschung und Schrecken. Sie waren bereits getraut! — Hals über Kopf! und keine Anzeige, keine Nachricht — keine Zeile einer privaten Mitteilung.

Das schmerzt. —

Das hatte sie wohl nicht um die Jugendgespielin verdient. Möge Gott sich der verblendeten, undankbaren, jungen Frau erbarmen.

Warum stellte sich Marga so feindselig und fremd zu

ihr? — Fraglos hatte Dallberg den Inhalt ihres Briefes dem Brautpaar mitgeteilt. Da er nicht sehr schmeichelhaft für Ermönyi lautete, hatte Marga die Verräterin wohl in Acht und Bann gethan.

Was hilft es? — Benedikta hatte gehandelt, wie es ihr recht und ehrlich deuchte.

Ein tiefes Aufatmen hebt ihre Brust. Gott sei gelobt, daß das gewissenlose Mädchen nicht noch Unheil angerichtet und den armen Eckert für sein Leben elend gemacht hat.

Wie ein Gefühl unendlicher Beruhigung überkommt es die junge Dame bei dem Gedanken an die schier unfaßliche Wandlung, welche während der Premiere mit dem Inspektor vor sich gegangen!

In jener Stunde, da sie für sein Glück und Heil gezittert, hatte er die Ruhe seiner Seele wiedergefunden, in dem Augenblick, da sie sein Herz zu Tod verwundet glaubte, war es genesen aus dem Fegefeuer der Prüfung hervorgegangen.

Sie konnte sich dieser — an ein Wunder grenzenden — Thatsache nicht genugsam freuen.

Eckert und seine Kinder verdienten ein besseres Glück als jenes, Marga Daja Frau und Mutter zu nennen. Das sahen sie jetzt wohl alle ein.

Da Marga weder ihre Vermählung angezeigt, noch sonst an eine Menschenseele irgend welche Nachricht geschickt hatte, mußte man annehmen, die junge Frau habe ihre Stellung an der X.er Bühne auch bereits angetreten oder

lebe doch wenigstens mit ihrem Gatten schon jetzt an dem künftigen Bestimmungsort.

Um so überraschter war Benedikta, kaum drei oder vier Wochen nach der Hochzeit abermals eine Zeitungsnotiz zu lesen, welche mitteilte, daß Madame Ermönyi an der Oper einer nordischen Hafenstadt in der Titelrolle der neuesten Oper ihres Mannes gastiert habe.

Der Erfolg sei ein unbestrittener gewesen. Die Sängerin, welche körperlich und stimmlich ganz besonders für die Eigenart dieser Rolle prädestiniert schien, habe die sonst wertlose Oper in erstaunlicher Weise gehalten; es sei aber fraglich, ob es eine andere Sängerin des Theaters ihr auf die Dauer nachthun könne. Madame Ermönyi beabsichtige eine größere Gastspieltournee zu unternehmen, um dem Werk ihres Gatten überall den nötigen Eingang zu verschaffen. Ihrer so überaus anmutigen und bestrickenden Erscheinung und Stimme dürfte ein solches Unternehmen wohl glücken, daß aber der Oper dadurch ein dauernder Platz auf den Bühnen gesichert werde, liege außer aller Wahrscheinlichkeit.

Marga unternimmt Gastspiele!

Ob ihr Gatte sie begleitet? — Unmöglich, er war vor zwei Tagen als Orchesterdirigent anläßlich der Eröffnungsfeier des Theaters zu X. genannt. — Marga reist allein. Ob sie es will, oder ob sie es muß? Ob sie von dem spekulativen Gatten als „Erwerbsquelle“ von Bühne zu Bühne gehetzt wird, die neue Oper durchzudrücken, oder ob sie aus eigenem Antriebe, die neue Frei-

heit der „Frau" benutzend und auskostend, zu eigenem Vergnügen diese anstrengenden Fahrten unternimmt?

Marga war stets etwas bequem und apathisch beanlagt; sie liebte keinen Reisetrubel und stöhnte, wenn sie die Koffer nur zu einer kleinen Fahrt nach Floringhof packen sollte, und nun dieser ruhelose Wanderzug von Nord nach Süd, von Ost nach West! Ob sie ihre Verbindlichkeiten zu der X.er Bühne gelöst hat, oder ob sie nur einen längeren Urlaub genommen?

Brennende Fragen, welche niemand lösen kann.

Benedikta schneidet die Zeitungsberichte aus und schickt sie an Dallberg, mit der Bitte, ihr doch Nachricht über Margas Ergehen zu geben.

Die Antwort lautet trostlos und kommt von Eckert. Marga existiert nicht mehr für die Pflegeeltern, ihr Benehmen war derart empörend und verletzend, daß alle Beziehungen zu ihr gelöst sind. Auch in Floringhof hat man die Vermählung nur durch die Zeitung erfahren. Das war zu viel des Schmerzes. Frau Dallberg liegt schwer krank, der Arzt befürchtet das Schlimmste. Mann und Kinder sind bei ihr, — die Haare des Pächters sind weiß geworden. Möge der liebe Gott die herben Thränen nicht an der heimsuchen, welche sie verschuldet.

Die Leserin preßt in herbem Unmut die Zähne zusammen, ein Gefühl der Entrüstung gegen Marga überkommt sie, während innige Teilnahme für die Familie ihres Gutspächters ihr die Seele bewegt. Wie ist es

möglich, daß ein böser Einfluß sich so schnell, so vollkommen geltend machen kann? Wie vermochte Ermönyi in verhältnismäßig so kurzer Zeit eine derartige Wandlung zum Schlechten in dem Charakter dieses jungen Wesens zu bewerkstelligen! Marga war stets ein haltloses, leicht zu bestimmendes „Kind" gewesen, daß sie sich aber in dieser Weise aus allen Bahnen der Pflicht und des Rechts reißen lassen würde, ohne daß ihr gutes Herz dagegen siegreich ankämpfte, das hatte Benedikta nimmermehr für möglich gehalten.

Welch ein Unglück, wenn die Mädchen absolut heiraten wollen, wenn sie sich in ihrer Eitelkeit gar nicht die Zeit nehmen, zu prüfen, sondern mit blinden Augen in ihr Verhängnis rennen!

Wie oft hatte Marga ungeduldig ausgerufen: „Ich bin dieser ewigen Tantengängelei so müde! Ich lechze darnach, unter die Haube zu kommen, um endlich einmal die Kinderschuhe von den Füßen zu schütteln und selbständig sein zu können!"

War sie als Frau Ermönyi wohl selbständig? In einer Beziehung fraglos, in der anderen desto weniger.

Über ihr Leben und Treiben brauchte sie wohl keine Rechenschaft mehr abzulegen, denn der cynisch denkende Gatte war nicht eifersüchtig, sondern berechnend genug, um zu wissen, daß die Leiter des Bühnenerfolgs von den Verehrern der Diva gestützt wird. Aber über ihre Einnahmen mußte sie desto genauer abrechnen, denn Marga Daja war in den Augen des Gatten nichts anderes als

die Goldquelle, aus welcher er mit gierigen und unersättlichen Händen zu schöpfen gedachte.

Ein Grausen überkam Benedikta. In welche Sümpfe wird dieser Lebensweg hinabführen! In welche moralischen Tiefen wird der gewissenlose Gatte seine junge Frau sinken lassen, wenn drunten nur rotes Gold winkt, welches sie für ihn heben kann!

„Nur einen fand ich, der die Liebe um roten Goldes willen verschmäht —"

Loges Worte klingen ihr vor den Ohren, und sie muß des erkauften Glückes denken, dessen Ring zum Fluch für jeden ward, welcher ihn am Finger trug. —

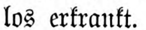
Und wieder vergingen etliche Wochen.

Das Laub färbte sich, ein früher Herbstwind schüttelte es zur Erde. Die Blätter fielen gleich leuchtenden, blutroten und gelbbrennenden Thränen zur Erde, Thränen, welche die Natur dem Sommer nachweint, weil er sie treulos verlassen. Armes, betrogenes Weib! Ihre prangende Schönheit sinkt haltlos dahin, der Kranz ihres Hauptes streut welke Blüten, und der Winter kommt, die Alternde unter weißem Bahrtuch zu traumlosem Schlaf zu betten.

Zur Herbstzeit ruft die Erde sehnsuchtsvoller wie je nach ihren Kindern, und nicht nur die Blättlein an Baum und Strauch folgen ihrem Wink, auch manch dürres, kraftloses Blatt von dem Lebensbaum der Menschheit sinkt müde zu ihr nieder, weil sein Sommer sich geneigt, weil seine Sonne des Glücks für ewige Zeit gesunken.

Mit tiefem Schmerz hatte Benedikta kaum die bleichen Totenkränze für Frau Dallberg winden lassen, als eine neue Schreckensnachricht ihre Einsamkeit erreichte.

Der Minister war an einem Schlaganfall hoffnungslos erkrankt.





Nach Aussage des Arztes zählte sein Leben wohl nur noch nach Tagen, und da er in den Momenten wiederkehrenden Bewußtseins voll schmerzlicher Erregung nach der Enkelin verlangte, hielt es die Umgebung für dringend notwendig, Baroneß Floringhoven davon in Kenntnis zu setzen. Benedikta eilte in schmerzlichster Erregung sofort zu dem Professor, um ihm den Entschluß, nach Floringhofen abzureisen, unverzüglich mitzuteilen.

Der alte Herr wiegte eine Sekunde lang wie in ernstem Erwägen das Haupt. Dann nickte er hastige Zustimmung.

„Reisen Sie mit Gott, meine liebe, teure Patientin!“ sagte er bewegt, „und kehren Sie mit guten Nachrichten zurück. So es der Wille des Höchsten ist, erholt sich Excellenz noch einmal, so aber seine hohen Jahre ihr Recht fordern, verzagen Sie nicht in ihrem Leid, meine liebe Baroneß! Es wird dem wackeren, alten Kämpen wohl sein, endlich von all dem vielen Guten und Edeln, was seinen Namen unvergeßlich gemacht, auszuruhen. Lassen Sie dem Alter sein Recht widerfahren, aber schmälern Sie auch dasjenige der Jugend nicht. Unsere Kur wird gerade jetzt in ihrer besten Entwickelung unterbrochen, kehren Sie so bald wie möglich zu mir zurück, damit Sie ganz und völlig genesen!“

Benedikta versprach es, und nahm bewegten Herzens Abschied.

Lag es nur in ihrer düsteren, sorgenvollen Stimmung, daß ihr auch der Abschied von diesem alten Herrn, welcher während so manch schwerer Stunde zu ihrem väterlichen Freund geworden, ein ewiger deuchte?

Wie in banger Vorahnung hielt sie seine Hand, sie wieder und immer wieder voll herzlicher Dankbarkeit zu drücken.

Wie anders schied sie aus diesem Hause, als wie sie es zuerst betreten hatte!

Sie konnte sich wieder verständigen, sie hörte die Worte, welche ihr mit lauter, scharf markierter Stimme gesagt wurden.

Allerdings hatte die Besserung seit Wochen keine Fortschritte mehr gemacht.

Es schien, als sei ein Stillstand eingetreten, als müsse Natur und Nerv erst neue Kraft sammeln, die letzten schweren Hindernisse auf dem Pfad der Heilung zu überwinden. —

Und dennoch empfand Benedikta ihren Zustand schon jetzt wie eine unbeschreiblich wohlthuende Erlösung aus bitterer Qual! Sie war keine Tote, keine Abgestorbene mehr unter lebensfrohen Leuten, sie war nur noch eine Invalide, eine Rücksicht bedürftige Leidende, welche überall freundliche Teilnahme finden wird, weil ihre Anwesenheit unter Menschen keine störende Last mehr ist.

Mit welch unbeschreiblichen Gefühlen betrat sie Floringhof!

Der Reif war nicht nur über Feld und Wald gefallen, er hatte auch die Häupter und Herzen derer getroffen, welche ehedem glücklich und still zufrieden unter diesem Dache gelebt.

War die gebeugte, kummervolle Gestalt, welche ihr am Portal mit ergrautem Haar entgegentrat, wirklich Herr Dallberg?

Benedikta kann kaum sprechen, die Erregung schnürt ihr die Kehle zu. „So — so müssen wir uns wiedersehen, Dallberg!" stößt sie mit überströmenden Augen hervor.

Er umschließt mit beiden Händen die ihre. „So, Baroneß, — so todelend! — Und warum? warum? — Gott sei es geklagt, — er wird's vergelten."

Dann tritt er mit tief zur Brust geneigtem Haupt zur Seite, dem Inspektor den Weg freizugeben.

Auch Eckert sieht nicht mehr so frisch, so kraftstrotzend aus, wie ehedem. Das Gewitter ist schadlos über dem Haupt des stämmigen Mannes hinweggezogen, aber tief innen, da scheint dennoch ein geheimes Weh zu nagen, wie der Wurm an der Eiche Wurzel ungesehenen Schaden thut.

Pannkeukens sonst so unverwüstlich heiteres Gesicht hängt traurig nieder, und Jean Baptistes runzliges Antlitz scheint noch viel gelber und verschrumpfter wie ehemals.

Leise, leise, über weiche Teppiche zum Lager des Kranken.

Benedikta beißt in bitterem Schmerz die Zähne zusammen, als sie sich mit ausgebreiteten Armen über den Sterbenden neigt.

Er blickt ihr in vollem Bewußtsein mit großen, angstvoll forschenden Augen entgegen.

„Benedikta — Wasser!" ruft er ihr so laut, wie es die alte Lunge gestattet, entgegen.

Die Genannte greift hastig nach dem Glas, welches auf dem Marmortischchen seitlich des Bettes steht, und reicht es dem Dürstenden entgegen, dieweil Jean eilig herzugleitet, den schwachen, gelähmten Körper aufzurichten.

Aber der Minister will nicht trinken. Er starrt in Benediktas Antlitz, und ein Lächeln, unbeschreiblich in stiller Glückseligkeit, strahlt über sein bleiches Gesicht.

„Sie hört! sie versteht mich!" ringt es sich wie leises Schluchzen von seinen Lippen. „Herrgott im Himmel, ich danke dir dafür!"

Und dann faßt er die Hand der geliebten Enkeltochter, wendet das Haupt zur Seite und atmet tief auf. „Nun will



ich schlafen!“ lächelt er.

Das junge Mädchen sitzt neben ihm. Die letzten matten Strahlen der Herbstsonne zittern wie ein Himmelsgruß durch das stille Gemach.

Das Haupt mit den spärlichen weißen Löckchen sinkt friedlich gegen ihren Arm, die Uhr auf dem Sims, welche

so manche frohe, stürmisch bewegte, schmerzvolle und glückselige Lebensstunde für den stillen Träumer geschlagen, singt ihm ein letztes Wiegenlied, — da schläft er ein — für immer. —

Zu Lebzeiten des Ministers hat man kaum seine Anwesenheit in Floringhof wahrgenommen und jetzt, da er in die Gruft der kleinen Schloßkirche gebettet, da sich von seinem Sarg die duftigen Blumengewinde hinüber gesponnen haben um die letzten Ruhestätten seines Weibes und seiner Kinder, gleich liebend ausgestreckten Armen, welche endlich wieder Besitz von lang Entrissenem ergreifen — jetzt scheint der ganze, mächtige Turmbau wie ausgestorben.

Tiefe, bleierne Ruhe und Öde.

Das stürmische Herbstwetter fesselte die junge Herrin an das Zimmer, und da vorläufig soviel des Geschäftlichen erledigt werden muß, tritt der Gedanke an ihre Rückkehr in die Klinik stets mehr in den Hintergrund.

Herr Dallberg kränkelt auch seit einiger Zeit, und der Arzt hält es für unratsam, daß er länger in einer Umgebung verweilt, welche durch ihre so traurigen Erinnerungen seiner Hypochondrie täglich neue Nahrung bietet. Ein Wohnungswechsel, neue Umgebung und neuer Verkehr sollen wohlthuend auf ihn einwirken, und da mit dem Oktober sein zwanzigjähriger Pachtkontrakt abgelaufen, entschließt sich Dallberg nach schweren Seelenkämpfen, Fräulein von Floringhoven seinen Entschluß, in die Stadt zu den Söhnen übersiedeln zu wollen, mitzuteilen.

Benedikta reichte ihm bewegt beide Hände dar. Sie verstand und billigte seinen Wunsch. Wußte sie jetzt doch selber am besten, wie schwer es war, in Räumen zurückzubleiben, die man sonst mit lieben Menschen geteilt.

Herr Dallberg schaute die junge Dame mit seinen müden Augen dankbar an.

„Ich bin alt und stumpf geworden, Baroneß, das Gut würde durch mich nicht mehr tadellos verwaltet worden sein, und das tröstet mich bei dem Gedanken, von Floringhof zu scheiden. Glauben Sie aber nicht, daß ich gehen werde, ohne einen besseren und zuverlässigen Ersatz für mich zu schaffen, ohne Ihnen zuvor alle Schwierigkeiten dieser Neuerung persönlich abgenommen zu haben. Meine Beziehungen zu jungen, kautionsfähigen und vortrefflichen Landwirten reichen Gottlob aus, Ihnen einen neuen und besseren Pächter, als ich es künftighin sein würde, zu verschaffen."

Benedikta nickte ihm freundlich zu. „Bitte, unternehmen Sie doch keine diesbezüglichen Schritte, bester Herr Dallberg!" sagte sie nach kurzem Sinnen. „Ich möchte zuvor noch einiges überlegen, ehe ich mich Ihrem gütigen Vorschlage füge."

An dem Abend desselben Tages ward der Inspektor zu der jungen Gutsherrin beschieden. Benedikta erhob sich von dem Schreibsessel und schritt langsam über den Teppich. Über ihr strahlten die matten Glaskuppeln der Hängelampe und verklärten das schöne, friedliche Angesicht, welches ihm mit den großen Schwarzaugen seltsam forschend entgegenblickte.

Die unbewußte, hoheitsvolle Würde ihres Wesens trat mehr als je hervor, und Eckert blickte mit einem Gefühl verehrungsvoller Ehrfurcht auf die schlanke Gestalt, welche in ihre vornehme Umgebung paßte, wie ein edles Bild in kunstvollem Rahmen.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Inspektor, — darf ich unumwunden und ohne Umschweife sprechen?“

„Ich bitte darum, gnädiges Fräulein.“

Sie wissen, daß Herr Dallberg seinen Pachtkontrakt nicht erneuern möchte, und daß ich mich demzufolge in Verlegenheit wegen eines neuen Gutspächters befinde?“

„Ich weiß es, Baroneß.“

„Ich habe nun selber nach eigenem Ermessen und bester Überzeugung diesen neuen Pächter ausgewählt, und würde sehr glücklich sein, wenn derselbe meinem Wunsche entgegen käme.“

Eckert blickte die Sprecherin ruhig und offen an: Befehlen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich die Sache vermittele oder in die Hand nehmen soll?“

Benedikta lächelte und bot ihm jählings die schlanke Rechte entgegen: „Ja, lieber Eckert, nehmen Sie die ganze Angelegenheit und mit ihr die Zügel der Floringhofer Regierung in die Hand! Wer sollte besser in die Stellung eines neuen Pächters passen wie Sie? Ich biete Ihnen dieselbe an und hoffe zuversichtlich, daß Sie mich nicht im Stich lassen werden.“

Der Inspektor ward blutrot. Aus seinen Augen brach ein Strahl unaussprechlicher Freude; aber nur einen kurzen

Moment, dann ward sein Gesicht bleicher wie je, und das Haupt tief zur Brust senkend, antwortete er leise: „Wie sehr Baroneß mich durch diese Offerte ehren, bedarf keiner Beschreibung, und wie unaussprechlich gern ich dieselbe annehmen würde, kann ich nicht mit Worten versichern. Aber dennoch ist es wohl eine Unmöglichkeit. Ein Gut wie Floringhof pachten bedingt eine Kaution, welche für mich ein unerschwingliches Kapital bedeuten würde. Sie wissen aber, gnädiges Fräulein, daß ich über nichts, über gar nichts mehr zu verfügen habe, und daß meine Armut leider Gottes die Klippe war, an welcher all meine Bemühungen, selbst ein kleines Gut — keine Herrschaft wie Floringhof — zu pachten, scheiterten!“

„Und das Bedenken wegen der Kaution wäre das einzigste, welches Sie zu äußern hätten?“

Er sah sie betroffen an. „Allerdings, Baroneß. —“

„Sie würden sonst gern hier sein und dem Gute das nötige Interesse für eine selbständige Verwaltung entgegenbringen?“

Wieder erglühte sein Gesicht bis unter die blonden Haare. „Ja, Baroneß, ich hoffe zu Gott, daß der neue Pächter mich im Dienst behält; daß er mit mir zufrieden sein soll, wird mein eifrigstes Bestreben sein.“

Benedikta trat an den Schreibtich und legte ein paar Papiere auseinander. „Da ich keinerlei Wert auf die Kautionsleistung lege, und überzeugt bin, daß es derselben auch absolut bei Ihnen nicht bedarf, Herr Eckert, bitte ich Sie, die Pacht der Herrschaft zu übernehmen und diesen

Kontrakt — für vorläufig fünf Jahre — zu unterzeichnen."

„Gnädiges Fräulein!" — das war ein Aufschrei unaussprechlicher Empfindung. Der Inspektor stand regungslos; seine zitternden Hände hingen schlaff hernieder, in seinem Antlitz wechselte die Farbe. Er stand und starrte auf die Schriftstücke, ohne sich vom Fleck zu rühren. „Ihr Edelmut ist so groß, Baroneß, daß ich ihn weder annehmen kann noch darf —" murmelte er mit versagender Stimme.

Benedikta faßte seine Hand und zog ihn mit sanfter Gewalt an den Schreibtisch. „Lesen und unterzeichnen Sie, — ich verlange es von Ihrer Rechtlichkeit, welche eine hilflose junge Dame nicht in die Hände unbekannter Glücksritter und Spekulanten liefern wird. Sie sind mir ohne Kaution ein viel sicherer Gewährsmann, wie alle die anderen, unbekannten Herren, welche sich mit Einlage eines großen Vermögens melden werden, darum bitte ich Sie: Pachten Sie mein Eigentum!"

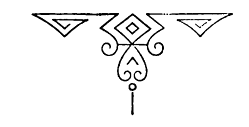
Er konnte nicht sprechen, Thränen unbeschreiblichen Glückes glänzten in den Augen, welche so lange keine Freude mehr gekannt. Er faßte in leidenschaftlicher Erregung ihre Hände und küßte sie.

Sein höchstes Sehnen, der Traum alles für ihn noch denkbaren Glückes war erfüllt und erfaßte ihn wie ein Schwindel. Er! er der Pächter von Floringhof!

Benediktas Schritt verklang auf dem Teppich; sie ließ ihn allein, seiner Aufregung Herr zu werden.

Als sie wieder eintrat, lagen Eckerts gefaltete Hände auf dem unterzeichneten Kontrakt. Er erhob sich langsam

und schaute sie mit unbeschreiblichem Blicke an: „Gott segne Sie!“ — war der erste Laut, welcher über die Lippen des neuen Pächters klang. — „Gott segne Sie!“ — das war ein Gebet, welches aus tiefstem Herzen kam, — und Gott der Herr erhörte es.





XV.

Ehe die verschiedenen Umwandlungen in Floringshof vollendet, und die junge Schloßherrin ihre Angelegenheiten geordnet hatte, war der Winter in das Land gezogen.

Mit der unfreundlichen Witterung schien sich auch das Ohrenleiden Benediktas wieder zu verschlechtern. Sie hörte zeitweise nur durch Hilfe des Rohres, und empfand es selbst in guten Tagen doch noch sehr peinlich, daß sie wohl die laute Sprache des Einzelnen verstehen konnte, daß aber alle Laute zu einem unverständlichen Geräusch verschmolzen, sowie mehrere Personen gleichzeitig in einem

Zimmer sprachen. Dieser Umstand machte sie für einen Verkehr mit der großen Welt immer noch untauglich, und der heiße Wunsch, eine vollständige Genesung zu erzielen, regte sich mehr denn je in ihr.

Sie schrieb an den Professor und fragte an, wann sie zur Fortsetzung der Kur bei ihm eintreffen dürfe.

Die Antwort ließ erstaunlich lange auf sich warten, endlich traf ein Brief ein, welcher die Schriftzüge des ersten Assistenzarztes trug.

Die Nachricht, welche er brachte, wirkte wie ein vernichtender Schlag auf alle Hoffnungen, welche die einsame Herrin von Floringhof gehegt.

Anläßlich einer Reise nach England hatte sich der Professor eine starke Erkältung zugezogen, welche er anfänglich wenig beachtet, bis dieselbe in eine sehr bedenkliche Lungenentzündung ausgeartet sei. Die letzten Telegramme seien hoffnungslos gewesen, und erwarte man in der Klinik schweren Herzens und tief bekümmert die nächsten entscheidenden Tage.

Thränen aufrichtigen Schmerzes füllten Benediktas Augen; es deuchte ihr, als hätte sie mit diesen wenigen Zeilen das Todesurteil ihres Glückes und ihrer Jugend in der Hand.

Am nächsten Tage schon brachte die Zeitung die telegraphische Nachricht, daß Professor H. in Cambridge einer bösartigen Lungenentzündung erlegen sei.

Tiefe, verzweifelte Mutlosigkeit überkam die Lesende. Was nun? — Die rettende Insel, auf welche sich ihre

Zuversicht nach all dem Sturm und Todesweh geflüchtet, versank unter ihren Füßen, und man stieß sie abermals in den Kampf mit ihrem jungen, glückheischenden Herzen zurück, welches noch viel zu warm und lebensfrisch schlug, um schon jetzt in die Todesnacht ewiger Einsamkeit versinken zu wollen!

Zum erstenmale las sie anläßlich der Beerdigung des allgemein so sehr beliebten und verehrten Arztes eine Notiz über Prinz Percy. — Nach langer Zeit die erste Nachricht wieder von ihm.

Der hohe Herr hatte es sich nicht nehmen lassen, dem hochverehrten Freund und Lehrer persönlich die letzten Ehren zu erweisen.

Es ward der Zeit gedacht, während welcher der Prinz in der Klinik des Professors studiert und sich unter der Leitung des tüchtigen Specialisten ganz außergewöhnliche Kenntnisse erworben hatte.

Der Bericht sprang auf die zeitweilige Thätigkeit seiner Hoheit über. Die Privatklinik für bedürftige Ohren- und Halskranke war im Bau begriffen und machte unter persönlicher Leitung des Prinzen schnelle Schritte zur Vollendung. Man hoffte, dieselbe bereits im kommenden Frühjahr eröffnen zu können, wozu die gesamte herzogliche Familie sowie verschiedene Mitglieder des königlichen Hauses ihre Anwesenheit zugesagt hatten. — Der Gedanke an die Vermählung des Prinzen sei mit der Zeit mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Hochderselbe lebe so ausschließlich seinen ernsten und gesegneten Studien,

daß ihn vorerst eine Heirat mit den damit verbundenen gesellschaftlichen und offiziellen Verpflichtungen allzu sehr aus der einmal eingeschlagenen Bahn drängen würde.

Benediktas Haupt sank tief, tief zur Brust.

Abermals wollte sie die leidenschaftliche Sehnsucht nach ihm und seiner Hilfe überkommen! Sie glaubte an ihn, sie war überzeugt, daß nur er allein ihr die volle Genesung zurück schenken könne, aber wie sollte sie es ermöglichen, von ihm ärztlich behandelt zu werden?

Seine Kenntnisse standen ja nur in dem Dienst der Armut, und Benedikta war wohl die reichste Erbin im Herzogtum. Außerdem durfte er niemals ihren Namen erfahren, aus all jenen schon so oft erwogenen Gründen, aus welchen ihr Takt und Zartgefühl den Mund verschlossen.

Eine neue Nachricht löste sie aus ihrer tiefen Niedergeschlagenheit.

Ein gedrucktes Cirkular teilte ihr mit, daß nach Übereinkunft mit den Erben die Klinik des Professors H. genau in der bestehenden Weise fortgeführt werden solle, und daß die bisher unter dem Professor arbeitenden und von ihm ausgebildeten Ärzte die Behandlung der Patienten genau in dem Sinne des Professors fortsetzen würden. Eine kleine Nachschrift des nunmehrigen Leiters setzte Baroneß Floringhoven in Kenntnis, daß ihrer Ankunft in der Klinik nichts im Wege stehe, und daß dieselbe jederzeit erfolgen könne.

Ein schwacher Hoffnungsschimmer erhellte abermals die Leidensnacht Benediktas.

Sie meldete umgehend ihren Aufenthalt in der Anstalt an, und traf sofort alle Vorbereitungen zur Abreise.

Sie hatte eine letzte Unterredung mit Eckert gehabt. Derselbe war auf ihren ausdrücklichen Wunsch mit seiner Familie in die ehemalige Dallbergsche Wohnung in dem linken Schloßflügel übergesiedelt und schien neu aufzuleben in der beglückenden Thätigkeit seiner nunmehr selbständigen Stellung. Dieselbe gab ihm mit einem Schlage alles wieder, was er ehemals verloren, die Stellung und die Mittel, seiner Erziehung und Ausbildung gemäß zu leben.

Zwar war alles unverändert, schlicht und einfach in dem Haushalt des Witwers, und er selber ging nach wie vor jeglicher Arbeit, genau wie zu Zeiten des Inspektors, sorgsam und äußerst gewissenhaft nach, keine Arbeit scheuend und überall mit seinen herkulischen Kräften anfassend und helfend, und dennoch war er ein anderer geworden.

Ein unsichtbarer Druck, welcher bleischwer auf ihm gelastet, war gewichen und ließ ihn hoch aufatmen wie ein Erlöster.

Strahlende Glückseligkeit leuchtete von seinem Antlitz und trat nie auffallender zu Tage, als wie in jenen Augenblicken, wo er seine Kinder voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit herzte.

„Um euretwillen, ihr Lieblinge, bin ich glücklich!“ murmelte er. „Ich selber verlange nichts mehr von der Welt, aber für euch möchte ich ein besseres Los erstreben, euch möchte ich eine gesellschaftliche Stellung und eine

sorgenfreie Existenz schaffen! Für euch! Welch ein Glück ist es, seinen Kindern ein Los zu bereiten, sonniger und viel schöner als das eigene!"

Und das war seine Überzeugung.

Er dachte, er lebte, er arbeitete für seine Kinder. Ihre Zukunft erfüllte und beschäftigte ihn, mit der seinen hatte er abgeschlossen. Ihnen wollte er geben, was ihm versagt war. Sie sollten nicht von hochmütigen, kaltherzigen Menschen unter die Füße getreten werden wie er, sie sollten Rosen vom Baum des Lebens pflücken, keine bleichen Immortellen wie der Vater.

Voll innigster Freude hatte Benedikta diese Vaterliebe und Sorge beobachtet und die Kinder glücklich gepriesen, denen der barmherzige Gott einen solch treuen und selbstlosen Beschützer an die Seite gestellt. Marga hatte ja ehemals so spöttisch über den Schwächling gelacht, welcher sich zum Sklaven seiner Kleinen gemacht, — wie wird es wohl in Zukunft bei ihr und in ihrer Kinderstube aussehen?

Roman Ermönyi wird allerdings kein Schwächling darinnen sein.

Nun war die Stunde des Abschieds gekommen. Eckert hatte das Notwendigste für die nächste Zukunft mit seiner Gutsherrin besprochen, und obwohl Benedikta ihm bereits zum Lebewohl die Hand gereicht, stand er dennoch zögernd, als habe er noch nicht alles besprochen, was ihm am Herzen lag.

Fräulein von Floringhoven blickte ihn fragend an.

Da wandte Eckert das Haupt halb zur Seite und stieß mit sichtlicher Anstrengung hervor: „Ich wollte schon längst fragen, Baroneß, ob eigentlich Frau Ermönyi zum Ableben Seiner Excellenz kondoliert hat?"

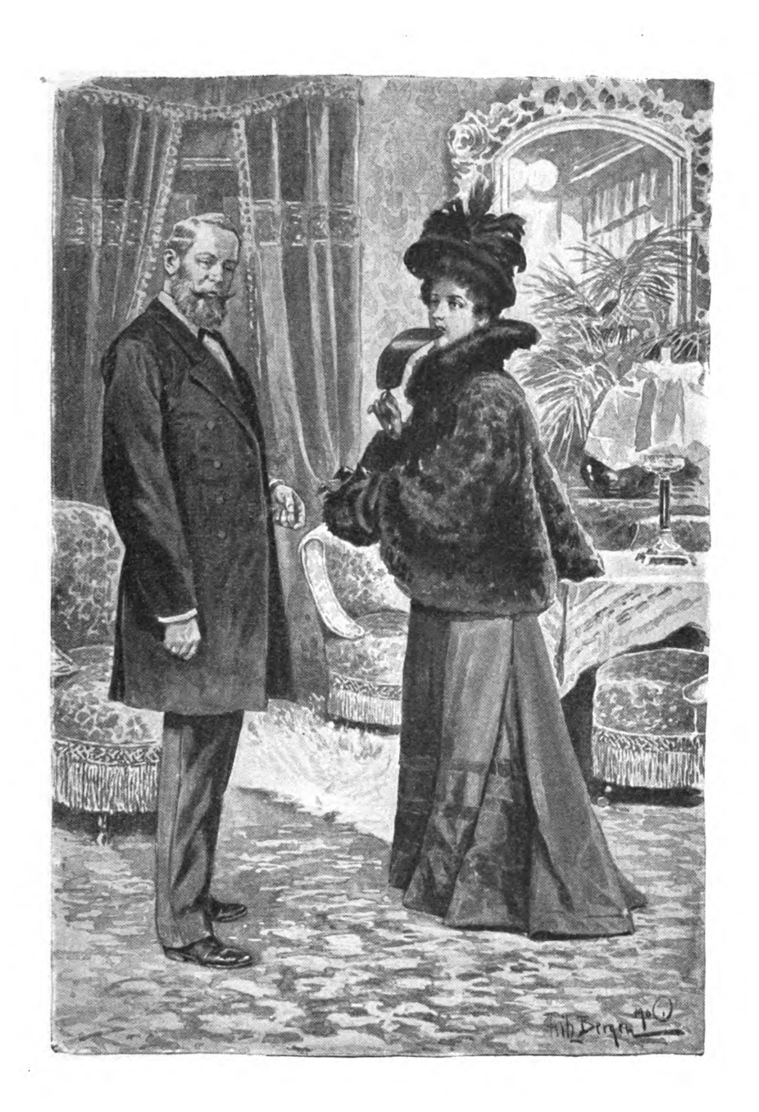
Benedikta schüttelte wehmütig das Haupt. „Nein, sie hat es nicht. Wie sollte sie auch, da sie doch alle Beziehungen zu uns abgebrochen hat?"

„Die Zeitungen haben so viele und lange Artikel über den Tod des Ministers, über die Beisetzungsfeierlichkeiten und die vielen Beweise höchster Teilnahme gebracht, daß es ganz ausgeschlossen erscheint, Frau Ermönyi habe nichts davon erfahren!"

„Erfahren hat sie es wohl fraglos. Was aber sollte sie veranlassen, von meinen Familienangelegenheiten Notiz zu nehmen, da sie ihre eigenen so durchaus ignoriert?"

„Frau Ermönyi war zeitlebens sehr hochmütig. Sie sowohl wie ihr Mann schämten sich wohl der einfachen Verwandtschaft", heiße Glut stieg in das Gesicht des Sprechers, „und dachte ich vielleicht, daß es im anderen Fall ihr Stolz verlangt hätte, sich mit vornehmer Korrespondenz zu brüsten!"

„Anscheinend haben Sie die kleine Frau also doch falsch beurteilt. Marga liebte ihre Verwandten und hat sich ihrer nie geschämt, erst seitdem sie die Bekanntschaft ihres jetzigen Gatten gemacht, erwachte der Hochmutsteufel in ihr. Marga war nicht schlecht und nicht undankbar, — sie ist erst dazu gemacht worden!"



Eckert nickte düster vor sich hin: „Hielten Sie ihre ‚kindliche' Unschuld wahrlich für echt, Baroneß?"

Benedikta blickte lebhaft auf: „Ja, ich that es, und ich glaube an die Vergangenheit auch noch jetzt. Wer so tief und heiß erröten konnte wie Marga, war rein an Herz und Seele."

„Das Erröten läßt sich allerdings nicht erlernen, wohl aber läßt es sich — verlernen. Hörten Sie gar nichts wieder von ihrem Ergehen, gnädiges Fräulein?"

„Lediglich Zeitungsnotizen. Das Ehepaar Ermönyi hat seine Verbindlichkeiten zu dem X.er Theater gelöst und wird sich voraussichtlich wieder auf Gastspielreisen begeben!"

Eckert zuckte empor.

„Er hat seine Stellung und sicheren Einkünfte aufgegeben? Kaum ein halbes Jahr hat er es in geregelten Verhältnissen ausgehalten? — Arme, arme Frau."

Benedikta reichte ihm abermals die Hand. „Sie hat lediglich zu ernten, was sie selber gesät. — Wenn es Sie interessiert, lieber Eckert, teile ich Ihnen alles mit, was ich über das junge Paar erfahre, — und somit Gott befohlen! Die brave Sophie steht schon wieder in der Thür und mahnt zur Abfahrt! Gott erhalte Sie und Ihre Kinder gesund! — Hüten Sie mir Floringhof!"

Eckert hatte sehr laut gesprochen, dennoch mußte sich Benedikta aufs äußerste anstrengen, ihn zu verstehen.

Die zunehmende Blässe ihrer Wangen zeigte ihre Erschöpfung, und so lehnte sie sich mit tiefem Seufzer in

die weichen Wagenpolster zurück und fuhr abermals, hangend und bangend in schwebender Pein, ihrem ungewissen Schicksal entgegen. —

Alles wie ehemals und dennoch so anders! — Mit dem klugen, treulich wachenden Auge des Professors schien der gute Stern der Anstalt in Nacht und Dunkel versunken zu sein. Wohl bemühten sich die leitenden Ärzte der Klinik, ihr mögligstes zu thun und das Unternehmen im Geist und Sinn des Entschlafenen zu erhalten, aber gerade dieser Geist fehlte bei allen, und die Hand des bedeutendsten und geschicktesten Spezialisten war nicht zu ersetzen.

Monate waren vergangen.

Benedikta hatte sich so gewissenhaft wie ehemals der Kur und allen ihren strengen Vorschriften gefügt, dennoch wollte die Genesung nicht fortschreiten. Die Heilung war bis zu jenem Grade gediehen, welchen noch des Professors Kunst erreicht, nun trat ein Stillstand ein und ließ sich trotz allen Mühens nicht überwinden.

Benedikta lebte still und von aller Welt abgeschlossen ihrer tiefen Trauer; die einzige erregende Mitteilung, welche ihr von außen kaum, war die Anzeige von der Geburt eines Töchterchens, welche Herr und Frau Ermönyi hocherfreut in den Familiennachrichten der Zeitung bekannt machten. Minutenlang kämpfte Benedikta mit sich, ob sie voll versöhnender Milde die junge Mutter beglückwünschen solle, aber sie sagte sich, daß gerade jetzt weniger als je ein Brief von ihr in die Hände der

Wöchnerin gelangen werde. Roman Ermönyi hatte sie ja absichtlich von allen fern gehalten, welche mit den scharfblickenden Augen der Freundschaft und Liebe mehr an ihm erkennen mochten, als ihm angenehm und bequem war.

So blieb der Glückwunsch ungeschrieben, und abermals senkten sich die grauen Schleier des Vergessens zwischen sie und die Jugendgespielin.

Benedikta hätte den Verkehr mit Marga nicht so schmerzlich vermißt, wäre sie nicht die Einzige gewesen, welche um ihr Interesse und dessen Veranlassung für Prinz Percy wußte.

Welch eine Freude und Erheiterung war stets ein Meinungsaustausch mit Marga gewesen, wie oft hatte die Kleine ihr unbewußt eine Glückseligkeit bereitet, wenn sie Nachrichten oder Bilder von dem Prinzen sandte.

Nun war sie allein mit ihren Gedanken, niemand war mehr, mit dem sie über Vergangenes sprechen konnte, und weil sie so ganz vereinsamt war, schloß sie sich mit um so krankhafterer und zäherer Ängstlichkeit von der Welt ab, um noch dem stillen, wehmütigen Kultus ihres schwärmerischen verehrten Ideals zu leben.

Und der Winter verging, ohne wesentliche Fortschritte in ihrer Heilung gebracht zu haben. Die Ärzte zuckten schließlich selber die Achseln und sprachen ihre Ansicht aus, daß die Genesung den höchst möglichsten Punkt erreicht, und alles Menschenwissen und alle Kunst nicht im stande sei, eine Schranke niederzubrechen, welche die Natur verhindernd aufgestellt.

So kehrte Fräulein von Floringhoven aller Hoffnung bar auf ihr einsames Gut zurück, und die ersten Blütenbäume des Frühlings streuten ihre weißen Schleier über das junge Haupt, als ob sie eine Himmelsbraut weihen wollten, welche sich, von der Welt geschieden, für ewige Zeit in den Klosterfrieden ihres Dornröschenschlosses flüchtet. —

Eine sehr entfernte Verwandte, welcher der Minister ein Legat im Testament ausgesetzt, und welche seit kurzer Zeit verwitwet war, folgte dem freundlichen Ruf Benediktas und siedelte nach Floringhof über, der früh Verwaisten eine liebe und sehr sympathische Gesellschafterin zu sein. Gräfin Lotzenburg hatte viel in der großen Welt gelebt, an verschiedenen Fürstenhöfen verkehrt und reiche bunte Memoiren gesammelt.

Ihre heiter angelegte Natur bildete einen angenehmen Ausgleich zu Benediktas ernstem Wesen, und darum war die Gräfin doppelt beseligt, als sie wahrnahm, mit welch regem Interesse das junge Mädchen ihren Erzählungen aus der Zeit des Hoflebens lauschte, und wie sie besonders der herzoglichen Familie eine so warmherzige Verehrung zollte.

Tante Lotzenburg kannte die Prinzen und Prinzesinnen des Hauses seit frühester Jugend auf.

Sie hatte der Einsegung des Prinzen Percy persönlich beigewohnt und all seine Studien, von den ersten Examinas an, mit besonderer Teilnahme beobachtet.

Trotzdem hatte sie zu ihm die wenigst freundschaftlichen

Beziehungen, da der stets sehr ernst und etwas absonderlich geartete junge Mann nicht zum besten mit der so lebenslustigen Gemahlin des Kammerherrn Graf Lotzenburg harmonierte. Auch jetzt mischte sich in die Stimme der Tante Thea ein etwas sarkastischer Klang, wenn sie der wunderlichen Rolle gedachte, welche der junge Fürst selbst in seinen jüngsten Lebensjahren in dem heiteren Hofkreise spielte. Er war eigentlich immer ein alter Mann, wenn er auch den ersten Flaum auf der Lippe trug und zum erstenmal die Leutnantsepaulettes spazieren führte! Außer seiner Doktormarotte kannte er keine Passionen, höchstens beteiligte er sich mal an einer Jagd oder einem Quadrillenreiten. Man behauptete, das häßlichste Pferd sei ihm immer noch lieber als die schönste Dame, ja er nehme es dem ewig Weiblichen besonders übel, wenn es vergnügt sei und sich des Lebens freue! — Eine Courmacherei hatte es wohl nie gegeben, nur einmal erzählte sich die boshafte Welt, Prinz Percy habe sich in eine geistreiche, alte Jungfer verliebt, welche dem städtischen Krankenhause vorstand. Dieselbe sei fromm, ernst und nonnenhaft genug gewesen, um ihn zu interessieren. Natürlich war es nur alberner Klatsch, aber er scheuchte den mimosenhaft empfindlichen, jungen Mann selbst von dieser harmlosesten aller Freundinnen zurück.

Geradezu unausstehlich war ihm der moderne Höllenpfuhl eines Theaters, Bühnenkünstlerinnen waren ihm ein Greuel, und freiwillig hat Prinz Percy wohl nie eine Loge betreten.

Eine ebenso unnatürliche Figur spielte er im Ballsaal. Er tanzte auf Befehl seines Vaters und besonderen Wunsch der Herzogin, aber es war kein Vergnügen für die Dame, welche er mit solch einer Extratour heimsuchte! Seine Unterhaltung war entweder ein Examen oder schweigsamste Langeweile. Er hatte eine unausstehliche Manier, mit halbgeschlossenen Augen über seine Tänzerin hinwegzusehen oder etwas Mißliebiges an ihrer Toilette so lange rücksichtslos anzustarren, bis die also Gemaßregelte mit Thränen der Empörung in den Augen aus seiner Nähe entfloh. So hatte er einer jungen, etwas frei denkenden Leutnantsfrau die allzu tief ausgeschnittenen Korsagen abgewöhnt.

Als er ungefähr fünfundzwanzig Jahre zählte, machte der hochselige Herzog den schüchternen Versuch, diesen weiberfeindlichen Sonderling zu verheiraten. Als Prinz Percy das ideal schöne Bild der für ihn erwählten Prinzessin sah, soll er sich stillschweigend gefügt haben. Man triumphierte und hielt die Sache für abgemacht, aber sie scheiterte leider daran, daß die lebensfrohe, junge Fürstin bei einer plötzlich angesagten Hoftrauer ärgerlich ausgerufen hatte: „Schon wieder Krepp und Pleureusen! gerade in die schönste Saison hinein! Ich hasse schwarze Kleider, ich hasse alle Trauer, bei welcher man nur äußerlich traurig ist und im Herzen nach jedem versäumten Walzer lechzt!“

Diese Ansicht war für einen Prinzen Percy zu frivol und weltlich. Er reiste Knall und Fall ab, und man ließ ihn seit der Zeit mit Heiratsprojekten in Ruhe.

Nun hat er ja endlich das Ziel seiner seltsamen Wünsche erreicht! Eine Klinik für Arme! Fürwahr, es gibt keine edlere Aufopferung und Selbstverleugnung als die Thätigkeit eines Prinzen, welcher mit eigenen Händen die Wunden seines Volkes heilen will! — Gräfin Lotzenburg erkennt das in hohem Grade an. Sie gibt auch gern zu, daß Percy seit Jugend auf die Verkörperung herrlichster und ehrenhaftester Ritterlichkeit gewesen.

Dasselbe machte ihn, den Drittgeborenen, zum Liebling der so gemüt- und seelenvollen Herzoginmutter, welcher er es in erster Linie zu verdanken hatte, wenn man seiner außergewöhnlichen Passion so bereitwillig Vorschub leistete.

Mit heißer und heißer erglühenden Wangen lauschte Benedikta solchem Geplauder, dieweil sie emsig den Pinsel führte und das schöne Haupt tief zu den Blumen, Vögeln und Landschaften niederneigte, welche sie voll reizender Genialität auf Holz und Leinewand zauberte.

Ihre Gedanken, welche keinerlei Anregung durch die Außenwelt erhielten, versenkten sich mehr und mehr in ihr Inneres, und das Seelenleben, welches sie führte, umrankte mehr als je mit unverwelkten Immortellen das Bild eines Mannes, welcher ihr nur so flüchtig im Leben begegnet war und dennoch eine so große, tief einschneidende Umwandlung in demselben veranlaßt hatte.

Und immer gleichmäßig, grau in grau rollte das Jahr seine Perlenkette von Tagen und Monaten über dem einsamen Dornröschenschloß ab. — Das Trauerjahr

war beendet, zum erstenmal hatte Gräfin Lotzenburg weiße Spitzen getragen, und es schien, als ob dieser zarte Schimmer einen Reflex in ihr lebensfrohes und menschenliebendes Herz



geworfen. Sie hatte schon öfter versucht, Benedikta mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß ein Winteraufenthalt in Floringhof wohl für die Länge der Zeit unerträglich sein würde.

Ihre Jugend und Lebensstellung bedinge den Verkehr mit der großen Welt. Es sei die höchste Zeit, daß die Enkelin des einst beliebtesten Ministers, die Erbin seines Namens und seines Besitzes bei Hofe präsentiert und der Gesellschaft zugeführt werde.

Mit beinahe entsetzten Augen starrte Benedikta die Sprecherin an.

„Aber, liebste Tante, wie wäre es denkbar, daß ich armselige Invalidin mich in den Kreis anspruchsvoller und intoleranter Menschen wagen könnte! Ich bin für die große Geselligkeit direkt unbrauchbar! Wie laut und anstrengend mußt du sprechen, um dich meinen tauben Ohren verständlich zu machen, und wie unmöglich ist es, daß ich in einer Unterhaltung mit mehreren Personen auch nur das mindeste heraushöre! Ehe mein Leiden nicht vollständig gehoben ist, werde ich nie den Mut haben, mich als lästige Bürde einer Gesellschaft aufzudrängen, welche in diesem schnelllebenden fin de siécle keine Zeit und kein Verständnis für Stiefkinder des Glückes hat!"

„Aber Herzchen! welch ein Ausdruck! Du, die mit allen Glücksgütern gesegnet ist, wirst überall mit offenen Armen aufgenommen, und ich gehe jede Wette ein, daß du mit deinem kaum noch bemerkbaren Gebrechen mehr Männerherzen eroberst als alle die feinhörigsten Dämchen, welche nichts in die Schranken führen können als gesunde Glieder und Sinne!"

Ein herbes, beinahe bitteres Lächeln zuckte um die Lippen Benediktas: „Ich würde diese Herzen erobern?

Nein, Tantchen, ich nun und nimmermehr, — höchstens meine Geldsäcke, welche die Augen der heiratslustigen Herren derart blenden würden, daß sie als fatales Anhängsel selbst eine taube Frau mit in den Kauf nehmen würden!"

„Wie kann ein junges Wesen wie du derart pessimistische Ansichten haben, Darling! Du kennst die amüsante lustige Welt noch gar nicht und urteilst wie der Blinde über die Farbe! Wer spricht von Heiraten! Diese Verfügung über Herz und Hand liegt ja ganz und gar in deinem freien Willen, und ein paar Winter Hofluft atmen, Walzer tanzen und die schönste und umschwärmteste Dame der Saison zu sein — nun ..., mein Gott ... çela n'engage à rien!

Fräulein von Floringhoven hob langsam das Köpfchen, zartes Rot schimmerte auf ihren Wangen. „Ich glaube, daß ich in dieser Beziehung Geschmack und Ansichten des Prinzen Percy teile!" lächelt sie. „Der Trubel rauschender Feste würde mich auf die Dauer nicht reizen und um nur einen flüchtigen Versuch zu wagen, lohnt es die Mühe der Vorbereitungen nicht. — Sollten es andere Menschen auch momentan vergessen, daß sie zu tauben Ohren reden, ich würde dessen doppelt eingedenk sein und mit all dem Mißtrauen und der scheuen Reserve meiner Leidensgenossen doch nur unablässig die Dornen zwischen all den Rosen suchen und finden!"

„Und wenn du vollständig geheilt würdest?"

Ein feucht glänzender Blick der Sehnsucht schweifte

aus den dunklen Mädchenaugen in die stille Schneelandschaft hinaus. „Ja dann! — Aber diese Hoffnung ist ausgeschlossen.“

„Warum das? Du hast erst einen einzigen Spezialisten konsultiert!“

„Er war der bedeutendste von allen, und außer ihm existiert wohl kein anderer.“

„Das wäre erstaunlich! Hast du dich nie nach anderen Ärzten erkundigt?“

Benedikta wandte das Haupt zur Seite. „Nein, es wäre ja doch vergeblich.“

„Welch eine Marotte! Kind, es ist unglaublich! Sowie dein Doktor das nächste Mal hierher kommt, werde ich das Nähere mit ihm besprechen.“

„Das geschah bereits, Tantchen, und nannte er einzig einen Professor in Wien, den Lehrer des Prinzen Percy, wenn du dich seiner aus verschiedenen Zeitungsnotizen entsinnst!“

Die Gräfin schnellte in ihrer lebhaften Weise empor. „Percy! mein Gott, der Prinz ist ja auch Spezialist für Kopf- und Gehörleiden! Und wie allgemein behauptet wird, hat er bereits ganz erstaunliche Kuren in seiner Klinik gemacht! Das ist ein süperber Gedanke, Herzchen! — Ich werde sofort von meinen alten Beziehungen zu ihm und seiner Kinderstube Gebrauch machen und an ihn schreiben. In die Armenklinik kannst du natürlich nicht gehen, — schauderhafter Gedanke! — aber er behandelt dich vielleicht privatim —“

Benediktas Antlitz hatte sich mit dunkler Glut gefärbt, und ihre Lippen zitterten. „Tantchen, — ich beschwöre dich —! Du wirst dich unter keinen Umständen an den Prinzen wenden!"

„Und warum nicht, du Närrchen? Fürchtest du dich vor dem gekrönten Doktor?"

„Ich fürchte mich vor seiner abweisenden Antwort!"

„Es ist ja nicht nötig, deinen Namen zu nennen, Liebchen, damit deinem Stolz in keinem Falle zu nahe getreten wird! — Aber den Versuch kann man doch immerhin wagen; bedenke, wie viel für dich davon abhängt!"

Benedikta verschlang krampfhaft die bebenden Hände, ein jäher Aufblick traf die Sprecherin. „Du meinst, es sei möglich, daß er meinen Namen nicht zu erfahren braucht, daß er mich als Unbekannte behandeln kann?" fragte sie atemlos.

Gräfin Lotzenburg zuckt in ihrer sorglosen Weise die Achseln und sieht nach der Uhr. „Warum nicht? Die Anfrage kann ich auf alle Fälle ‚namenlos' gestalten. Ich sage ihm, daß ‚eine meiner Nichten' an einem Ohrenleiden erkrankt und all ihre Hoffnung in seine so meisterlich bewährte Kunst gesetzt habe, — ein paar schöne, schmeichelhafte Redensarten . . . . voilà, es ist elf Uhr vorbei! — Wenn ich augenblicklich schreibe, kann der Postbote ihn nachher mitnehmen . . . den Brief nämlich . . . ."

Benedikta legte jählings die Hand auf den Arm der Sprecherin, und versuchte, sie in dem Sessel zurückzuhalten. „Schreib nicht, Herzenstante — ich — ich kann mich

durchaus nicht an diesen Gedanken gewöhnen, Patientin des Prinzen Percy zu werden!“

Die Gräfin lachte leise auf, schlang die Arme um die schlanke Gestalt der jungen Dame und blickte heiter in das auffallend erregte Antlitz derselben. „Ich glaube wahrhaftig, petite, du hast Klinikfieber! Unbesorgt, diesmal wird deine Tante dich begleiten und dir mit beiden Händen die Äuglein zuhalten, damit dich Krone und Purpur nicht blenden können.“

„Du wirst auf jeden Fall meinen Namen verschweigen? Ich will erst den Brief lesen, ehe du ihn abschickst —!“ — Die Gräfin wandte sich lachend zur Thür.

„Gewiß, kleine Tyrannin! Ich werde dir mein Skriptum zuvor unterbreiten! Aber nun störe mich nicht mehr, es ist die höchste Zeit, daß ich meine unterthänigste Bitte zu Papier bringe!“

Wie betäubt blieb Benedikta zurück. Sie preßte die kalten Hände gegen die Schläfen und fühlte ihr Herz hörbar klopfen.

War es möglich? Wollte sich die Gräfin wirklich an den Prinzen wenden mit der Bitte, ihr Arzt und Retter zu werden, sollte der Traum dennoch in Erfüllung gehen, welcher ihr schon seit jener Stunde gleich tröstlicher Vision vorgeschwebt, seit ihr die erste Nachricht von dem Bau seiner Klinik geworden?

Eine unbeschreibliche Aufregung erfaßte sie.

Ruhelos schreitet sie in dem Gemach auf und nieder, Hoffnung und Zweifel streiten in ihrem Herzen und wenn



die letzteren auch die bei weitem stärkeren sind, so hebt sich das grüne Reis zaghafter Zuversicht dennoch wieder und immer wieder über das welke Laub, auf welches ein Reif in der Frühlingsnacht gefallen.

Als die Gräfin nach geraumer Zeit wieder eintrat und der Herrin von Schloß Floringhof mit sehr zufriedenem Lächeln ein Schreiben in „Großformat" überreichte, vermochte es Benedikta kaum mit den bebenden Händen zu fassen.

Sie trat an das Fenster, schob den schweren, dunkelblauen Sammetvorhang noch weiter zurück und las. Anfänglich mit angstvoller Spannung in den Zügen, bald aber mit einem beinahe heiteren Lächeln, welches ihr die gewohnte Ruhe und Selbstbeherrschung zurückgab.

Sie unterbrach sich und wandte das Haupt zu der Gräfin zurück, welche voll sichtlicher Erwartung näher getreten war und schmunzelnd der „Kritik" harrte.

Fräulein von Floringhoven lachte: „Welch eine geschickte Diplomatin bist du doch, liebe Tante, und wie ganz brillant verstehst du es, dem Prinzen etwas vorzuflunkern! Nach diesem Brief muß man deine ‚arme Nichte' alldings für *sehr* arm halten, — der harmlose Leser wird sie für vollkommen mittellos erachten und vielleicht noch eine milde Gabe für ‚la pauvre diaboline' zusteuern! — Welche Augen würde der hohe Herr aber machen, wenn er in dieser Hilfsbedürftigen die Erbin des reichsten Ministers kennen lernt!!"

Die Gräfin lachte sehr vergnüglich. „*Wenn* er es

erfährt, ist es zu spät, um seine milde Hand wieder von dir zurückziehen zu können. Daß er uns die kleine List verzeiht und die begonnene Kur nicht wieder unterbricht — dafür laß mich nur sorgen! Sein edles Herz und sein Interesse für den ‚schweren und außerordentlichen Krankheitsfall‘ werden unsere Verbündeten sein!“

Benedikta breitete jählings, in beinahe leidenschaftlichem Empfinden die Arme aus.

O welche glückselige Hoffnung durchschauert mich. Kann ein Arzt auf Gottes weiter Welt mir helfen, so ist es der Prinz Percy, er — er allein! Nur zu ihm habe ich Vertrauen, nur zu ihm werde ich mich noch dieses eine Mal um Hilfe wenden; nur von ihm hängt meiner ganzen Zukunft Glück und Heil ab! —“ — Ihre strahlenden Augen ruhten auf der Gräfin. „Wie erstaunt du mich ansiehst, Thea! Diese Beichte kommt dir unerwartet? Ich hätte selber nicht geglaubt, daß ich sie jemals eines Menschen Ohr ablegen würde! Aber sieh, seit ich von den außerordentlichen Erfolgen las, welche der Prinz in seiner Klinik zu verzeichnen hat, bildete sich bei mir die Überzeugung — ja vielleicht die fixe Idee, daß nur er allein im stande sei, einen Professor H. noch an Kenntnissen und Geschick zu überflügeln! Meine ganze Sehnsucht war es, von ihm ärztlich behandelt zu werden, aber jede Hoffnung scheiterte an der grausamen Bestimmung, daß nur gänzlich unbemittelte Patienten in der Anstalt des hohen Herrn aufgenommen werden!“

„Diese Bestimmung etwas zu korrigieren, laß meine

liebste und eifrigste Sorge sein!" jubelte die Gräfin, deren anfängliche Verblüffung einer beinahe übermütigen Fröhlichkeit wich. „Nun, da ich weiß, wie viel Hoffnung du in die Geschicklichkeit des Prinzen setzest, nun, da ich weiß, welch einziger Weg dich in Welt und Leben zurückführt, nun werde ich nicht eher ruhen, bis du als ‚Neugeborene' dem Phönix gleich aus der Klinik Seiner Hoheit aufflatterst!"

Kein anderes Thema ward zwischen den Damen von Stund an verhandelt.

Die so sehr optimistisch beanlagte Gräfin wiegte sich in den rosigsten Zukunftsträumen, und ihr Vertrauen, ihr Glauben an den Erfolg ihres Unternehmens war so felsenfest, daß er schließlich auch in dem Herzen Benediktas ein Echo fand.

Zwischen seliger Hoffnung und bangen Zweifeln zogen die Tage dahin.

Jede Postsendung wurde voll fiebernden Interesses in Empfang genommen, und die Hände der jungen Schloßherrin zitterten, wenn sie den Schlüssel in dem Schloß der schwarzen Ledermappe drehte, welche die Briefschaften nach Floringhof übermittelte.

Manch reitender Bote ward heimlicherweise von der Gräfin noch bei Nacht und Nebel zur Stadt geschickt, die ersehnte Antwort zu holen, und dennoch vergingen volle acht Tage, ehe sie dieselbe in den Händen hielt.

Mit einem leisen, zitternden Aufschrei freudiger Überraschung hielt Fräulein von Floringhoven den Brief in

der Hand, welcher dieselben Schriftzüge trug, wie jener eine, welcher als teuerstes Kleinod bei den Juwelen der Baroneß verborgen lag. Die Gräfin sah sehr geschmeichelt aus.

„Natürlich! Der ritterliche, charmante Kavalier Percy antwortete mir, der alten Bekannten, persönlich!" rief sie aus. „Ein eigenhändiger Brief! der berechtigt schon von außen zu den schönsten Hoffnungen!"

Benedikta war in einen Sessel niedergesunken. Ihre bebende Hand lag auf dem Herzen. „Lies, Thea! Ich bitte dich — lies!" stieß sie schweratmend hervor. Und Gräfin Lotzenburg öffnete voll fliegender Hast das Schreiben.

„Meine gnädigste, hochverehrte Gräfin!

Eine ganz besonders freudige, und angenehme Überraschung war es mir nach langer Zeit von Euer Hochgeboren eine Nachricht zu erhalten, und bedaure ich nur die traurige Veranlassung zu derselben. Obwohl die Klinik zur Zeit derart überfüllt ist, daß ich noch etliche Kranke privatim in meinem Hause unterbringen mußte, wird es mir dennoch eine angenehme Pflicht sein, der jungen Dame, welche Frau Gräfin meiner Behandlung empfahlen, die Aufnahme zu ermöglichen. Da ich in den Regeln der Klinik, welche strengstens innegehalten werden müssen, absolut keine Ausnahme machen darf, um jedweden Konflikt zu verhüten, bitte ich, mir das Attest eines Armenarztes oder Kreisphysikus einzusenden, laut welchem die junge Dame als mittellose Kranke

der Unterstützung von seiten meiner Anstalt empfohlen wird."

Die Leserin ließ, aufs höchste bestürzt, den Brief sinken und schlug die Hände zusammen: „Herr des Himmels, das ist eine schöne Geschichte! Für die reichste Erbin des Landes das Attest eines Armenarztes!"

Benediktas anfänglich so heiß glühendes Antlitz war tief erbleicht. Es neigte sich wie der Kelch einer verschmachtenden Blüte auf die Brust: „Ich ahnte es!" flüsterte sie, „das Gold ist für mich ja stets das Hindernis auf dem Weg zum Glück. Ehe ich es nicht von mir werfe, ehe ich nicht in der That die Bescheinigung eines Armenarztes aufweisen kann, werde ich es nicht erreichen."

„Narrheit!" brauste die Gräfin ärgerlich auf, „du harmloses, junges Ding wärst es im stande, den Unfug zu begehen und dich eines fürstlichen Vermögens zu entäußern, lediglich um in der Armenklinik des Prinzen Percy behandelt zu werden — —"

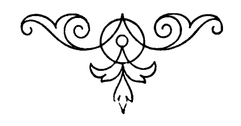
„Ja! ich glaube, ich würde dieses Opfer bringen können!"

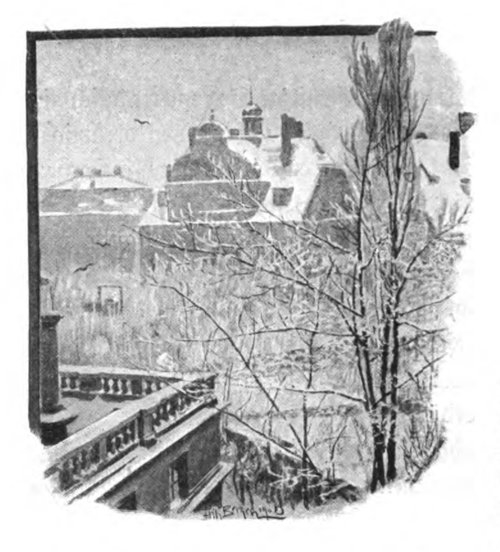
„Welch ein Wahnsinn!" alterierte sich Frau von Lotzenburg emporspringend und die Hände auf die Schultern der Sprecherin legend, als müsse sie dieselbe schon jetzt mit Gewalt von dem rasenden Schritt zurückhalten: „Und dann kämst du in die Klinik — und der Prinz heilte dich nicht — und du könntest sehen, wie du dem Hungertode entgingst! — Gott sei Lob und Dank, daß du noch etliche Jahre unter dem etwas vernünftigeren

Willen deines Vormundes stehst! So unerträglich ist dein Leiden denn doch nicht, daß du dir einen derartigen Schritt der Verzweiflung erlauben dürftest, und außerdem haben wir noch lange nicht das letzte Wort mit dem Prinzen gesprochen! Ich werde ihm umgehend antworten und ihn an jene verschämten Armen erinnern, welche zu unbemittelt sind, sich teure Ärzte und einen Aufenthalt in einer Anstalt gestatten zu können, und welche dennoch gesellschaftlich derart stehen, daß sie nicht direkt eines Armenarztes bedürfen!"

„Laß mich nachdenken, wie wir den königlichen Doktor dennoch überlisten können!" — grollte sie mit gefurchter Stirn.

Und dieses Sinnen und Grübeln bildete fortan ihre Hauptbeschäftigung, allerdings ohne jegliches Resultat. Der Winter streute seine Schneeflocken und deckte all die schönen Pläne und Träume, welche für kurze Zeit die Herzen der beiden einsamen Damen höher schlagen ließen, mit dem weißen Bahrtuch des ewigen Entsagens zu.





XVI.

Wie kalt ist es! — In den Straßen der Residenz liegt hoher Schnee. Pelzvermummte Gestalten eilen hastig vorüber, Dienstmänner und Droschkenkutscher hauchen in die Hände und stampfen frierend mit den Füßen. Schlitten klingeln hin und her, Lastwagen rollen mit plumpen Rädern durch den quietschenden Schnee.

Hinter den verhängten Spiegelfenstern der ersten Etagen pulsiert das warme, gesellige Leben voll Luxus, Geschmack und Karnevalslust, — sich im Lichtgefunkel abstufend und dämpfend, je höher die Stockwerke der palastartigen Bauten emporragen.

Unter dem Dache brennt kaum noch ein spärliches Flämmchen. Hier wohnt, hungert und friert die Armut. — Von hier aus schleicht das Elend hinab in die Gassen, von hier aus ringt sich manch später so hell blinkendes Sternlein eines Selfmade-Lebens aus den Lumpen, —

hier verlischt manch strahlende Leuchte, welche ehedem die Welt geblendet, ehe sie in Nacht, Unglück und Vergessenheit unterging. Da, wo die Teppiche auf den goldgegitterten Treppen aufhören, wo nur noch eine Gasflamme in bescheidener Glasschale brennt, ist eine Visitenkarte an eine der Flurthüren geheftet.

„Roman Ermönyi.“

Hier droben hinter der Flurthür klingt leises, klagendes Kindergeschrei.

In der Schlafstube steht ein sehr eleganter Kinderwagen neben einem sehr dürftigen Bett.

Soweit es der spärliche Schein des Nachtlichtes erkennen läßt, ist die Einrichtung des Zimmers ein wunderliches Gemisch von luxuriöser Pracht und kümmerlichster Armut.

Auf einer prächtigen Sammetottomane liegen Kissen, teils mit wenig sauberen, teils ganz ohne Überzüge, welche es verraten, daß hier ein nächtliches Ruhelager aufgeschlagen wird. Zwei Rokokosessel stehen vor einem Tisch, welchem die Decke fehlt, und welcher durch verschiedene Brandmale zeigt, daß manche Speise auf dem Spirituskocher auf ihm bereitet worden war.

Hinter einem großen Badelaken an der Wand hängen kostbare, bunte Kleidungsstücke, die Garderobe einer Sängerin. — Der goldgewirkte Schleier, welcher ehemals, beifallsumbraust, die Elfengestalt der „Todgeweihten“ auf der Bühne umhüllte, hängt schmutzig und zerrissen über den Kinderwagen. Ein kleines, blasses, kümmerliches

Würmchen regt schreiend die abgemagerten Händchen darunter und eine schemenhafte Frauengestalt hebt sich kraftlos aus den Kissen des Bettes, eine Klingel zu rühren.

Marga Daja! — sie! — und doch nicht sie. — „Ich bin nur noch der Schatten der Marga!" steht wie in unheimlicher Schrift auf dem abgezehrten, farblosen Angesicht. Die blonden Haare hängen ihr wirr in die Stirn, tiefliegende Augen flackern wie im Irrsinn hinter dunklen Schatten.

Ein Mädchen erscheint auf der Schwelle.

„Das Kind schreit — gib mir die Flasche herüber!" stößt Frau Ermönyi hastig hervor; „es ist doch hoffentlich noch Milch da?"

„Viel nicht; ich werde wohl noch für die Nacht Fenchel aufbrühen müssen!"

„Fenchel! Fenchel! Allmächtiger Gott, das gibt doch dem Unglückswürmchen keine Kraft und Nahrung!" schluchzt die junge Mutter verzweifelt. „Gehen Sie, Bertha, nehmen Sie die Brokatschleppe vom Haken. Sie hat einst sechshundert Mark gekostet! Vielleicht gibt Ihnen der Händler im Keller hundert — oder fünfzig Mark dafür! Ich muß Milch für das Kind kaufen, und Kohlen! Besorge auch Kohlen, Bertha, ich friere unter dem Federbett, und das Kind holt sich eine neue Krankheit!"

„Wird der Herr nicht schimpfen, wenn das Kleid versetzt wird?" fragte Bertha ängstlich, das kostbare Stück über den Arm nehmend.



„Es ist mein Eigentum!“ stößt Marga rauh hervor. „Wer weiß, ob er es überhaupt merkt! „Wenn du weg bist, Bertha, schließe ich mich hier ein! Mein Mann

kommt vielleicht wieder angetrunken nach Hause und mißhandelt das Kind, wenn es schreit. Das ertrage ich nicht mehr, — ich bin ja so schwach, so schwach —!"

„Soll ich nicht wieder zum Doktor gehen?" fragt das Mädchen mitleidig.

Marga schüttelt aufgeregt den Kopf: „Nein, nein, ich habe kein Geld, ihn zu bezahlen, — höchstens . . höchstens . . ." sie bricht ab und schluchzt laut auf.

„Höchstens?" fragt Bertha leise.

„Höchstens könntest du den Theaterarzt holen . . . er ist für die Armen . . . . er muß es ja umsonst thun —." Es dunkelte mehr und mehr, und Marga starrt mit brennenden, weit aufgerissenen Augen in das Leere.

Da zieht ihr gemordetes, vernichtetes Leben in wüsten Bildern vorüber.

Wie weit ist es mit ihr gekommen! Wo ist all das Glück geblieben, welches sie an jenem stolzen Erfolgsabend mit Lorbeer und Gold erkaufte!

Hier in Armut und trostloser Verlassenheit hat es geendet.

Schritt um Schritt ist es bergab gegangen.

Anfänglich lebten sie wie thörichte Kinder in den Tag hinein. Marga mußte ununterbrochen Gastspielreisen machen, die Oper ihres Mannes auf den verschiedenen Bühnen einzubürgern. Zumeist hatten wohl sie und ihr Gastspiel Erfolg, die Oper aber blieb den Repertoiren fern.

Die Unruhe, die Anstrengung des Reisens bei ungünstiger Witterung schadeten der zarten Gesundheit Margas. Als sie zum erstenmal an der X.er Bühne, welche sie engagiert, auftrat, war sie heiser, und ihre Aufnahme eine kühle.

Roman tobte vor Wut. Was er an Margas glänzender Laufbahn erlebte, waren Enttäuschungen, ihre Gastspiele hatten nicht annähernd den Erfolg, welchen er erwartet hatte, ihr Mißerfolg am hiesigen Theater war von weittragendster Bedeutung.

Seine brutale Roheit trat von Tag zu Tag schroffer zu Tage. Die anstrengende Thätigkeit eines Dirigenten war ihm schon in den ersten Wochen verhaßt, und sein rücksichtsloses Benehmen, welches die Direktion in verschiedenartige Verlegenheiten setzte, trug ihm die Kündigung der Stelle ein. Er war brotlos und lediglich auf seine Operneinnahmen und den Verdienst seiner Frau angewiesen. Derselbe war zu behaglichem Leben ausreichend, solange Marga ihren Verpflichtungen nachkommen konnte, als sie aber mehr und mehr kränkelte, als sie schließlich nach der Geburt ihres Kindes so entkräftet war, daß sie kaum noch eine anstrengende Opernpartie übernehmen konnte, fing das Elend an.

Roman Ermönyi bekümmerte sich nicht mehr um seine Familie. Er verbrachte seine Einnahmen in schlechter Gesellschaft, welche noch die letzten Keime von Ehr- und Pflichtgefühl in ihm erstickte.

Zu ernster Arbeit war er untauglich geworden, sein

niemals bedeutendes Talent war erschöpft. So sank er haltlos von Stufe zu Stufe.

Er spielte und trank und mißhandelte Frau und Kind, wenn er sein wüstes und verkommenes Heim betrat. —

Ein langwieriger Katarrh, welcher in Kopfneuralgie und Heiserkeit ausartete, machte ein ferneres Auftreten als Sängerin unmöglich, und es bewilligte die Theaterdirektion einen vierteljährlichen Urlaub, der jungen Frau in liebenswürdigster Weise die Möglichkeit an die Hand gebend, ihre angegriffene Gesundheit wieder zu erlangen. Da aber die notwendigen Mittel zu einer Reise oder Kur fehlten, verrann die kostbare Zeit, ohne ausgenutzt werden zu können, und als sie verstrichen, und Marga kränker als je die Bühne abermals betreten wollte, zeigte es sich schon auf der Probe, daß es eine Unmöglichkeit sei.

Entbehrungen, Gram, Aufregungen und Kinderpflege hatten die zarte Natur der Kranken vollends aufgerieben, und die Kollegen starrten voll tiefer Wehmut die gebeugte, elende Gestalt an, welche die ehemals so reizende, berückende und verwöhnte Diva sein sollte!

Roman Ermönyi stand zwischen den Coulissen, die Hände in die Taschen seines Jackets gesenkt, das verlebte Gesicht voll beinahe gehässigen Ausdrucks nach dem gebrochenen Weib gerichtet.

Seine herzlosen und boshaften Bemerkungen über die verlorene Schönheit und Stimme empörten selbst die frivolsten Anwesenden und machten den Komponisten noch unbeliebter, als er es bereits gewesen.

So groß das Mitgefühl für Marga Daja auch war, sah sich die Direktion gezwungen, ihre Verbindlichkeiten zu der Sängerin zu lösen, und dieser neue entsetzliche Schicksalsschlag besiegelte das Unglück der beklagenswerten Frau.

Roman Ermönyi erging sich in wüsten Schmähungen und verfluchte die Stunde, welche ihm diesen nichtsnutzigen Ballast von Weib und Kind auf den Nacken gebürdet. Seine Rücksichtslosigkeit kannte keine Grenzen mehr, und was Marga für ihre eigene Person vielleicht voll stumpfer Resignation ertragen hätte — für ihr Kind konnte sie es nicht erdulden!

Alle Folterqualen, welche ein Mutterherz leiden kann, marterten sie Tag und Nacht, sie immer kränker, immer verzweifelter und mutloser machend.

Was sollte aus ihr, was aus dem unglücklichen Geschöpfchen werden, wenn Roman fortfuhr, sie derart zu behandeln, sie darben und frieren und verkommen zu lassen?

Mit dem Verlust ihrer Stimme hatte Marga ihre ganze Existenz verloren. Wie sollte sie, die nichts anderes auf der Welt gelernt hatte als singen, sich und ihr krankes Kind ernähren?

Roman ließ sich kaum noch zu Hause blicken, kam er angetrunken heim, so war es undenkbar, ihn um Geld zu bitten. Manchmal war Marga heimlich in der Nacht aufgestanden, das Portemonnaie des Ehrlosen zu durchsuchen, sie fand es meistens leer oder so spärlich gefüllt, daß sie nicht wagte, die paar Heller anzugreifen.

Die Wohnungsmiete hatte er bezahlt, nachdem der Wirt mit Pfändung gedroht hatte, das war alles, was er für Frau und Kind gethan. Sollte Marga sich an die Polizei wenden? Solange Roman noch Einkünfte bezog, war er verpflichtet, seine Familie zu ernähren, — aber die junge Frau schauderte bei dem Gedanken an den öffentlichen Skandal, welchen dieser Schritt unabänderlich mit sich bringen würde.

Bisher hatte sie sich in ihrem kleinen Haushalt durch den Verkauf wertvollen Schmucks, Möbel und Toiletten erhalten, aber die Kleiderhaken und das Zimmer leerten sich in erschreckender Weise, und Marga brach oft mit heiserem Angstschrei auf die Knie nieder, wenn sie der Zeit dachte, wo das letzte Stück verkauft sein würde.

Was dann?

Sterben — sterben! — Ihr war der Tod ein himmlischer Tröster, ein friedlicher Gedanke voll Ruhe und Erlösung, sie hatte gelebt und geliebt, sie war bereit, ihr gebrochenes, vergiftetes Herz in stillen Fluten zu betten, aber ihr Kind! — ihr Kind! —

Was soll aus dem Unglückswürmchen werden, wenn sie von ihm geht? — Soll sie es mit sich hinabnehmen? Voll bitterer Qual preßt sie das blasse, elende Geschöpfchen an die Brust. Nein, das kann sie nicht! — Sie kann nicht zur Mörderin des Liebsten werden, was sie besitzt! — Aber was soll sie thun, ihm das Leben zu erhalten? — Oft hat eine leidenschaftliche Sehnsucht sie erfaßt! Sie hat die Arme geöffnet und mit fieberglänzen-

dem Blick die Namen derer gerufen, welche sie voll empörender Undankbarkeit und Verblendung selber von sich gestoßen!

Werden sie ihr verzeihen können, was sie gethan? „Nein! nein!“ schreit eine innere Stimme gellend auf. „Du selber hast die Brücke hinter dir abgebrochen, nun gibt es keine Rückkehr in die Heimat mehr!“ — Scham und Reue drücken sie zu Boden, sie wagt es nicht, ihre Angehörigen um Hilfe anzurufen, ob sie es auch mit brennenden Thränen möchte. Und was würden sie sagen, wenn die stolze, selbstbewußte Marga so zurückkäme!

Wie oft hat sie in den bittersten Stunden der Qual das Haupt auf die gefalteten Hände gedrückt und an Adalbert Eckert gedacht, wie an einen Heiligen, vor welchem sie in demütiger Abbitte niederknien muß!

Jetzt, nachdem sie es voll wilden Hasses, voll leidenschaftlicher Empörung mit ansehen muß, wie ihr Mann sein schwaches, hilfloses Kind mißhandelt, jetzt erst lernt sie einsehen, mit welch thörichter, gottvergessener Herzlosigkeit sie ehemals den treuesten und zärtlichsten Vater verhöhnt!

Marga drückt schauernd, in heißer Scham erglühend das Antlitz in die Kissen. In welche Abgründe würde sie getaumelt sein, wenn ihre stolze Ehrenhaftigkeit nicht größer gewesen wäre, wie ihres Mannes Geldgier! Wenn sie sich nicht selber hoch gehalten hätte, da er sie preisgeben wollte. Das war der erste unheilbare Riß, welcher ihren Ehering und ihr Glück in Stücke springen ließ, —

das war die erste wüste Scene mit dem Sklavenhändler Ermönyi, welcher das Weib, das er selber für Lorbeer und Gold erhandelt, um Geschmeide und Brillanten willen weiter verkaufen wollte, an jeden, der es begehrte!

Marga preßt die geballten Hände gegen die Stirn. Ja, er liebte sie auf seine Art. — Er liebte sie, wie ein gewissenloser Wüstling eine Rose abriß, um sie sonder Scham und Scheu von Hand zu Hand zu werfen, bis sie entblättert war.

Wer hätte der verwöhnten, umschwärmten, kleinen Theaterprinzessin ein solches Hochzeitslied gesungen? Wer hätte ihr einen Spiegel vorgehalten, darinnen sie ihr Elend hier droben im Mansardenstübchen geschaut? — Nach zwei Jahren! —

Marga Daja ist lachend auf der schnell rollenden Glückskugel in die Ehe hineingetanzt, aber das Schicksal hat sein Rad noch schneller gedreht, daß es die Unüberlegte eingeholt und ihre Seifenblasen des Glückes erbarmungslos zermalmt hat!

Gibt es ein Opfer, welches zu groß für ein Mutterherz wäre? — Nein!

Und wenn Benedikta, wenn Onkel und Tante Dallberg auch wahrlich zu unversöhnlich sein sollten, der Heimkehrenden Kind aufzunehmen, — einer wird ihm sicher die Arme entgegenbreiten, es voll warmer inniger Rührung an sein Herz nehmen, welches so voll Vaterliebe für die Kleinen schlägt, — er, Adalbert Eckert!

Zu ihm will sie ihr Kind bringen, will ihn um Ver=

gebung bitten für all die thörichten, kindischen Worte, mit welchen sie ihn ehemals kränkte, will ihm die Hände küssen und ihn anflehen: „Nimm mein Kind zu dir! sei ihm, dem vaterlosen, ein zweiter Vater! Liebe es nur halb so, wie du die eigenen Kleinen liebst, und mein Mädchen wird reich und glücklich sein! Ach gib ihm Liebe! Liebe! treue Vaterliebe! es ist so bettelarm daran! Dein Herz ist treu und brav, es wird sich erbarmen und Mitleid mit einer Waise haben, welche dir der letzte Hilfeschrei einer Mutter in den Arm legt!“

So wird sie sprechen, und Thränen des Mitgefühls werden in den Augen des schlichten Mannes glänzen. Er wird ihr Kind aufnehmen und es lieben, — dann ist es geborgen und beschützt, dann haben Gottes Engel ihm den Weg bereitet.

Und sie? Was wird sie beginnen?

Auch mit ihr wird einer Mitleid haben, — der kleine See, welcher fernab, still und grundlos tief im Wald liegt.

Sie will ausruhen und schlafen, sie ist müde zum Sterben. Warum noch länger dieses Elend tragen?

Jede Minute ist eine Qual, welche sie noch in die Nähe von Roman Ermönyi bannt.

Fort, fort, es muß zu Ende kommen!

Wie heiße Glut rinnt es plötzlich durch Margas Adern, der Gedanke, erlöst zu werden aus aller Pein, hat etwas neu Belebendes für sie, und der feste Entschluß, welchen sie endlich, nach dem langen, langen Ringen und Kämpfen

gefaßt, stärkt und beruhigt ihre Nerven. Sie überlegt voll ungeduldigen Eifers den Plan ihrer Reise

Wenn sie alles verkauft, was sie noch besitzt, erlangt sie genügende Mittel, um die weite Fahrt unternehmen zu können. Nur der Gedanke, unterwegs liegen zu bleiben, quält sie. Wird sie überall sofort Aufnahme in einem Hospital finden? Vielleicht hilft es, wenn der Theaterarzt, — der Armenarzt, — ihr ein Attest schreibt!

Jenen unheilvollen Zettel, auf welchem er bescheinigt hat, daß Marga ihres Kehlkopfleidens und ihres heftigen Katarrhs wegen dienstunfähig geworden, hat ihr der Direktor als Beleg für seine Kündigung mitgeschickt. Vielleicht nutzt auch er ihr.

Horch . . saust nicht der Sturm um den Giebel? Das bedeutet Frühling und mildes Wetter!

Die Kälte wird sich geben und Marga kann wohl schon bald, bald mit ihrem bleichen, kleinen Liebling den Weg zur Freiheit antreten.

Ihre Wangen glühen auf in Erregung, sie atmet so tief, als ob Geisterhände ihr eine Centnerlast von der Brust genommen.

Sie will morgen aufstehen, sie will noch einmal das Geld für die stärkenden Tropfen opfern, und Bertha soll das Kind in der Nacht warten, damit sie sich schneller erholt und kräftigt.

Fühlt sie sich nicht schon viel besser? Am liebsten möchte sie sofort aufspringen und alles zur Reise ordnen. Die Hoffnung, die freudige Zuversicht auf Erhaltung ihres

Kindes gießt ihr neue Kraft in die Adern. Die Ungeduld und Angst, ihren Plan nicht mehr ausführen zu können, regt sie vollends an. Bertha kommt freudestrahlend zurück. Sie hat die schöne Schleppe zu der ersten Sängerin getragen, die ihr volle zweihundert Mark für das kostbare Stück gezahlt und gefragt hat, ob Frau Ermönyi noch mehr von ihrer Garderobe verkaufen wolle.

Marga wird dunkelrot. Verlegenheit und Scham wollen ihr noch einmal die Kehle zuschnüren. Sie geniert sich, daß die Welt von ihrem Elend erfahren wird. Aber nur einen Augenblick, dann streicht sie mit der Hand über die Stirn und seufzt tief auf.

Wozu noch dieser falsche, lächerliche Hochmut? Was liegt ihr an dem Gerede der Leute? Sie hat mit der Welt abgeschlossen.

Voll dankbarer Freude lobt sie Berthas gute Idee, direkt zu der Sängerin gegangen zu sein. Der Wunsch derselben, mehr zu kaufen, kommt ihr äußerst gelegen, und die beiden Geldscheine in ihrer Hand wiegen so schwer, als könne sie das viele Geld gar nicht heben.

Nun will sie etwas für die Gesundheit thun.

Eine warme Stube, kräftiges Essen, Arzenei.

Bertha schaut etwas besorgt darein. „Man sachte mit das Geld, Frau Ermönyi, sonst sitzen wir bald wieder trocken!“

Marga lächelte. „Unbesorgt, es wird uns Hilfe werden.“

Und während das Mädchen voll freudiger Überraschung

einkauft, horcht sie voll zitternder Angst auf den poltern-den Schritt ihres Mannes.

Ohne Grund; Roman Ermönyi kommt weder in dieser noch in den nächsten Nächten nach Hause.

Wer weiß, ob er jemals wieder zu Weib und Kind zurückkehrt.

Der Arzt kommt am andern Vormittag und findet die junge Frau außer Bett. Er freut sich ihres lebhaft angeregten Wesens und des Entschlusses, zu ihren Ver-wandten reisen zu wollen.

Marga erzählt dem wohlwollenden älteren Herrn rückhaltlos ihr ganzes Unglück, von Anfang ihrer Ehe bis auf den heutigen Tag.

Ein Armenarzt thut manch tiefen Einblick in häus-liches Elend, aber die körperliche und seelische Not dieser unglücklichen Mutter schneidet ihm weher in das Herz wie alles andere Leid, dessen Zeuge er geworden. Er verspricht ihr, einen persönlichen Empfehlungsbrief zu schreiben, den sie an den betreffenden Arzt, im Fall einer Verschlimmerung ihres Leidens während der Reise, ab-geben solle.

Marga sieht ihn flehend an: „Dann bitte ich Sie um eine Freundlichkeit, Herr Doktor, nennen Sie nicht den allzu bekannten Namen meines Mannes, es würde mir quälend sein, durch denselben besondere Aufmerksam-keit zu erregen, da ich meine Gastspiele als Madame Ermönyi absolvierte. Mein Mädchenname ist weniger be-kannt geworden, — außerhalb der Residenz hat wohl



kaum eine Menschenseele etwas von Marga Daja erfahren. Wollen Sie die Liebenswürdigkeit haben und mich in Ihrem Schreiben nur ‚die Sängerin Marga Daja‘ ohne Zusatz von Frau oder Fräulein, nennen?“

Der Arzt versprach, ihren Wunsch zu erfüllen, und schickte ihr noch an demselben Tag einen unterzeichneten und untersiegelten Brief, in welchem er bat: „Der Sängerin Marga Daja, welche durch ihr langwieriges Leiden bühnen- und sangesunfähig geworden, wenn irgend möglich, Aufnahme in der p. p. Klinik oder Krankenhaus zu ermöglichen, und zwar, wenn irgend angängig, kostenfrei, da sich die Künstlerin in äußerst bedrängten Verhältnissen befindet.“

Marga war unbeschreiblich dankbar und barg den Brief als wertvolles Kleinod auf der Brust.

Thauwetter trat ein.

Regenfluten stürzten wie Thränen der Erlösung auf die Erde nieder, welche lange genug in dem Eisbann des tyrannischen Winters geschmachtet hatte. Dann wehten milde Lüfte und strichen kosend um das offene Fenster, an welchem Marga hoch aufatmend lehnte.

Soeben hatte ihr der Wirt eines übel beleumundeten Lokals ein paar vergessene Briefe und das Notizbuch ihres Mannes gebracht. Er schien anzunehmen, daß Frau Ermönyi von der Abreise ihres Gatten unterrichtet sei, derselbe wolle einer Aufführung seiner Oper beiwohnen. Wo? habe er vergessen.

Das war eine herrliche Nachricht und befreite Marga



von der letzten, bedrückenden Angst, den verabscheuten, gehaßten Mann noch einmal sehen zu müssen. Ihrem

Herzen und ihrer Sehnsucht schienen Flügel zu wachsen, ihr armer, gebeugter Körper richtete sich empor, als ob der Hauch der Freiheit, welcher ahnend ihre Stirn küßte, neuer Lebensodem für sie sei. Sie verkaufte ihr gesamtes Eigentum, berechnete die Reise, lohnte Bertha in reichlicher Weise ab und konnte für den Überschuß noch ein Sparkassenbüchlein für ihr Kind erwerben, dasselbe nicht ganz und gar ohne eine elterliches Erbe zurücklassend.

Zum letztenmale saß sie allein und von allen verlassen in ihrem kahlen, ausgeräumten Stübchen. Zum letztenmale sollte sie mit ihrem Liebling unter dem Dach ihres Mannes schlafen, dieses Erbärmlichen, welchem sie ihren Fluch und Haß als einziges Andenken zurückließ.

Das blonde Haar war in spärlichem Knoten an dem Hinterhaupt geschürzt, silberweiße Streifen färbten es an den Schläfen, und das schwarze Kleid hob die marmorne Blässe, die Abgezehrtheit ihres Gesichtchens, welches schmal und welk wie der Kelch einer verschmachtenden Blume auf die Brust niedersank. Ein kleines Bündel mit den notwendigsten Habseligkeiten für das Kind lag auf der Erde, die Kleine selbst lag mit großen, offenen, wehmütig blickenden Augen auf ihrem Schooß.

Gegenüber, schräg an der Wand hing der große Rasierspiegel ihres Mannes. Er warf das Bild von Frau und Kind zurück.

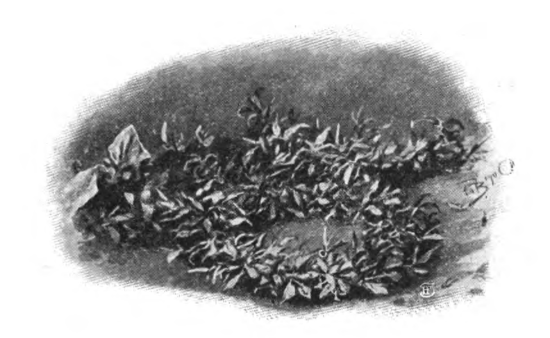
Margas Blick traf ihn, — schaudernd wandte sie das Haupt, und bittere Thränen stürzten haltlos über ihre Wangen.

Der Wind schrillte um das Haus. Klang nicht eine Melodie aus ihm hervor? — „Hell wie das Morgenlicht, lächelt die Ferne, glückliche Sterne täuschet uns nicht!“ —

Marga trocknet die Augen und blickt wie in stummer, verzweifelter Anklage zum Himmel.

Der Stern der Liebe hat sie getäuscht, es war ein Irrlicht gewesen, welches sie tückisch verlockt hatte, in Nacht und Tod hinaus zu taumeln.

Welke Lorbeerkränze hängen an der Wand. In jäh aufquellender Bitterkeit reißt sie Marga herab und tritt sie unter die Füße. Sie waren an jenem Premiereabend der Kaufpreis ihres falschen Glücks. Es stirbt im Staub, wie der Kranz, — es stirbt, wie auch Marga sterben wird. Fort, fort! — Die Zeit ist um.





XVII.

Die gelbe Postchaise, welche von der Bahnstation nach der kleinen Kreisstadt in den Bergen fuhr, hatte um diese frühe Frühlingszeit wenig Passagiere zu befördern, und der Postillon riß erstaunt die Augen auf, als eine blasse, schlicht gekleidete Frau, ein sorgsam eingehülltes Kind im Arm über den Perron schritt, um in die Postkutsche einzusteigen.

Sie fragte, ob an der Floringhofer Chaussee gehalten werden könne?

„Das versteht sich!“ nickte der Schwager mit der gesprächigen Freundlichkeit seiner Landsleute: „Da fahren wir ja so wie so vorüber, und ob ich da mal 'n Linschen an den Zügeln rucke und die beiden Braunen verschnaufen lasse, is Sie nämlich ganz egal! Sie wollen wohl gar nach Floringhof?“

Marga nickte. „Es sind noch dreiviertel Stunden von der Chaussee aus zu gehen?“ fragte sie aufseufzend.

Der Blick des Kutschers überflog die hinfällige gebrochene Gestalt der jungen Frau, — ihr klagender Blick schnitt ihm in das gutmütige Herz.

„Sie sind wohl krank, Madamchen, daß sie sich vor dem Wege graulen?“

Marga bejahte, Thränen traten in ihre Augen. „Wir sind beide krank, mein Kind und ich. — Ach, wenn ich nur nicht auf der einsamen Waldstraße liegen bleibe!“

„Na, na! — Weinen Sie doch nicht, Madamchen, so schlimm soll's schon nicht kommen! Warum schickt denn die Gnädige keinen Wagen an die Bahn! Oder wollen Sie zum Pächter oder sonst einem von den Angestellten?“

Marga ward dunkelrot. „Ich möchte gern überraschen!“ flüsterte sie mit gesenktem Blick.

„So, so! Mit dem kleinen Wärchel auf'n Arm! Na, das wird ja eine Freude sein! Wissen Se, Madamchen, ich bin ja nicht so pressiert mit der Zeit, wenn es Ihnen recht ist, fahre ich Sie noch'n Eckchen weiter bis an' Park rann?“

Wieder färbte sich Margas Antlitz höher. Sie blickte

den Sprecher mit traurigen Augen an. „Das würde zu viel kosten! Ich habe höchstens noch zwanzig Pfennige, welche ich Ihnen für die Mühe geben könnte!“ sagte sie schüchtern, und dennoch leuchtete es wie glückselige Hoffnung über ihr schmales Gesichtchen.

Der Postillon lachte. „I lieber gar! Das wäre mir 'ne scheene Mode, och noch'n Trinkgeld annehmen! Wissen Se, Madamchen, ob ich nu über Ruhlendorf fahre, oder direkt über die Berge, — das is nämlich ganz un' gar eenen Deiwel! Für Ruhlendorf sin' merschtendeels doch keine Briefschaften, un' mitfahren thut Sie och keiner — also könn' mer grad so gut an Floringhof vorüber durch die Berge fahren! I gar! Was werden Se sich da noch großartig bedanken! Klettern Se als in' Kasten rin, damit 's dem Kleinen nich so um die Nase zieht! — Der Wind geht hier in den Bergen ganz ludermäßig frisch, un wenn's zehnmal Thauwetter is!“

Marga stieg ein, und nach kurzer Rast setzte sich die Kutsche in gemächliche Bewegung.

Die Sonne stand schon tief, und ihre Strahlen malten schräge, gelbzitternde Streifen auf das schwarzfeuchte Waldmoos, aus welchem der frische, herbe Erdgeruch des Frühlings emporstieg.

Von den kahlen Zweigen tropfte es noch in blinkenden Perlen, und der Weg war weich und grundlos, bedeckt von zahllosen Wasserlachen, welche der Regen auf ihm gebildet.

Ein paar Vogelstimmen, — ein leises Rascheln und

Knistern in der niederen Kiefernschonung zur Rechten der Straße, sonst tiefe, friedliche Stille.

Der Schwager greift zum Horn und beginnt ein heimatliches Volkslied nach dem andern zu blasen. „Ach, wie wär's möglich dann, daß ich dich lassen kann, hab dich von Herzen lieb, das glaube mir!" —

Eine tiefe, unbeschreibliche Wehmut überkommt die verlassene, verratene Frau.

Wie mit Zaubergewalt steigt die schöne alte Zeit vor ihren geistigen Augen empor, wo sie noch als glückseliges, jubelndes Kind durch diese Wälder und Felder streifte, wo die Welt so weit offen vor ihr lag, wie ein lachendes Paradies, in welchem weder Schlange noch Sünde lauert!

War es nicht ein solch frühlingsduftiger, früher Ostertag, ein Tag voll feuchter Nebelschleier und Moosgeruch, ein Tag voll ersten Keimens und Sprossens, als sie zum ersten Urlaub heimkam? — Da hatte sie es nicht im engen Zimmer gehalten. Sie mußte hinausstürmen in die weiche, wunderliche Luft, sie mußte im Wald stehen und es singen, was ihr wie süßes Frühlingsahnen die Brust bewegte.

„Ach, wie wär's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann!
Hab' dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!"

Und wie sie es mit ihrer Silberstimme hinausjubelte, in falschem Tempo und mit falschem Ausdruck, nicht als innig getragenes Lied, sondern als glückselige, himmelstür-

mende Versicherung der Liebe, — da kam langsam ein Mann des Weges und blieb mit großen, erstaunten Augen stehen, das Wunder im Walde anzustarren.

Und dann lächelte er, während sein Antlitz sich höher färbte. „Welch ein schöner Willkommengruß in der neuen Heimat!“ sagte er, den Hut lüftend, „das muß ein gutes Omen sein, daß mir das Lied der Treue hier zuerst erklingt!“

Neugierig hatte sie den großen, schlichten Sprecher angeschaut: „Sind sie Herr Eckert, der neue Inspektor?“ hatte sie gefragt.

Er nickte, und sein Blick hing schon damals so fest an ihr, wie stets seit jener Zeit, wenn sie mit ihm zusammentraf. Und dann hatte er geforscht, ob sie ein Frühlingselfchen oder ein Menschenkind sei?

Wunderlicher Schwärmer. Glaubte er noch an Märchen?“ Sie gingen zusammen heim. „Singen Sie weiter!“ bat er.

„Säh'st du mich traurig an, — gern stürb' ich dann!“

Sie unterbrach sich hell auflachend: „Nein, ich will nicht sterben! Es ist ein thörichtes Lied! Wie sollte es auf der Welt thatsächlich einen Menschen geben, welcher gerne stirbt?“

Sein Antlitz ward sehr ernst, tiefe Wehmut zuckte um seine Lippen: „Sie sind jung und glücklich, Sie ahnen es nicht, wie viel Todessehnsucht das Leben bringen kann!“

„Nein, ich will es auch nicht ahnen! Ich hasse alle Sentimentalität, namentlich an den Männern!“ hatte sie

gespottet. „Außerdem würde ich mich nie, nie derart von Liebesleid und Jammer beherrschen lassen, um mein schönes, sonniges Leben zu opfern! Selbstmord aus Not ist feige, — Selbstmord aus Liebesgram ist lächerlich, beides aber möchte und werde ich niemals sein!“

„So hat schon mancher Mund gesprochen, ehe er um verratene und betrogene Liebe klagt!“

Ihr Köpfchen hob sich voll kindischer Eitelkeit. „Halten Sie es etwa für möglich, daß ein Mann, welchem ich — ich meine Liebe schenke, mich verraten und betrügen kann?“ zürnte sie stolz.

Wieder sah er sie so seltsam an, wie ein schüchternes junges Mädchen, welches aus lauter Verlegenheit erröten möchte. „Nein — ich halte es nicht für möglich!“ sagte er weich, und sein Blick enthielt unbewußt eine große Eloge für sie.

Das vorerwähnte kleine Fräulein hatte zwar ganz andere Ideale von stolzer Männnlichkeit, wie diesen unbeholfenen Landmann mit dem weichherzigen Gesicht, aber sein sichtbares Entzücken versöhnte sie, und sie duldete ihn als Schleppenträger, bis seine immer sehnsuchtsvoller sprechenden Blicke der Eitelkeit unbequem wurden.

„Säh'st du mich traurig an — gern stürb' ich dann!“ klagt das Horn des Postillons, und Marga drückt das farblose Antlitz laut aufschluchzend in die Polster des Wagens.

Wie anders, wie furchtbar anders ist alles gekommen! Die Erinnerung an diese erste Begegnung mit Eckert füllt

ihr die Seele mit unauslöschlicher Qual. Damals und jetzt! — Sie sieht wieder den Blick heißen Entzückens, mit welchem er ihre reizende Gestalt umfaßt, in naivem Märchenglauben eine Waldelfe in ihr vermutend, und sie gedenkt des Ausdruckes im Gesicht des Kutschers soeben, als er sie voll Mitleid und Erbarmen unentgeltlich noch ein Stückchen Weges weiter fahren wollte.

Wo sind die Zeiten hin, da Marga Dajas eigenartige Schönheit die Männeraugen voll Zaubergewalt fesselte.

Was ist von ihr geblieben?

Die junge Frau schauert zusammen wie im Fieberfrost. Häßlich, krank, arm — verlassen und verloren. Keine Liebe! Keine Bewunderung, kein anbetendes Entzücken — nur noch Mitleid und Jammer um das unglückselige, kümmerliche Weib, welches den Tod im Antlitz trägt.

Eine grausame, fürchterliche Wandlung.

Margas Herz schreit wild auf unter den Qualen der Scham und Demütigung.

Wie wird Eckert sie bei diesem Wiedersehen anblicken? Ebenso mitleidig, — so gerührt und erbarmungsvoll wie der Postillon, welchem das Elend der unbekannten jungen Mutter an das Herz gegriffen?

Wer weiß es? — Auch Eckert ist ein Mensch, ein schwacher, sündhafter Mensch, in dessen Seele die Rache schlummert, dessen verschmähtes Herz nach Vergeltung lechzt, dessen verletzter Stolz über den Sturz und das Unglück der Feindin triumphieren will. Ist das nicht

natürlich und gerechtfertigt? Würde es Marga anders gemacht haben, stände sie an seiner Stelle?

Er schied damals in Groll und Zorn von ihr. Der Bruch mit den Verwandten, der schnöde Undank gegen Benedikta werden seinen rechtlichen Sinn vollends empört und gegen sie gekehrt haben!

Wie konnte sie nur in wahnwitzigen Fieberphantasien wähnen, Adalbert Eckert werde sich ihres Kindes erbarmen!

Er würde es wohl aufnehmen, wenn sie, die Bettlerin, ihn kniefällig darum anflehen würde, aber sein Blick würde alles ausdrücken, was sein Inneres erfüllt, er würde keine Huldigung mehr, sondern eine Beleidigung für Marga Daja sein.

Heiße Glut steigt schwindelnd in die Schläfen der Einsamen. Sie schämt sich vor Adalbert Eckert! Ihr Stolz bäumt sich wild auf gegen die Demütigung, welche sie von ihm erdulden muß.

Jetzt, wo jeder Baum, jede Berglinie sie an die Zeit ihres Triumphes, ihres Übermutes, ihrer Höhe gemahnt, jetzt empfindet sie es doppelt qualvoll, wie tief herabgesunken, wie armselig, wie verächtlich sie geworden ist.

Es ist so schwer, so bitter schwer, voll Reue als verlornes Kind in die Heimat zurückzukehren!

Sie fürchtet sich vor den Vorwürfen, sie graut sich vor dem Gnadenbrot, welches sie im Hause der Verwandten essen soll.

Welch eine trostlose Zukunft! Wie niederdrückend, wie peinigend für sie, nutzlos und hilflos durch die Welt

zu gehen. Das kann und will sie nicht. Sie will sterben — sterben. Sie zittert in dem Gedanken an ein Wiedersehen mit all jenen Leuten im Schloß; warum soll sie sich die Qual, ihnen die Genugthuung bereiten?

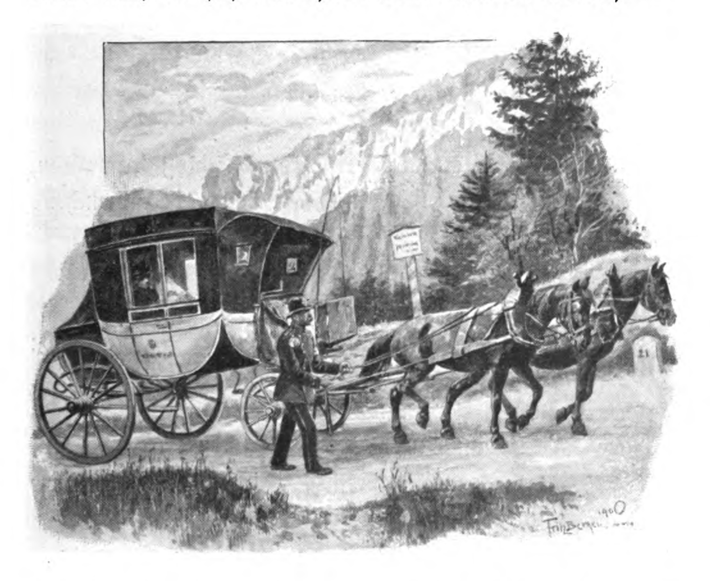
Warum soll sie den Leidensbecher bis zur Hefe leeren und noch bitten?

Finden sie das unglückliche kleine Wesen, werden und müssen sie sich wohl des Kindes erbarmen, sie werden das unbekannte Dieudonnée bei sich behalten, und niemand wird ihnen die traurige Gabe Gottes streitig machen. Sie hat keine Mutter mehr, und der Vater sucht nicht nach einem Kind, welches er selber in das Verderben gestoßen.

Warum, — warum soll sie noch einmal in die Augen Adalbert Eckerts schauen? — Dieselben haben sie während der ganzen Zeit ihrer Ehe verfolgt wie zwei Sterne, welche fern, fernher auf einen Schiffbrüchigen hernieder scheinen, welche ihm zuwinken und sagen: „Hier wohnt der Frieden Gottes! hier wohnt Glück und Liebe, — du aber bist mit blinden Augen in das wüste Lebensmeer hinaus gesteuert, welches dich und alles, was dir teuer ist, verschlingen wird!"

Was sie jemals voll Übermut und kindischer Hoffahrt dem treuen Herzen zu Leide gethan, sie hat es abgebüßt in grenzenlosem Elend. Sie hat sich an das Andenken dieser Vaterliebe angeklammert, wenn wilde Verzweiflung sie irre an Gott und den Menschen gemacht, und Adalbert Eckert ist die tröstende Vision gewesen, welche sie an dem Bettchen ihres mißhandelten Lieblings geschaut.

Sie will den Glauben an ihn mit in das Grab nehmen, sie will nicht noch das letzte Ideal, welches ihr auf der Welt geblieben, das Ideal opfermutiger, zärtlicher Vaterliebe, in Stücke brechen sehen. Sie würde es nicht ertragen, wenn auch er sich von ihrem Kinde wenden wollte, —



es hieße ihr nicht nur die Erde, sondern auch den Himmel nehmen.

Die Sonne ist gesunken, Nebelschleier verhüllen die Berge, tiefe, wehmütige Schatten decken das Thal.

Das Lied des Postillons ist verklungen. Mühsam haben sich die Pferde die steile Straße emporgeschleppt,

dann geht es in flottem Tempo wieder bergab, und nun ragen dunkle Tannen zu beiden Seiten des Weges und künden die Nähe des Floringhofer Parkes an.

Der Wagen hält, und der Postillon knallt zum Zeichen mit der Peitsche. Er springt herab und öffnet den Schlag.

Margas geisterhaft bleiches Gesicht starrt ihm entgegen, ein Gefühl banger Unbehaglichkeit beschleicht den gutherzigen Mann, als er den wundersamen Ausdruck der entstellten Züge sieht.

„Soll ich Sie auch lieber bis ans Schloß 'ranfahren, Madamchen? Ich thu's gern, — schon um des Würmchens willen!“

Sie steigt schwerfällig aus und umklammert das leise weinende Kind mit den Armen.

„Nein, nein!“ wehrt sie mit heiserer Stimme ab: „Ich kenne mich hier sehr gut aus. — Gott lohne Ihnen, was Sie an mir gethan haben, Kutscher, und vergelte es Ihnen, — ich kann's nicht mehr.“

Der Postillon will sprechen, aber eine unbekannte Scheu verschließt seine Lippen. Er sieht der schmächtigen Gestalt schweigend nach, wie sie hastig den nassen Weg entlang wankt.

Wie haben ihre Augen so tot und glanzlos geblickt, wer ist sie und was will sie in Floringhof? — Ihn fröstelt. Gott erbarme sich ihrer, sie geht keinen leichten Gang.

Nachdenklich steigt er wieder auf und zuckt die Zügel, — die Post rollt lautlos davon, und der Kutscher griff

abermals zum Horn und setzt es an die Lippen: „So behüt' dich Gott, herztausiger Schatz, du siehst mich nimmermehr!" zieht es klagend durch den stillen Forst, hinab zu jenem Thalgrund, wo ein Teich im tiefen Schlaf liegt. —

Marga schreitet hastig aus. Sie beruhigt das Kind und küßt voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit das verkümmerte kleine Gesichtchen.

Ein wehes Lächeln fliegt über ihr Antlitz, als es wieder an ihrer Brust einschläft, — zum letztenmale wohl.

Dort glänzen Lichter, dort winkt das Schloß.

Es ist Essensstunde. Die Leute sind in der Gesindeküche versammelt, Onkel und Tante Dallberg sitzen in der traulichen Wohnstube, — Flur und Treppen werden leer sein.

Marga schluchzt auf und beschleunigt ihre Schritte. —

Während dessen sitzt der neue Gutspächter in seinem Arbeitszimmer und starrt nachdenklich in die Dämmerung.

— — Adalbert Eckert hat seine Kinder zur guten Nacht geküßt, hat die Hände über ihnen gefaltet und sie in den Schutz dessen befohlen, der liebevoll die Arme ausbreitet und spricht: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht —!"

Ein tiefer Seufzer hebt die Brust des einsamen Mannes. Ja, sein Haus ist jetzt schön und traulich, weit und groß, ohne Mangel und Sorge, aber es ist dennoch nur ein toter Körper, welchem die Seele fehlt.

Die kleine, weiche Frauenhand fehlt, welche belebend über dieses kühle, starre Heim streicht, die Liebe der Gattin

und Mutter fehlt, welche in den duftlosen Kranz die unverwelklichen Blüten des Glückes flicht.

Alles geht seinen ruhigen, geordneten Gang, es mangelt nichts zum täglichen Brot, nichts zur Pflege des Körpers, aber Herz und Seele leiden Hunger und darben in trostloser Verlassenheit.

Er sollte heiraten! — Von allen Seiten drängt man ihn und redet ihm zu. Junge, blühende, liebenswürdige Mädchen lächeln ihn an, als ob sie durch stumme Blicke sagen wollten: „Komm und wirb um mich, — es soll nicht vergebens sein!" — Aber Adalbert Eckert schüttelt traurig das Haupt. Sein Herz schlägt keiner von allen entgegen.

Er streicht mit der Hand über die Stirn, als wolle er die Träume fortwischen und wieder zur Wirklichkeit erwachen. Was hatte er doch heute abend besorgen wollen?

Richtig, — den Hühnerhof!

Die Wirtschafterin klagt neuerdings so sehr, daß die Füchse aus dem nahen Wald allzukecke Raubzüge in den Geflügelhof unternehmen! Der Volontär hat schon ein paar Abende mit der Büchse auf Anstand gesessen, aber es ist nicht möglich, den schlauen Rotröcken beizukommen.

Nun will Eckert ein paar Fuchseisen stellen und sehen, ob diese ihre Sache besser machen werden wie der Volontär.

Er erhebt sich, um die Fallen von dem Boden herunterzuholen, — er findet sie im Dunkeln, — weiß, wo sie liegen

Die beiden Eisen in der Hand, steigt er langsam die Treppe wieder herab. Droben auf dem Absatz, wo die Strahlen der kleinen Flurlampe bereits hinreichen, bleibt er momentan stehen, den Mechanismus zu prüfen.

Eine halbe Treppe tiefer liegt der weite, viereckige Korridor vor ihm, auf welchen die Thüren seiner Wohnung münden, und zu dem die gewundene Steintreppe vom Hausflur, rechter Hand, emporführt. Tiefe, feierliche Stille. Plötzlich ein Laut, ein leiser scheuer Schritt.

Eckert kennt ihn nicht. Wer schleicht so vorsichtig herzu?

Er tritt weiter in den Schatten zurück und späht mit scharfem Blick zu dem Kommenden herab.

Eine Frauengestalt?

Er kennt weder den dunklen weiten Mantel, noch das schwarze Tuch, welches den Kopf umhüllt. Das Gesicht kann er nicht sehen.

Die Fremde trägt sehr vorsichtig ein Bündel, lugt scheu und zaghaft nach allen Seiten, — huscht jählings vor und legt ihre Last vor der Stubenthür nieder. Ein gurgelndes, kurzes Aufschluchzen, — ein Stöhnen wie das eines Sterbenden, — und dann wendet sich das fremde Weib, zieht das Tuch tief über das Antlitz und stürzt in wilder Hast die Treppe wieder hinab. Was bedeutet das?

Mit zwei Sprüngen steht Eckert neben dem Kleiderbündel und faßt es. — Ein Kind! ein lebendes, aufweinendes Kind!

Er reißt die Zimmerthür auf. „Hanne! Hanne! Sorgen Sie für das kleine Wesen hier!“ schreit er mit bebender Stimme, und dann stürmt er voll haltloser Erregung hinter der Fremden her.

Er sieht die dunkle Gestalt just hinter der Gartenpforte verschwinden, als er die Hausthür erreicht. Ohne Besinnen hastet er ihr nach.

Vor ihm, im matten Mondeslicht flieht das Weib. Wer ist sie? Wer kommt nächtlicher Weile, ein kleines, hilfloses Kind vor seiner Schwelle auszusetzen?

Eine Floringhoferin ist's nicht — und doch, die Enteilende scheint genau Bescheid zu wissen, sie wählt voll großer Sicherheit den Weg zum Wald.

Dieser Pfad führt nach dem Teich!

Ein jähes, lähmendes Entsetzen packt Eckert. Nun weiß er es plötzlich, wohin die Unglückliche vor ihm strebt. Ein wilder Schreck, ein unbeschreibliches Weh preßt ihm das Herz zusammen. Schnell, schnell, ehe das unglückselige Weib ihre grausige That ausführen kann.

Mit der Kraft der Verzweiflung eilt er vorwärts. Ein rauher Schrei bricht aus seiner Kehle.

Die Verfolgte hört ihn, schrickt zusammen und wendet sich nach ihm um. Wie in schaudernder Abwehr hebt sie beide Arme wider ihn, strauchelt und stürzt. Aber sie reißt sich wieder empor und taumelt dem Wasser entgegen, welches schon dicht vor ihr durch das laublose Gehölz blinkt.

Ihre Kräfte schwinden, sie wankt — ein herzzerreißender Klagelaut tönt von ihren Lippen. Sie klammert sich



an einen Buchenstamm und preßt das Antlitz gegen die feuchte Rinde.

Da steht Eckert neben ihr und packt in zitternder Aufregung ihre Arme: „Wohin, du Gottverlassene?" stößt er mit bebenden Lippen hervor.

Sie will weiter, — sie kann es nicht, — sie will sich regen, — ihre Glieder versagen den Dienst. Sie will voll Verzweiflung gegen ihn ringen, das Kopftuch gleitet herab, ihr Antlitz starrt ihn an. Wohl ist es bis zur Unkenntlichkeit entstellt, aber Adalbert fühlt es, weiß es, wer sie ist.

„Marga!" — schreit er auf, er gibt sie frei und taumelt zurück.

Da sieht er, wie ihre frostgeschüttelte Gestalt schwer vornüber, auf seine Füße zusammensinkt. Die umklammernden Hände lösen sich und gleiten auf das regenfeuchte Moos.

Das bringt ihn wieder zum Bewußtsein.

Voll bebender Angst faßte er ihre federleichte, elende, kleine Gestalt auf die Arme und wendet sich hastig nach dem Weg zum Schlosse zurück.

Der See blitzt im Mondschein grell auf, — Adalbert wendet schaudernd den Blick und stürmt mit seiner traurigen Last heimwärts.

Wie der Frühlingswind ihm so kühl über die Stirne streicht, wie es so seltsam aus dem Moos emporduftet! Wolken jagen am Himmel, ein neuer Regenschauer tropft wie kalte, schwere Thränen auf die beiden einsamen Menschen nieder.

Regungslos hängt der Frauenkörper auf seinen Armen. Das geisterhaft bleiche Antlitz ist zurückgesunken, die blon-

den Haarsträhne fallen wirr und tief über Stirn und Wangen.

Ist sie bewußtlos? Hat die furchtbare Qual dieser Stunde die zarte Menschenblüte geknickt?

Voll unaussprechlicher Sorge, mit stockendem Herzschlag blickt Eckert auf die geschlossenen Augen nieder, neigt das Haupt und lauscht auf die Atemzüge, welche schwach, wie erlöschende Seufzer, ihre Brust heben. — Sie lebt!

Dem barmherzigen Gott sei Lob und Dank dafür!

Der Pächter von Floringhof weiß es nicht, wie er daß Schloß erreichte, er weiß es nicht, wie er mit seiner unglückseligen Bürde in das stille Zimmer kam. Das Händeringen und die Schreckensrufe der alten Hanne mahnen ihn zuerst wieder an seine Umgebung. Er bettet die Ohnmächtige behutsam in die Kissen, er ruft mit leiser Stimme nach der Mamsell, daß sie der Kranken die ersten Hilfeleistungen angedeihen lasse.

Hanne schickt er zu Baroneß Floringhoven mit der dringenden Bitte: „Baroneß möge ihm mit Rat und That bei der Pflege einer Unglücklichen helfen!“

Hanne hat auf den ersten Blick, mit wahrem Entsetzen, Marga Dallberg erkannt. Allmächtiger Gott, wie kommt das arme Frauchen zu ihnen zurück! — Nun weiß sie auch, wem das jammervolle Würmchen zugehört, welches sie soeben vom Flur aufgenommen und mitleidig getränkt und warm gebettet haben.

Benedikta und Gräfin Lotzenburg eilen durch den breiten Verbindungskorridor unverzüglich herzu. Eckert tritt ihnen

mit verstörtem Gesicht, farblos wie ein Sterbender entgegen. Er vermag kaum zu sprechen.

Gräfin Lotzenburg starrt entsetzt auf dieses junge verzweifelte Geschöpf, welches jetzt wohl den starren Todesschlaf tief unten im Wasser schlief, wenn nicht Gottes weiser Wille es anders beschlossen hätte.

Sie ist ein leicht erregtes, für alles Außergewöhnliche und Sensationelle sehr empfängliches Gemüt, und so legt sie voll eifriger Fürsorge sofort selber mit Hand an, die Beklagenswerte zu entkleiden und ihre Stirn und Schläfen mit belebenden Essenzen einzureiben. Eckert hat sich selber auf ein Pferd geworfen, dem Wagen vorauszueilen und den Arzt zu benachrichtigen. Er hat die inständige Bitte an die Damen gerichtet, das traurige Vorhaben der Kranken sowohl dem Doktor, wie allen Floringhofern vorzuenthalten.

Gräfin Lotzenburg nestelt sorglich die Taille Margas auf, und wie sie ein Papier unter ihren Fingern knistern hört, nimmt sie vorsichtig den Brief, welcher fraglos geschrieben ist, Aufschlüsse über die Person und die That der Selbstmörderin zu geben, von der Brust der Kranken und läßt ihn in ihre Tasche gleiten, damit er in keine unrechte Hände falle.

Frau Ermönyi öffnet mit tiefem Seufzer die Augen und blickt wild um sich. „Wo ist Ada?! Wo ist mein Kind?“ schreit sie auf.

Benedikta faßt ihre Hände und blickt ihr in die Augen. „Es schläft, Marga, und ist wohl behütet, ebenso sicher geborgen und beschützt wie Sie!“

Einen Augenblick brennt der Blick der Genannten verständnislos auf dem Antlitz der Sprecherin, dann läuft ein Zittern durch ihre Glieder, sie sinkt in die Kissen zurück und schluchzt leise auf: „Benedikta! Ach Benedikta!“

Fräulein von Floringhoven umschließt die eiskalten kleinen Hände voll inniger Zärtlichkeit.

„Ich bin bei Ihnen, Sie arme, liebe, kleine Frau, wir Alle, Ihre treuen Freunde sind hier und heißen Sie von ganzem Herzen in der Heimat willkommen! Regen Sie sich jetzt nicht auf! Denken Sie nicht, — schlafen Sie in dem süßem Bewußtsein, wohlgebettet daheim zu sein!“

Als der Arzt spät nach Mitternacht an ihr Lager tritt, starrt er voll wehmütiger Teilnahme in das abgezehrte, farblose Gesicht.

„Sie fiebert nicht stark, es ist wohl irgend eine große Gemütserregung, Entkräftung und Überanstrengung der Reise, welche diesen Zustand hervorgerufen. Wenn sie erwacht, bitte ich ihr dieses Pulver zu geben, es wird sie beruhigen. Alsdann dürfte sehr kräftige Ernährung und unbedingte Ruhe die beste Arznei für die sehr ermattete junge Frau sein, ob irgend ein anderes, tieferes Leiden vorliegt, kann ich jetzt selbstverständlich nicht konstatieren, hoffe es aber nicht.“

Auch das Kind sah er an. Hanne hatte unter Thränen versichert, das elende Würmchen könne kaum den Morgen erleben, es sei ja nur eine Hand voll Knöchelchen und beinahe zu schwach, um trinken zu können!

Da Gräfin Lotzenburg fürs erste keine Gelegenheit fand, sich bei der Krankenpflege nützlich zu machen, zog sie sich in ihre Zimmer zurück.

Sie setzte sich in den Sessel neben dem summenden Theekessel nieder und zog den Brief Margas aus der Tasche, ihn aufmerksam zu betrachten.

Er war nicht verschlossen.

Mit einem Gemisch von lebhaftem Interesse und etwas Neugierde, vielleicht die Beweggründe zu dem unfaßlichen Vorsatz der Lebensmüden zu erfahren, nahm sie den Bogen aus dem Umschlag und öffnete ihn.

Überrascht neigt sie sich vor.

Ein ärztlich unterschriebenes und gesiegeltes Attest? Was ist das?

Sie überfliegt den Inhalt mit den Blicken, und plötzlich schnellt ihr Haupt empor und starrt mit weit offenen Augen in das Leere, just, als staune Gräfin Lotzenburg einen ganz außerordentlichen, genialen Gedanken an, welcher ihr plötzlich wie eine gebratene Taube aus dem Schlaraffenland in den Schoß gefallen.

War es ein Traum, was sie hier las?

Die Bitte und Befürwortung eines Arztes an einen ungenannten Hospitalvorstand, sich der kranken, vermögenslosen, in höchst bedrängten Verhältnissen lebenden Sängerin Marga Daja barmherzig anzunehmen und ihr, wenn möglich, Aufnahme, ärztliche Behandlung und Pflege angedeihen zu lassen.

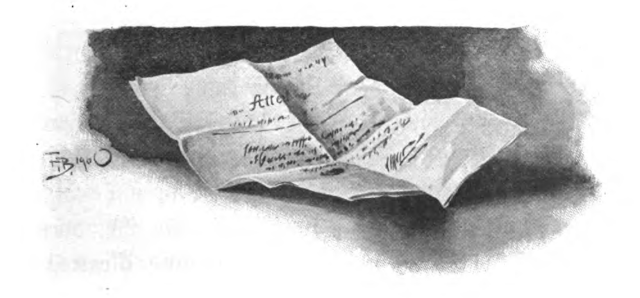
Das, was der Gräfin Lotzenburg ein ewig unerfüll-

barer Wunsch geschienen, das Attest eines Armenarztes, hielt sie plötzlich, unerwartet und unvermutet in den Händen.

Marga Daja ging unter in dem Namen der Madame Ermönyi, welche auch ihrerseits nur ein paar flüchtige Gastspiele absolvierte.

Wer kennt und weiß in dieser schnell lebenden Welt noch etwas von Marga Daja?

Prinz Percy am wenigsten, er liebt das Theater nicht und besucht es nicht, — mußte er auf Befehl einmal einer Oper beiwohnen, in welcher Marga Daja sang, hat er weder ihren Namen auf dem Zettel gelesen, noch die Sängerin eines längeren Blickes gewürdigt. Die Assistenzärzte seiner Klinik aber sind zumeist Süddeutsche oder Österreicher, welche fraglos nie den Namen noch die Person einer Marga Daja auf der Bühne kennen gelernt haben.





XVIII.

Die Frühlingssonne lachte in das Stübchen, als Marga die ersten Schritte — auf Benediktas Arm gestützt machte. Das schmale Gesichtchen hatte sich wieder gerundet, eine zarte Röte überhauchte die Wangen, und die großen Kinderaugen blickten wie verklärt in die Welt. Der große Strom banger Scheu und Angst vor dem Wiedersehen mit Floringhof war in einem Meer von Liebe untergegangen.

Ihr Herz schlug so ruhig und friedlich, wie bei einem Kinde, welches nach verbüßter Strafe zum erstenmale wieder in dem weichen Arm der Mutter ruht, und die Augen in dem seligen Bewußtsein zum Schlafe schließt: Was du verschuldet hast, ist vergeben und vergessen, die Liebe ist größer gewesen als der Zorn.

Ganz allmählich hat man sie mit den Wandlungen in Floringhof vertraut gemacht, den Tod der Frau Dallberg hat man noch verschwiegen, aber die Thatsache, daß Eckert des Onkels Nachfolger geworden, daß sie bei ihm

und nicht bei den Verwandten eingekehrt ist, hat sie heißerglühend erfahren, und sie hat die Hände krampfhaft verschlungen und geflüstert: „O, Benedikta, wie soll ich ihm das alles danken!"

Gräfin Lotzenburg versteht es besonders gut, in ihrer harmlos munteren Weise die Genesende aufzuheitern, sie plaudert über jede peinliche Erinnerung hinweg, freut sich des lieben Familienzuwachses im Schloß, welches just so ein paar junge Wesen, wie Marga und ihr Baby gebrauchen könne, und schlägt auch jetzt eine Brücke über den fatalen Augenblick ersten Wiedersehens zwischen der jungen Frau und ihrem Lebensretter.

Sie öffnet lachend die Thüre nach dem Nebenzimmer und weist auf das Bild, welches sich den Blicken bietet.

„Sehen Sie doch, Marga, welch schönes Idyll! Behaglicher hat sich Eckert noch nie gefühlt, und wenn er etwas bedauert, so ist es lediglich der Umstand, daß die kleine Ada nicht noch fünf weitere Geschwister mitgebracht hat! — Je mehr kleines Volk um ihn herum krabbelt und seine Fürsorge beansprucht, desto wohler ist es ihm, und daß er nebenbei ein recht gefährlicher Courmacher ist, welcher die Herzen der jungen Damen im Handumdrehen erobert, beweist Ihnen das zärtliche Verhältnis zwischen ihm und Ihrem Fräulein Tochter! — Na, Eckert? Kennen Sie nicht das alte Sprichwort: „Wer die Tochter freien will, muß um die Mutter werben?" — Schnell hierher, und der künftigen Schwiegermama guten Morgen gesagt!"

„Nun sehen Sie einmal dieses Prachtmädel an, Frau Marga!“ lachte er, das Kindchen präsentierend, „hat die Floringhofer Luft und Milch nicht schon Wunder gethan? — Pausbäckchen! Rosige, runde Pausbäckchen haben wir schon, und gar die Patschchen! — Der Platz, wo sich in nächster Zeit die Grübchen einsenken, ist bereits da!“

Marga breitete mit Thränen in den Augen die Arme nach ihrem Kinde aus, voll heißen Entzückens in das kleine Gesicht zu blicken, welches sich allerdings ganz erstaunlich in der kurzen Zeit verändert hatte. „Wie wäre es auch anders möglich!“ flüsterte sie, Adalbert die bebende Hand reichend, „wenn soviel sonnige Liebe die kleine Menschenblume wärmt und umgibt! — Ach lieber Herr Eckert — wie soll ich Ihnen nur danken — —“

„Der höchste Dank hat ebenso wie das höchste Glück keine Worte!“ unterbrach die Gräfin lachend. „Also ist es das einfachste, vor lauter Erkenntlichkeit sprachlos zu sein! Ist ja schrecklich, dieses ewige Danken, — sowohl für den, der es sagen, als für den, der es hören soll. — Also Schwamm darüber! Du, Grethel, was wolltest du denn Tante Marga bringen?“

Die Kleine lief lachend herbei und drückte der Kranken etwas stürmisch in die Hand.

„Märzkatze, Märzkatze!“ jubelte sie, „ich habe dir die ersten Nußkätzchen gebracht, Tante Marga, nun mußt du den Osterhasen in unseren Garten bestellen!“

Eckert ist so harmlos lustig, als sei jedes Rückerinnern an die Schreckensnacht am See aus seinem Gedächtnis



gelöscht, kein Wort, keine Silbe erwähnt die Vergangenheit, kein Blick enthält irgend einen Vorwurf oder Tadel, — lauter Liebe, frische, belebende Liebe lacht ihr entgegen und scheucht die letzten Sorgenschatten, welche ihren Sinn umdüstern.

Als die Kinder, das herrliche Frühlingswetter benutzend, in den Garten hinab gebracht waren, setzt sich der Pächter noch ein paar Augenblicke zu den Damen, ehe er auf die Felder hinaus ritt.

Marga verschlang in wiederkehrender Erregung die abgezehrten Hände. „Ihr lieben, treuen Menschen sprecht von der Zukunft, als solle ich euch Jahr und Tag hier zur Last liegen. Das ist ja eine Unmöglichkeit! Ich muß wieder in die Welt hinaus und es versuchen, für Ada und mich das Brot zu verdienen. Wüßte ich nur erst wie! Ach, dieses „Wie" ist eine furchtbare Frage und trug allein die Schuld an der Verzweiflung, welche mich Hilflose und Verlassene zu dem unverzeihlichsten aller Verbrechen trieb —"

Benedikta und Eckert wechselten einen schnellen Blick, keines nahm Notiz von dieser letzten Bemerkung, welche Fräulein von Floringhoven mehr geahnt als verstanden hatte.

„Wie um alles in der Welt können Sie sich solch nutzlose Gedanken und solch thörichte Skrupel machen!" lächelte sie. „Wenn Sie gesund und wieder bei Kräften sind, wird Ihre Stimme, welche Sie ja nur momentan durch Kummer und Aufregungen verloren haben, wieder-

kehren, liebste Marga, und Sie werden Ihre Laufbahn als Sängerin neu beginnen können!"

„Niemals! niemals!" schüttelte die junge Frau mit einem Schauder das Haupt.

Benedikta nickte hastig Beifall: „Ich habe diese Angelegenheit auch schon bedacht und einen Ausweg gefunden, welchen Sie vielleicht fürerst zur Aushilfe annehmen, liebe Marga. Die Mamsell ist sehr alt und hilfsbedürftig, es ist unmöglich, daß sie das große Schloß, die Leinenkammern 2c. allein noch in Ordnung hält. Da dachte ich, Sie können Ihr als Stütze zur Hand gehen, kleine Frau. Ein festes Jahrgehalt, freie Station für Sie und das Kind —"

Mit einem lauten Freudenschrei faßte Marga die Hand der Sprecherin, sie stürmisch, mit glückstrahlenden Augen an die Lippen zu ziehen, Eckert aber hob jählings das Haupt.

„Ich gönne Ihnen neidlos alles denkbar Gute, Baroneß!" sagte er lächelnd, „und bin überzeugt, daß auch Sie das Gleiche mir gegenüber thun. Ihre Leinenkammer, Vorratsgewölbe und Wirtschaftsräume sind zwar recht respektable Dinge, aber sie können zur Not mit weniger Liebe und Sorge fertig werden wie zwei kleine Kinder, und darum bitte ich, auch meinen Vorschlag gütigst anzuhören! — Willy und Gretel wachsen gottlob so tüchtig heran, daß die alte Hanne nicht mehr Schritt mit ihnen halten kann. Es wird Zeit, daß die Kinder unter die Pflege einer Dame gestellt werden, denn der Einfluß eines

dauernden Dienstbotenverkehrs ist bei diesem Alter kein guter mehr. Ich habe nun schon seit Wochen den Wunsch gehegt, eine Dame zu gewinnen, welche die Leitung meines Haushaltes und die Erziehung meiner Kinder übernehmen möchte."

Eckerts Blick haftete wie in bangem Forschen auf Margas Antlitz, über welches haltlos die Thränen rannen.

„Fürchten Sie nicht, liebe Frau Ermönyi, daß ich allzu viel von Ihnen verlange —" fuhr er weich fort. „Ich weiß, daß diese kleinen Hände es nicht gewohnt sind, zu arbeiten, und darum sollen sie auch nur ganz lind und mühelos die Zügel halten, während stärkere Kräfte Ihnen dienstbar sind. Lieben Sie —, verwahren Sie die Kinder —, mehr verlange ich nicht von Marga Daja!"

Heiße Glut war in ihre Wangen gestiegen, sie schlug die Augen voll auf und sah ihn an: „Ich danke Ihnen, Sie treue, opfermutige Seele! Gott segne Sie für dieses Werk der Barmherzigkeit, welches ich mit allen Kräften, welche das Elend mir gelassen, vergelten will!"

Die Thür öffnete sich, ein Mädchen brachte die Briefschaften.

Mit schnellem Blick überflog Adalbert die Adressen, zögerte und hielt ein Schreiben unschlüssig in der Hand, verstohlen auf Fräulein von Floringhoven schauend.

Marga aber richtete sich erbleichend empor und streckte die Hand darnach aus: „Geben Sie! Geben Sie mir!" sagte sie mit heißer Stimme. „Ich kenne . . . seine Schrift."

Benedikta legte hastig die Hand auf den Arm der jungen Frau. „Nicht lesen, Teuerste!“ bat sie dringlich. „Keine neue Aufregung! Sie sind noch nicht stark genug!“

Marga lächelte bitter. Ihre bebenden Finger lösten den Umschlag. „Nun ich von diesem Brief weiß, würde mich ein Nichtlesen mehr aufregen als wie die Hiobspost, daß er meine Spur gefunden.“ Mit schnellem Blick überflog sie den Inhalt der wenigen Zeilen, flammende Röte stieg in ihre Wangen, und die erloschenen Augen leuchteten auf. „Herrgott des Himmels, ich danke dir!“ schrie sie schluchzend auf, reichte den Brief der Jugendfreundin und preßte die Hände wie in höchstem Aufatmen der Erlösung gegen die Brust.

Überrascht blickte Eckert in Benediktas Antlitz, welche mit lauter Stimme las: „Da ich dich nichtswürdiges, untaugliches Geschöpf, welches zu all seiner bettelarmen Erbärmlichkeit auch noch von frechem Undank beseelt ist, bei deiner lieben Sippschaft in Floringhof vermute, teile ich dir hierdurch mit, daß deine heimliche Flucht meiner Langmut ein Ende gesetzt hat. Ich klage gegen dich auf Ehescheidung wegen böswilligen Verlassens. Wenn du dich nicht weiter dagegen sperrst, sondern die Angelegenheit eine schnelle Erledigung finden läßt, will ich dir das Kind überlassen, — solltest du mir aber die mindesten Schwierigkeiten in den Weg legen, werde ich mich bemühen, dich auch wieder anzuärgern und dir deine kleine Kröte vom Herzen zu reißen! Verstanden? Ich verlange umgehende Nachricht über deinen Aufenthaltsort, damit die verfluchten

Bande zerrissen werden können, welche dich Ballast noch an mich ketten! Roman Ermönyi.

Ein unartikulierter Laut rang sich aus Eckerts Kehle. Er hob die bebenden Fäuste, als wolle er sich zermalmend auf den Elenden stürzen, welcher voll gewissenloser Nichtswürdigkeit ein hilflos Weib und Kind als „bettelarmen Ballast“ von sich abschütteln will.

„Lassen Sie mich auf diesen Brief antworten! Lassen Sie mich diesen Buben finden, um mit ihm abzurechnen! —“ knirschte er.

Marga faßte erschrocken seinen Arm. „Niemals! um Himmelswillen nicht! Wollen Sie mir den Weg zur Freiheit verschütten? Wollen sie mein Kind in die Hände dieses Erbärmlichen liefern?“ klagte sie voll jäher Angst.

„Gebt mir Feder und Papier! Ich flehe euch an!“ bat Marga in fiebernder Erregung. Laßt mich ihm die gewünschte Antwort senden —“

„Aber vorsichtig die Worte abwägen! Lassen Sie mich bei diesem Briefe helfen, von ihm hängt möglicherweise noch alles ab!“

„Sie haben recht, Benediktā! Vor allen Dingen muß ich ihm mitteilen, daß Onkel und Tante Dallberg Floringhof verlassen und sich vollkommen von mir losgesagt haben, damit er nicht eine neue Geldquelle in ihnen vermuten kann. Ferner werde ich ihm sagen, daß ich irgend eine Stellung suche, um mich und das Kind zu ernähren, und daß es in diesem Fall wohl besser wäre, ungebunden zu sein!“ —

„Vergessen Sie auch nicht zu erwähnen, daß die Stimme endgiltig verloren ist —!“

„Gewiß nicht! Diese Hiobspost muß obenan stehen. Ach, wie hätte ich mir jemals träumen lassen, daß dieses Schreckensgespenst all meiner Gedanken, ‚eine Sängerin ohne Stimme zu sein‘, noch einmal das goldene Sternlein des Glücks sein würde, welches über dem dunklen Pfad zur Freiheit strahlt!“

Fräulein von Floringhoven nickte wehmütig vor sich hin: „Auch dieser Glücksstern ist Ihnen als Gnadengeschenk Gottes in den Schoß gefallen, ohne daß Sie um ihn handelten, Marga! Was Sie durch Gold und Lorbeer kauften, war nur ein trügerisches Irrlicht, welches Sie in das Verderben lockte!“ —

Welch weicher, warmer Frühlingsabend!

Gräfin Lotzenburg hatte Marga zugesehen, wie sie voll glückseligen Eifers die Kinder gewaschen und gebettet hatte, wie sie mit strahlenden Augen die Liebkosungen Eckerts geschaut, welcher innig, wie bei den eigenen Kleinen, auch die kleine Ada all der zarten Sorgen seines Vaterherzens teilhaftig machte.

Dann wartete die Gräfin geduldig, bis die Kinder schliefen, und Marga auf den Fußspitzen in der Thür erschien, dieselbe leise hinter sich zuzuziehen. Eckert saß in tiefen Gedanken über seinen Rechnungsbüchern, aber sein Blick schweifte verstohlen darüber hinweg und traf die junge Frau, — wie Sonnenschein leuchtete es über sein Antlitz.

„So, liebe Marga! Jetzt komme ich auch zu meinem Recht!“ flüsterte die Gräfin mit einem Wink nach dem eifrig rechnenden Pächter, „die Kinder schlafen, und Hanne kann sie bewachen; der brave Eckert ist furchtbar langweilig, weil er sehr eilige, wichtige Arbeit hat, und Benedikta phantasiert so furchtbar traurige Sachen auf dem Flügel, daß ich reißaus genommen habe! — Der Abend ist himmlisch! Legen Sie ein Tuch um, und begleiten Sie mich ein wenig, ich habe so mancherlei mit Ihnen zu plaudern, was der neugierige Herr da drüben nicht zu hören braucht.“ —

„Ich werde mir sofort die Ehre ausbitten, die Damen begleiten zu dürfen!“ — — neckte Adalbert mit schnellem Aufblick.

„Papperlapapp! — Wenn Sie mich soeben eine Viertelstunde lang kalt stellten, revanchiere ich mich jetzt! Wir können Sie absolut nicht brauchen, Verehrtester. Schnell, schnell! Frau Marga! Ich glaube wahrhaftig, er spritzt schon die Feder aus, um unser tête-à-tête zu vereiteln!!“

Die Sprecherin schob die junge Frau hastig über die Schwelle, und Marga folgte lachend. Seitdem die Scheidung mit Ermönyi eingeleitet war, erschien sie wie ausgewechselt. Sie blühte wieder auf. Ihre Wangen rundeten und röteten sich, die blauen Augen leuchteten so klar wie ehedem, und der Ausdruck starrer Verzweiflung war einem lächelnden, sinnigen Ernst gewichen, welcher nur dann zu der alten jubelnden Heiterkeit der Marga Daja von ehemals ward, wenn sie ihr Kind auf den

Armen hielt und mit Willy und Gretchen um die Wette spielte.

Auch jetzt blickte ihr Gesicht so frisch und verklärt im Mondenschein zu der Gräfin auf, daß diese plötzlich stehen blieb: „Gott sei Lob und Dank, Sie haben sich so prächtig erholt, und sind im Hause Eckert so unentbehrlich geworden, liebe Marga, daß Sie niemals Gebrauch von der Empfehlung eines Armenarztes mehr machen werden!“

Betroffen schaute die Genannte auf. „Von der Empfehlung — wie erfuhren Sie von diesem Geheimnis, Frau Gräfin?“

„Auf die einfachste Weise. Ich barg es vor fremden Blicken, und bewahre es noch immer in meinem Schreibtisch für Sie auf — das heißt *nicht* für Sie, sondern für eine andere, und dieses, *mein* Geheimnis, möchte ich Ihnen jetzt anvertrauen, kleine Frau, und Sie von Herzen bitten, meine Mitverschworene und Verbündete zu werden, da es sich um nichts Geringeres, als um Benediktas Glück handelt!“

„Um Benediktas Glück?“

„Sie sagen es, und nun hören Sie zu. Obwohl das Leiden schon sehr gemildert, und die Baroneß nicht mehr völlig taub ist, bildet sie sich dennoch ein, absolut untauglich für die menschliche Gesellschaft zu sein.“ Die Gräfin neigte sich tiefer noch und flüsterte eifrig in Margas Ohr.

„Herrlich, herrlich, eine ganz brillante Idee!“ rief diese lachend. „O, wenn der Prinz ahnte, welch eine

Perle diese unscheinbare Namensmuschel birgt! Sollte die Empfehlung des Arztes nicht ausreichen, so besitze ich auch noch den Brief der Theaterdirektion, welche mir anzeigt, daß ‚mein Leiden‘ — es ist glücklicherweise nicht bezeichnet — ein ferneres Auftreten als Sängerin unmöglich mache.“ —

„Vortrefflich! Das wäre ja ein unbezahlbares Mittel, sein Mitleid vollends zu erwecken! Schnell, schnell, schaffen Sie den Brief herzu, damit wir ihn auf seine Brauchbarkeit prüfen können . . . wie zum Beispiel ist die Anrede? etwa ‚Frau Ermönyi?‘ Dann würden wir ihn nicht benutzen können!“

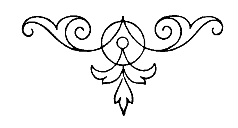
„Nein, nein! So viel ich mich entsinne, bin ich nur mit ‚Eurer Wohlgeboren‘ angeredet, im Laufe des Briefes nennt man mich noch einmal ‚wertgeschätzte Kollegin.‘ — Nun, und das Couvert mit der Adresse braucht Benedikta ja nicht vorzuzeigen!“

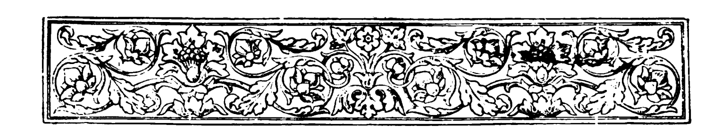
„Bewahre! Und unserer vereinten Überredungskunst muß sich Benedikta fügen! Willigt sie ein, reisen wir umgehend nach W. ab, damit sie sich zuerst von dort aus schriftlich an den Prinzen wendet, ehe das Datum der Briefe allzu sehr veraltet. Die größte Eile ist geraten. Also ich verlasse mich auf Sie, liebe Marga.“

Die junge Frau blieb einen Augenblick lächelnd und sinnend stehen. „Ich glaube ein Mittel zu wissen, die Baroneß fraglos zu bestimmen. Wenn sie anfänglich unseren Bitten Widerstand entgegensetzt, was sie fraglos thun wird, dann gebe ich Ihnen einen Wink, Frau Gräfin,

und Sie lassen uns ein paar Minuten allein! — Darf ich darum bitten?"

„Gewiß! gewiß!" lachte die Gräfin glückselig, — „hypnotisieren Sie — bezaubern — behexen Sie, — nur kommen Sie zu einem günstigen Resultat!"





XIX.

Prinz Percy saß in seinem Studierzimmer. Es war schlicht und so klein, daß er kaum Platz hatte, sich umzudrehen. Er befand sich in eifriger Lektüre über einem neuen wissenschaftlichen Werk, welches sein höchstes Interesse erregte.

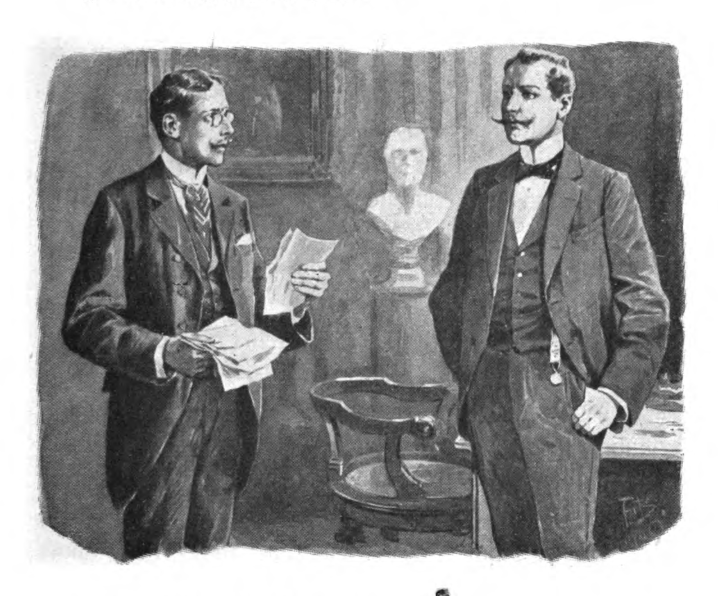
Die grünen Friesvorhänge waren weit an ihren Bronzeringen zurückgerollt und gewährten den warmen Frühlingssonnenstrahlen Einlaß. Sie flimmerten auch über das dunkelblonde Haar des tiefgeneigten Hauptes, über die hohe, edel gewölbte Stirn, über das blasse, geistvolle Antlitz. Nur seine Augen konnten sie noch nicht schauen, die versteckten sich hinter den dunklen Wimpern, welche sich gleich langen Schatten auf die Wangen senkten.

An der Thür klopft es, und der Prinz blickt auf. Große, stahlblaue Augen mit dem schwarzen Rand, welcher die Iris begrenzt, wenden sich dem Eintretenden zu, welcher auf das laute „Näher!" die Schwelle überschreitet.

„Ah, Sie selber, lieber Doktor! Was bringen Sie?"

Er erhebt sich und tritt dem jungen Assistenzarzt entgegen, welcher mit respektvoller Verneigung in der Nähe der Thür verharrt.

„Die Briefschaften, Hoheit.“



„Bereits durchgesehen?“

„Befehl, Hoheit.“

„Etwas Wichtiges darunter? Bittschriften?“

„Leider, Hoheit.“

„Warum ‚leider‘?“

„Die Klinik ist bis unter das Dach besetzt, wir können niemand, absolut niemand mehr aufnehmen.“

„So, so. Wer wünscht unsere Hilfe, lieber Doktor?"

„Ein Fabrikinspektor, welchem beim Platzen eines Ventils der Kopf verletzt wurde; es scheint eine Verletzung des Trommelfells vorzuliegen."

„Ist der Mann völlig mittellos?"

„Er ist nicht glänzend gestellt, aber auch nicht direkt arm. Außerdem ist es eine Gemeinheit des Fabrikbesitzers, den Mann, für welchen er die ärztliche Behandlung zu bezahlen hat, an die Adresse Eurer Hoheit zu verweisen!"

„Er versucht's. Kennen Sie den Namen des Besitzers?"

„Befehl, königliche Hoheit."

„Ist er in der Lage, für seinen Inspektor zahlen zu können?"

„Fraglos; er ist als einer der reichsten Großindustriellen bekannt."

„Ah!" — die Brauen des Prinzen zogen sich unmutig zusammen. „Haben Sie die Güte, das Gesuch abzulehnen. Und was weiter? Wer meldet sich noch?"

„Eine Sängerin Namens Marga Daja?"

„Marga Daja?" Der königliche Arzt blickte nachdenklich gerade aus und wiederholte langsam, als müßte er sich auf etwas besinnen: „Marga Daja? Woher?"

„Ehemalige Opernsängerin in der Residenz, später an dem Stadttheater zu X., welches seine Verbindlichkeiten zu der Dame löste, weil ihre Krankheit sie leistungsunfähig machte."

„Ist sie bedürftig?"

„In hohem Grade, direkt mittellos. Sie sendet eine

Empfehlung des Theater-Armenarztes sowie den Kündigungsbrief der Direktion mit."

„Marga Daja?" Prinz Percy schritt nachdenklich in dem schmalen Raum auf und nieder. „Wo habe ich den Namen bereits gehört? Er klingt mir so sehr bekannt .... Marga Daja .... Welches Leiden plagt sie?"

„Ein Ohrenleiden. Die Dame war vollständig taub, eine Zeit lang in Behandlung des Professors X. . . ."

„Des Professors! — richtig! — Marga Daja!" — Der Prinz schaute jählings empor, lebhaftes Interesse sprach aus seinem Blick. „Ganz recht, jetzt weiß ich, woher ich den Namen kenne, ich sah das junge Mädchen damals in der Klinik! — Große, schlanke Gestalt, — dunkle Augen, hm, schade für die Bühne. Und sie ist jetzt völlig verarmt?"

„Allerdings, Hoheit, da sie nicht mehr singen kann, ist sie außer stande, sich ihr Brot zu verdienen."

„Traurig, sehr traurig. Und wir können niemand, wahrlich niemand mehr aufnehmen?"

„Drei Krankenwärter schlafen bereits in einer Bodenkammer zusammen."

„Fatal. Es ist sehr hart, die Arme abzuweisen. Lassen Sie mich überlegen . . ., ja, das wäre ein Ausweg. Bitte, schreiben sie der Dame, sie solle sich bei dem Professor Doorn in Wien anmelden, — die Kosten ihrer dortigen Aufnahme und Behandlung sollten von uns bestritten werden."

„Befehl, Hoheit."

— — — — Zwei Tage waren vergangen. Wieder betrat der Assistenzarzt das Studierzimmer des Prinzen. Er trug einen Brief in der Hand.

„Schon wieder Anmeldungen?“ seufzte der hohe Herr bei seinem Anblick.

„Halten zu Gnaden, Hoheit — ein Antwortschreiben der Sängerin Marga Daja.“

„Sie bedankt sich? — schon gut — schon gut.“

„Verzeihung, Hoheit, sie kann keinen Gebrauch von der Gnade Eurer Hoheit machen.“

„Wie?“ der Prinz schnellte herum. „Inwiefern das?“

„Die Dame befindet sich bereits hier und ist so sehr leidend, daß sie eine weitere Reise momentan nicht antreten kann. Auch bekennt sie ehrlich, daß sie der festen Überzeugung lebe, nur in unserer Klinik, durch die Meisterschaft Eurer Hoheit hergestellt zu werden. Sie bittet um die hohe Vergünstigung, warten zu dürfen, bis ein Zimmer der Anstalt frei wird.“

Prinz Percy nagte an der Lippe, sein Haupt neigte sich zur Brust.

„Es wird vor Wochen kein Patient abreisen können“, murmelte er nachdenklich.

Ich wüßte auch nicht, welch einer es sein sollte; wir haben lauter langwierige Fälle!“

Der Prinz blätterte in der anatomischen Broschüre, welche vor ihm lag; — er schwieg.

„Was soll ich antworten, Hoheit? — Der Brief ist in solch herzbewegendem Ton geschrieben —“, der Arzt

reichte ihn mit fürbittendem Blick dar —, „und wenn Hoheit gnädigst gestatten, kann ich eine Garçonwohnung in der Nähe beziehen und dem Fräulein mein Zimmer abtreten!“ Percy schob den Brief zurück und erhob sich. Er atmete tief auf und reichte dem Sprecher die Hand. „Ich danke Ihnen herzlich, lieber Hobrecht, halte es aber für sehr riskiert, Sie auszuquartieren. Wir haben Schwerkranke, welche jeden Augenblick zu einer dringenden und gefährlichen Operation zwingen können, einen — der Herren Assistenzärzte muß ich unbedingt zu jeder Stunde erreichen können. Aber es soll anderweitig Rat geschafft werden. Ich bitte Sie, der Sängerin zu antworten, daß sie übermorgen, Mittags zwölf Uhr Aufnahme bei uns finden wird.“

„Und wo gedenken Hoheit die Kranke unterzubringen? Welcher Abteilung würde sie eventuell einverleibt?“

„Ich werde ihr mein Eßzimmer einräumen und während der Zeit ihrer Anwesenheit in dem Salon speisen.“

Hoheit!!“

Percy wehrte heftig, in der ihm eigenen, etwas nervösen Weise ab: „Es wird sich nur um Tage handeln, da ich beabsichtige, eine kleine Erholungsreise zu unternehmen.“

Die Thür schloß sich, und der Prinz trat an das Fenster. Sein Blick konnte gerade aus, zwischen den beiden Seitenflügeln des Hofes hindurch, in den Garten der Klinik schweifen. Er lag im goldigen Sonnenschein, — die braunen, zierlichen Zweige des Flieders und Jasmins

voll dicker, brechender Knospen, wiegten sich im weichen Lufthauch, und die ersten, zartgrünen Schleier wehten darüber hin, wie grüßende Hoffnung. Wie schön muß es jetzt im Wald sein!

Percy ist stets gern zu einem kurzen Jagdausflug in die Heimat gereist, diesmal thut er es ganz besonders gern.

Ein gewisses Etwas treibt ihn fort von hier, ein Unbehagen, welches er empfindet, wenn er an Marga Daja denkt.

Er kann die Künstlerinnen vom Theater nun einmal nicht leiden. Er hat nie eine hohe Meinung von ihnen gehabt und hat sie auch von Marga Daja nicht. Ihr Äußeres freilich ist so ganz und gar anders wie das ihrer Kolleginnen, aber gerade das birgt eine doppelte Gefahr. — Wer sagt ihm, ob es nicht lediglich eine Maske ist, welche Koketterie und Berechnung ihr aufgedrückt? — Sie ist und bleibt eine Komödiantin, und das verleugnet sich auch im alltäglichen Leben nicht. Der Verkehr mit solchen Damen ist ihm äußerst unsympathisch, und er wird denselben mit der Sängerin auf das Allernotwendigste einschränken.

Ihr Leiden wird hoffentlich nicht so schlimm sein, daß es seine öftere persönliche Behandlung bedingt; er wird sich, wie bei all seinen Patienten, über die Krankheit Marga Dajas in einer ersten Konsultation genau orientieren, ihre tägliche Behandlung jedoch den Assistenzärzten überlassen. Warum verlangt die Künstlerin, gerade von ihm behandelt zu werden? Träumt sie irgend einen kleinen Roman, zu dessen Helden Prinz Percy ausersehen ist? Dann

gilt solche Berechnung lediglich seinem Namen und seiner Stellung, denn persönlich ist er den Frauen stets langweilig und uninteressant gewesen. — Die Stirn des Denken=



den furcht sich. Nichts ist ihm so verhaßt wie ein derartiger Gedanke. Und weil derselbe in seinem Kopf zu spuken beginnt, so treibt er ihn wie eine feindliche Macht aus Marga Dajas Nähe.

Dennoch ordnete er mit einer außergewöhnlichen Sorgfalt die Umräumung der Zimmer an.

Der Prinz stand zufällig in seinem Salon am Fenster, welches den Blick auf die Straße gewährte, als eine Droschke vorfuhr.

Es war die zwölfte Stunde, die Zeit, welche Fräulein Daja zum Eintreffen bestimmt war.

Sollte sie es sein?

Undenkbar! Dieses kleine Köfferchen ist doch nicht das Gepäck einer Sängerin?

Wohl nur das Handgepäck, die übrigen Körbe kommen per Fracht nach. Selbst die ärmste Künstlerin trennt sich nicht von dem bunten Flitter, welcher einen Teil ihres Lebens und ihrer Existenz ausmacht.

Er neigt sich vor und blickt hinab. Eine große schlanke Gestalt in schwarzem Kleid steigt aus, ein grober, schwarzer Strohhut in der Form eines sehr schlichten Gartenhutes, verhüllt mit breitem Rand das Haupt.

Sie reicht dem Kutscher das Fahrgeld; sie nimmt die Tasche, Plaidrolle und Schirm. Welch stolze, majestätische Figur, welch schöner Gang. Er ist gut einstudiert und sieht beinahe natürlich aus, aber es ist doch nur Bühnenchic.

Also immer noch im schwarzen Kleid! — Sie scheint permanent zu trauern, weil ihr die dunkle Farbe am besten steht und sie interessant macht.

Der Prinz wandte sich jählings vom Fenster zurück. Er schritt mit leichtgefurchter Stirn in sein Arbeitszimmer,

um in dem Kursbuch den bequemsten Zug für seine Reise auszuwählen. Zuvor schellte er und befahl den Wagen, — er beabsichtigte, die neuerbauten Typhusbaracken vor der Stadt zu besichtigen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Doktor Hobrecht am nächsten Morgen zum Krankenbericht in das Zimmer des hohen Herrn trat, schaute ihm Prinz Percy kaum entgegen.

„Nun, lieber Doktor, wie geht's und steht's? Sahen Sie die Kranken bereits?"

Er ließ die Wimpern tief über die Augen sinken und richtete eifrig an dem Zeiger seiner Uhr.

„Jawohl, Hoheit, ich gestehe ehrlich ein, daß ich recht neugierig war, den Zuwachs unserer Schutzbefohlenen zu sehen und zu beobachten!"

„Sieh, sieh! — nun, und welches Resultat?"

„Bei der Diva ein überraschend günstiges, Hoheit!"

„Thorheit, lieber Hobrecht, neue Besen kehren gut! Die Krallen der Kätzchen sieht man nicht auf den ersten Blick, man fühlt sie erst mit der Zeit!"

„Wohl möglich, Hoheit".

Eine kurze Pause. Der Prinz erhob sich und trat vor den Bücherschrank. Während er einen Band zu suchen schien, versenkte er die Hände in die Taschen seines Jackets und fragte, ohne sich umzusehen: „Nun, so erzählen Sie doch, Doktorchen, wo Sie die ‚Göttliche' sahen und beobachteten?"

„Während des Nachtessens, Hoheit. Ich hatte mich

in dem Nebenzimmer aufgestellt und hoffte, mich an der sittlichen Entrüstung der verwöhnten Hofopernsängerin erfreuen zu können. Ohne von ihr bemerkt zu werden, konnte

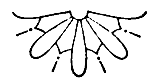


ich jede Miene, jede Regung von ihr ungeniert betrachten. Wir hatten uns den Witz gemacht, sie neben den alten Kilian und die ‚Lumpenmarie' zu setzen. Aber es war leider kein Witz, sondern ein recht verblüffender Ernst. Als Fräulein Daja durch den Saal schritt, hingen Aller

Augen an ihr. Viele standen auf und grüßten sie, weil wohl niemand eine ‚Genossin‘ in ihr vermutete. Ehrlich gestanden, Hoheit, kam es mir vor wie eine Brutalität, diese weiße Rose zwischen all das — doch recht oft unerträgliche — Wegekraut zu reihen. Die freche Zudringlichkeit der Lumpenmarie lag in einem unerklärlichen Bann. Sie rückte, so weit sie konnte, von der feinen Nachbarin ab, und vergaß, selber zu essen, weil sie voll starrer Neugierde zusah, wie die Sängerin so ganz anders wie sie ihre Kartoffeln schälte, ihren Hering schnitt und am Tisch saß wie sie!

Der Prinz wandte sich unruhig zurück. „Ich werde mich selber überzeugen, ob man dem Fräulein ein Ungehöriges zumutet oder nicht“, sprach er kurz, „ich werde heute während des Mittagsmahls Ihren Lauscherposten teilen, lieber Hobrecht, nicht lediglich aus Neugierde“, setzte er lächelnd hinzu, „sondern um mir ein unbefangenes Urteil bilden zu können! Gehen Sie nachher zu Fräulein Daja zurück und melden Sie ihr, daß Doktor Wacknitz und ich vielleicht gegen elf Uhr das Fräulein zu sprechen wünschten.“

„Befehl, Hoheit.“





XX.



Haben Sie die Koffer nachgesehen, ob alles in Ordnung ist?" fragte Prinz Percy seinen Kammerdiener, als er nach dem allmorgendlichen Rundgang durch die Krankenstuben wieder in sein Studierzimmerchen trat, in welchem Wasmuth Staub wischte.

„Befehl, Hoheit, es ist alles bereit. Darf ich unterthänigst um Ordre bitten, wann gepackt werden soll?"

„Ich gedenke übermorgen zu reisen."

„Befehl, Hoheit."

Auf dem Antlitz des hohen Herrn lag ein Schatten. Er ärgerte sich. Ein Gefühl, welches er selten im Leben gekannt, denn seine nachsichtige Güte war stets bereit, zu entschuldigen und zu verzeihen.

Heute konnte er eine Mißstimmung nicht überwinden. Es verdroß ihn, daß Fräulein Daja eine so gefährliche Komödiantin war. Sie gehörte nicht zu der alltäglichen

Sorte voll offizieller Koketterie, Leichtlebigkeit und Prätentionen, sondern zu den noch viel unheimlicheren Wölfinnen im Schafpelz.

Sie wollte hinter der Maske des Engels die Satanella verbergen und nicht auf Sinne und Begierden, sondern viel wirksamer auf das Mitleid und die stille Bewunderung ihrer Umgebung wirken.

Nach wenigen Minuten klopft es an die Thür. Doktor Hobrecht meldet, daß Fräulein Daja in dem Operationszimmer anwesend sei.

„Das arme Wesen scheint sich unbeschreiblich zu ängstigen", fügt er teilnehmend hinzu, „sie sieht leichenblaß aus und vermag kaum zu sprechen! Hoffentlich können wir sie bald von ihrem Marterstuhl erlösen!" -

Der Prinz erhebt sich augenblicklich: „Ich komme!" sagt er kurz und schreitet seinem Assistenzarzt voraus.

Das Sonnenlicht fällt hell und unbehindert durch die hohen Bogenfenster des Operationszimmers. Es brennt in goldenen Fünkchen auf dem leichtgelockten Haar Benediktas und säumt das weiche Oval ihres Gesichtes, welches sich dem Eintretenden zuwendet.

Sie verneigt sich respekvoll, und wie es stets seine Art ist, neue Patienten zu begrüßen, schreitet er ihr entgegen und reicht ihr die Hand mit ein paar freundlichen Worten, daß er sich freue, sie hier zu sehen und das Beste für den Erfolg des Aufenthaltes hoffe!

Die weiche, schlanke Hand, welche momentan in der seinen ruht, erbebt, und das kurze: „Ich danke Eurer

Hoheit von ganzem Herzen!“ klingt sehr schlicht und leise. Heiße Glut ist in ihre Wangen gestiegen, und die dunklen Wimpern liegen tief auf den Wangen.

Ist es abermals Koketterie, daß sie ihn nicht ansieht? Percys Blick weilt in scharfem Forschen auf ihrem Antlitz. Welch eine Scheu und Verlegenheit! Nein, es ist unmöglich, daß auch dieses Erröten, diese unbezwingliche Befangenheit einstudiert ist. Sie wird echt sein, — der Respekt vor dem „Prinzen“ verursacht sie. „Darf ich bitten, Fräulein Daja, uns die Ursache ihrer starken Erkältung zu erzählen“ — fährt Percy fort und deutet auf einen Stuhl selber der Patientin gegenüber Platz nehmend. —

Da trifft ihn zum erstenmal ihr Blick in hilfloser Bitte: „Wollen Hoheit die Gnade haben, sehr laut mit mir zu sprechen!“ —

Er wiederholt seine Worte und fügt lächelnd hinzu: „Haben Sie sich beim Tanzen zu sehr erhitzt, oder bei dem Schlittschuhlaufen, — oder war die Bühne zu kalt und zugig?“ —

Seltsam, warum zuckt sie zusammen und wird noch röter denn zuvor. Ein beinahe entsetzter Ausdruck tritt in ihre ernsten Züge, dann blickt sie abermals unter sich und teilt wie unter großer Überwindung mit, daß sie sich die Erkältung an einem sehr kalten stürmischen Wintertag zugezogen, als sie gezwungen gewesen sei, unbedeckten Hauptes zwei Stunden weit über Land zu gehen! —

„Welch absonderliches Mißgeschick! Hatte der Sturm Ihnen den Hut entführt?“

Wieder diese ratlose Verlegenheit, dann umgeht sie seine Frage und versichert, das Wetter sei allerdings darnach angethan gewesen.

Warum erzählt sie nicht ausführlich? Will sie ihm die Unwahrheit sagen? Dann muß er zu ihrer Ehre gestehen, daß sie das Lügen noch recht schlecht versteht. Gewiß ein romantisches kleines Abenteuer, welches nicht in die Rolle der ehrbaren und keuschen Künstlerin paßt.

Percy fragt nicht weiter. Er geht auf die Behandlung des Professor X. über.

Ihre Augen leuchten voll warmer, herzlicher Verehrung und Dankbarkeit, als sie seiner gedenkt, und als sie im Schildern und Beschreiben ihrer Kur lebhafter wird, als sie den Tod des Professors voll schmerzlicher Teilnahme beklagt, schaut der Prinz immer nachdenklicher in ihr Antlitz. Dieser Zug wehmütiger Trauer ist ihm so bekannt in diesem Gesicht. Just so schwebt es ihm seit längerer Zeit vor wie ein Traum. Wo hat er es schon gesehen? Abermals überkommt ihn das Verlangen, dieses Rätsel zu lösen, aber es wird in den Hintergrund gedrängt durch das lebhafte Interesse, welches die Behandlung seines so hochverehrten, verstorbenen Lehrers in ihm erweckt.

Er wendet sich zu seinen beiden Assistenzärzten und spricht mit leiserer Stimme erregt auf sie ein. Sollte gar Fräulein Daja der „eigenartige Fall“ sein, welchen der Professor in verschiedenen Briefen erwähnte? — Wohl möglich. — Er wünscht sofort eine Untersuchung vorzunehmen.

„Ich bitte um Vergebung, Fräulein Daja, wenn ich Sie jetzt recht barbarisch behandeln und Ihnen unvermeidliche Schmerzen bereiten muß“, — sagt er höflich. „Bitte schreien Sie ungeniert auf, — weinen, zürnen Sie! — es ist immerhin eine Erleichterung für den Patienten!“ —

Sie lächelt. — Geduldig, ohne den leisesten Klagelaut neigt sie das Köpfchen seinen Händen.



Der Prinz ist in diesem Augenblick nur der passionierte Arzt. Die Untersuchung nimmt seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Erst als er geendet, als er hochatmend zurücktritt und mit dem Battisttuch über die Stirne streicht, trifft sein Blick ihr Auge.

Er zuckt jäh zusammen. Große, leuchtende Thränen füllen es. Jetzt erst gedenkt er wieder der Kranken selbst. Sie hat sehr gelitten, ihre farblosen Wangen beweisen es. Und dennoch kein Laut, kein Seufzer, kein angstvolles Wehren gegen die Hand des Peinigers. Die meisten — wohl sämtliche Patienten des Prinzen sind Leute sehr niederer Bildung, solche, welche der Armenarzt aus der Hefe des Volkes auflieſt, sie dem barmherzigen Samariter unter

das Dach zu schicken. — Sie verstehen weder sich selbst, noch ihre Empfindungen zu beherrschen.

Sinnloses Schreien, Umsichschlagen, Heulen und Zetern begleitet die kleinsten Unbequemlichkeiten, welche die Behandlung des Arztes verursacht, namentlich bei den Frauen, welche schon anfangen zu lamentieren, wenn sie nur die „gräßlich unheimliche Stube“ betreten müssen.

Diese Lammesgeduld, diese außerordentliche Selbstbeherrschung Benediktas sind ihm völlig neu und verfehlen ihre Wirkung nicht. Ein Gefühl der Rührung beschleicht ihn.

Nein, soweit reicht die Kunst denn doch nicht, um selbst in Augenblicken des heftigsten, körperlichen Schmerzes eine Sanftmut zu heucheln, welche dem Wesen und Charakter sonst fremd ist.

Die Thränen an den dunklen Wimpern glänzen echte Wahrheit und die eiskalten, bebenden Hände versichern es, daß Marga Daja leiden kann, ohne zu klagen.

Doktor Hobrecht hat es voll aufrichtiger Teilnahme und Bewunderung beobachtet. Er tritt hastig an einen Nebentisch, füllt ein Glas mit Portwein und bietet es der jungen Dame an.

Ohne Prüderie trinkt Benedikta einen Schluck, richtet sich auf und dankt lächelnd, Wangen und Lippen schimmern wieder in zartem Rot, und ihr Blick trifft in stummer Frage den Prinzen. Er versteht sie. Wie aus einem Traum erwachend hebt er das nachdenklich geneigte Haupt: „Ich hoffe das Beste, Fräulein Daja; mit Gottes Hilfe werden wir eine Besserung Ihres Leidens erzielen. Wollen

Sie jetzt ihr Zimmer aufsuchen und eine Stunde ruhen. Ich lasse Ihnen unsere Bestimmungen über die Art und Weise Ihrer Kur zugehen, nachdem ich mich mit den Herren besprochen habe.“

Sie erhebt sich und tritt zurück, soweit, daß der Prinz ihr diesmal nicht die Hand reichen kann, verneigt sich und schreitet zur Thüre, welche Hobrecht sehr höflich vor ihr öffnet.

Percys Blick folgt ihr. Welch eine gleichmäßig, vornehme Ruhe, welch ein tadelloses Benehmen. Hobrecht hat recht, es liegt ein aristokratisches Etwas in ihrer ganzen Erscheinung, welches angeboren sein muß. — Schade, schade, daß es nur seine Triumphe auf den Brettern feiert.

Abermals streicht er hochatmend mit der Hand über die Stirn, als wolle er alle unnützen Gedanken jetzt bannen, und wendet sich seinen Ärzten zu, über die soeben gemachten Beobachtungen und Erforschungen des Leidens zu debattieren. — — —

Es ist außergewöhnlich spät geworden. Die Schelle rasselt auf dem Korridor, und meldet den Kranken die Tischstunde. Wacknitz empfiehlt sich hastig, da er bei einem Patienten in der Stadt erwartet wird, und der Prinz und Hobrecht wenden sich ebenfalls zur Thür.

„Hoheit wollten sich überzeugen, wie deplaciert Fräulein Daja an der Seite Kilians und der Lumpenmarie ihr Mittagbrod verspeist!“ erinnert Hobrecht mit einem Ausdruck in der Stimme, welcher ein ganzes Register von Bitten enthält.

„Ah so! — ganz recht. Gehen wir sogleich, es läutet zum ersten Zeichen."

Die Herren stiegen die Treppe hinab und betraten das kleine Portierstübchen, dessen Fensterchen den Blick in den Speisesaal gewährte.

„Was mag heute auf dem Menu stehen, lieber Doktor!" fragte der hohe Herr.

„Hoheit gestatten, daß ich mich erkundige." Der junge Arzt eilte auf den Korridor zurück, der Prinz aber trat an die Scheibe und blickte in den großen, von Säulen getragenen Raum, welcher sehr schmucklos und einfach, dazu bestimmt war, die nicht bettlägerigen Kranken auf Kosten ihres Hausherrn zu speisen.

Noch waren nur die bedienenden Küchenmädchen, Hausburschen und Krankenwärter anwesend, und auch diese verschwanden soeben auf das Glockenzeichen des Kochs, um die Suppe in Empfang zu nehmen und an dem langen Holzbüffet auszuschöpfen. Gleichzeitig öffnete sich die Thüre, und Marga Daja trat ein. Sie war noch unbekannt und hatte das „Melden" der Klingel schon als Ruf zu Tisch betrachtet. Überrascht blickte sie sich in dem großen, menschenleeren Raum um, zog die Uhr und sah darauf nieder, dann trat sie an den Tisch heran, wartend vor ihm auf und ab zu schreiten.

Sie ahnte nicht, daß zwei Augen wie in trotziger Herausforderung auf ihr hafteten, daß Prinz Percy begierig schaute, wie die junge Dame sich wohl ohne „Publikum" benehmen werde. Es würde ihm eine Genugthuung

gewesen sein, wenn Marga Daja von dem Glorienschein, welchen sie so geschickt um sich zu weben verstand, recht viel eingebüßt hätte.

Aber nein. Sie schritt ebenso elastisch und vornehm ruhig daher, wie vorhin, als sie durch sein Zimmer gegangen war. Ihr Antlitz trug einen Ausdruck weicher, lächelnder Milde, welche ihm neu war, und welcher ihr noch viel besser anstand, wie die zitternde Verlegenheit in der Operationsstube.

Ihr Blick schweift durch die Halle. Nicht spöttisch, nicht verächtlich über die große Einfachheit hinweg gleitend, sondern in seltsam innigem Aufstrahlen, wie eine Elisabeth wohl die teure Sängerlaube der Wartburg mit Entzücken begrüßt. — Das ist völlig echt, denn Marga Daja wähnt sich ganz allein.

Warum dieser Ausdruck in ihrem Gesicht?

Ist sie wirklich so glücklich, so dankbar erfreut, hier zu sein? — Es scheint thatsächlich so.

Aus welchem Grunde? — Was treibt sie hierher? Nur der Prinzentitel ihres Arztes, nur die Eitelkeit, von ihm behandelt zu werden? — Je nun, das soll sich schon zeigen.

Jetzt nimmt sie die Serviette und reinigt eine Gabel, ehe sie dieselbe an ihren Platz legt.

Percy fühlt, wie ihm das Blut in die Wangen schießt. Man scheint es nicht so genau mit der Sauberkeit in der Küche zu nehmen.

Welch peinlicher Gedanke für eine — anscheinend sehr



ordnungsliebende Dame, aus solch einer Küche gespeist zu werden.

Hobrecht hat sehr wahr gesprochen, sie paßt nicht an

diesen Tisch, wenngleich es keine Miene ihres Gesichts verrät, daß sie sich ungern daran niedersetzt.

Es klingelt zum zweitenmal, lachend und lautschwatzend erscheinen die dienstbaren Geister mit den dampfenden Näpfen. Sie nicken der jungen Dame nicht so kordial zu, wie den anderen Gästen aus den Armenhäusern, vor welchen sie weder Respekt noch Achtung haben, sondern grüßen mit einer gewissen Zurückhaltung.

Marga Daja erwidert es mit freundlichstem Lächeln, und doch liegt etwas in ihrer ganzen Erscheinung und in dem Neigen ihres Hauptes, was an eine Fürstin erinnert, welche einen Zug von Vasallen an sich vorüber schreiten läßt. Ist das auch unbewußte Wahrheit, oder nur das Resultat guter Studien?

Hobrecht unterbricht diesen Gedankengang. Er tritt hastig ein und meldet, daß es heute eine Kartoffelsuppe und darnach Weißkraut mit Speck gäbe. —

Wieder steigt es heiß in die Wangen des Prinzen.

„Solch ein Essen dürfte allerdings nicht der Geschmack einer Dame sein! Ich fürchte, Fräulein Daja wird für solche Kost danken und hungrig vom Tisch aufstehen!“

„Ich bin allerdings begierig, zu sehen, wie sie diese Menagenspeise aufnehmen wird!“

„Soeben begrüßt sie den alten Kilian! Sehen Sie nur, lieber Doktor, wie elegant sich der Weißkopf herausgestriegelt hat!“ —

„Und die Lumpenmarie hat eine frische Schürze um

und scheint sich schon heute — am Donnerstag! gewaschen zu haben!“ —

„Auf was wartet Fräulein Daja noch?“ —

„Sie blickt nach dem Inspektor.“

„Ah — ich verstehe“ — wieder biß Prinz Percy sich leicht auf die Lippe, „sie wartet auf ein Tischgebet. — Es ist der verschiedenen Konfessionen halber nicht auf die Tischordnung gesetzt, ebenso wie die Morgenandachten der freiwilligen Beteiligung anheim gegeben sind.“ —

„Sie betet.“ —

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, — beide Herren blickten schweigend auf das schlanke Köpfchen Benediktas, welches sich mit unbeschreiblichem Gesichtsausdruck neigte, auf die weißen Hände, welche momentan gefaltet auf dem Tisch ruhten.

Kilian und die Lumpenmarie wollten schon hungrig zum Löffel greifen, betroffen fuhren sie zurück und falteten gleich ihrer Nachbarin andächtig die Hände.

Hobrecht machte eine jähe Bewegung und sah den Prinz an, — dieser stand und blickte starr, ohne durch eine Miene den Eindruck von dem, was er sah, zu verraten, auf die kleine Scene am Tisch.

Die Suppe ward gereicht, der Kohl aufgetragen.

Das Antlitz der jungen Sängerin verriet weder unangenehme Überraschung noch Unwillen.

Sie aß mit demselben liebenswürdigen Ausdruck in den Augen und dem heiteren Lächeln, wie sie sich mit Kilian und der Lumpenmarie unterhielt. Des ersteren kurze,

nachdenkliche Art schien sie mehr zu interessieren, wie der Alten etwas zudringliche Geschwätzigkeit, aber sie neigte auch ihr das Antlitz freundlich zu und ließ sich geduldig in die Ohren schreien. —

Percy wandte sich kurz ab und reichte Hobrecht die Hand. „Leben Sie wohl, Doktor, es ist die höchste Zeit daß auch Sie an Ihre table d'hôte denken." Er nickte ihm zu und schritt, jede Antwort abschneidend, zur Thür.

Eine Änderung für Marga Dajas Hausordnung war nicht in seinen ruhigen, gleichmäßigen Gesichtszügen zu lesen, — sollte auch diese demütige Bescheidenheit und Anmut den Weiberfeind nicht rühren?

Doktor Hobrecht hielt es nun erst recht für seine Pflicht, sich der jungen Dame anzunehmen.

Percy trat indessen ganz wie von ungefähr in den Saal, schritt mit freundlichen Worten und der oft wiederholten Frage: „Wie schmeckt es?" um den Tisch, um hinter Fräulein Dajas Stuhl stehen zu bleiben.

„Ist noch ein Plätzchen hier frei, mein Fräulein?" fragte er höflich, „mich hungert barbarisch, und ich möchte gern einen Bissen genießen, ehe ich mich auf den Weg in die Stadt begebe!" —

Respektvoll rutschte die Lumpenmarie mit ihrem Stuhl bis an das äußerste Ende des Tisches, dieweil diensteifrige Hände einen Stuhl einschoben und ein Gedeck auflegten.

Benedikta schien weder überrascht noch sonderlich erregt über die Auszeichnung, welche ihrer Tischgesellschaft zu teil ward, liebenswürdig wie stets unterhielt sie sich



mit ihrem neuen Nachbar, aber nicht einen Hauch freundlicher oder animierter, wie zuvor mit dem alten Kilian.

Und auch diese Beobachtung machte der Prinz. Als

er die Tafel wieder verlassen, schritt er gradeswegs über den schmalen Hof zu der Küche, um zu sprachloser Überraschung der darin Anwesenden urplötzlich auch diese Regionen zu revidieren.

Daß der hohe Herr sich um jede Kleinigkeit in seiner Klinik persönlich bekümmerte, wußte man bereits, daß er aber selbst die Küche mit eigenen Augen besichtigen werde, hatte man doch nicht erwartet. —

Der ruhige, ernste Blick schweifte in gründlichem Mustern durch den großen, sehr praktisch ausgestatteten Raum und blieb zum haarsträubenden Entsetzen zweier Mägde an dem Spültisch haften. Da sah es nicht sonderlich sauber aus, — die Tücher waren über die Gebühr naß und gebraucht und konnten unmöglich die Dienste der Reinlichkeit leisten, welche von ihnen verlangt wurden. Es war von jeher eine — für den Betroffenen — entsetzliche Kritik gewesen, welche das lange, stumme Ansehen, der vernichtende Blick dieser königlichen Augen enthielt, und auch jetzt wirkte er zehnmal mehr wie die schärfsten Worte.

Mit niedergeschlagenen Augen, blaß und schuldbewußt standen die Sünderinnen vor dem Feld ihrer Thätigkeit, der Koch beobachtete voll steigender Angst die Falte zwischen des Prinzen Brauen, und zerknäulte in banger Vorahnung seine weiße Mütze zwischen den Händen.

Endlich hob der junge Fürst das Haupt höher auf den Schultern und sagte mit seiner ruhigen, so wundersam eindringlichen Stimme: „Nun weiß ich leider, warum Messer, Gabel und Löffel auf der Tafel droben schmutzig,

— warum das Tischtuch unsauber und fleckig aussieht, obwohl es auf Befehl nur zweimal aufgelegt werden soll. Ich beabsichtige von Zeit zu Zeit an dem Mahle meiner Patienten teil zu nehmen, und verlange und befehle es, daß die Tafel und die Speisen stets in einer derartigen Verfassung sind, daß ich mich jeden Augenblick daran niedersetzen und essen kann, — verstanden?" —

Und er wandte sich, und verließ die Küche ebenso hastig wie er dieselbe betreten hatte. —

Als er an der offenen Saalthür vorüber schritt, warf er einen schnellen Blick hinein.

Er sah Doktor Hobrecht an Marga Dajas Seite und blieb überrascht stehen.

Es schien ihm gar, als ob der junge Arzt ein wenig die Cour machen wolle, — aber nein, — er scheint sich über sehr ernsthafte Dinge zu unterhalten, und die Sängerin macht nicht den mindesten Versuch zu kokettieren, im Gegenteil, es liegt ein gewisses Etwas in dem schönen Antlitz, welches eine stolze, stets von anständig denkenden Männern respektierte Schranke aufstellt, die selbst der Galanterie eine enge Grenze steckt. —

Percy empfindet es voll Genugthuung. Schon beginnt die außergewöhnliche Art dieser Bühnenkünstlerin ihn zu interessieren, und es ergeht ihm wie einem Gärtner, welcher an einem verachteten Kräutlein plötzlich verheißungsvolle Knospen wachsen sieht. Er beobachtet es voll doppelten Eifers und empfindet von Tag zu Tag mehr den Wunsch, es in voller Schöne erblühen zu sehen. —

In welcher Art? In welcher Farbe — von welchem Duft? —

Er fragt es sich, so oft er's sieht und harret gespannt der Lösung dieses Rätsels. — — — — — — — —

Als der Prinz später seine Studierstube betritt, steht sein Kammerdiener wartend an der Thür. „Hoheit — darf ich um nähere Befehle bitten, welche Anzüge eingepackt werden sollen? Welche Uniform dürfte eventuell notwendig sein?“

Percy streicht nachdenklich den Schnurrbart, schreitet ein paarmal im Zimmerchen auf und nieder und tritt endlich an das Fenster, um nach dem Wetterglas zu schauen.

„Das Barometer steht schlecht, — wir werden für die nächsten Tage Wind und Regen zu erwarten haben. Das sind üble Begleiter für eine Auerhahnbalz. — Stellen Sie die Koffer noch kurze Zeit zurück, das Ende des Monats wird hoffentlich beständiger bleiben!“

„Befehl Hoheit.“ —

„Halt . . . Wasmuth!“ —

„Zu dienen Hoheit. —

„Ich fahre für den Nachmittag in die Stadt — gehen Sie zu Fräulein Daja hinüber . . . wenn sie nach Tisch in ihr Zimmer zurück kommt, und sagen Sie ihr, im Empfangszimmer stände ein Konzertflügel; wenn das Fräulein musizieren wolle, möchte sie ungeniert den Salon betreten.“

„Befehl, Hoheit!“ —

Ob sie wohl spielen und singen wird? Der Sprache

nach ist die Stimme vollständig gesund, nur die Schwerhörigkeit macht ihre Bühnencarriere unmöglich. Fraglos wird sie das Anerbieten benutzen, um sich hören zu lassen. Wer an den Beifall der Menge gewöhnt ist, kann ihn nicht entbehren und nimmt in Ermangelung von Besserem selbst mit dem Applaus der Dienerschaft und des Armenhauspublikums fürlieb. Hobrecht nicht zu vergessen, — er wird der erste und entzückteste Zuhörer sein. — Ob ihm Marga Daja gefährlich wird? —

Sie ist sehr hübsch, das steht außer Frage. Aber sie ist eine Schönheit, welche nur einen kleinen Kreis von Männern gewinnen wird. Dieses Milde, Madonnenhafte und dennoch so jungfräulich Herbe ist nicht jedermanns Geschmack. Es läßt in der Regel gerade diejenigen Herren sehr kalt, welche Künstlerkreise aufsuchen, um sich zu amüsieren. Es ist ein seltenes Genre von Mädchenschöne, — leider! Prinz Percy ist dasselbe stets sympathisch gewesen, obwohl es mehr Frauenwürde und Frauenstolz aufweist, wie jugendliche Munterkeit, Grazie und neckischen Übermut.

Ein Hauch von Schwermut liegt selbst über dem anmutigsten Lächeln, und für die klassische Gestalt passen nur gemessene und ruhige Bewegungen.

Ein Pueblo kann keine Iphigenia sein! — Und in Marga Dajas Augen leuchtet ein so stilles, heiliges Feuer, wie der Opferbrand auf dem Altar einer Hohenpriesterin.

Wenn es anfänglich nur einstudiert, nur Komödie war, so ist es mit den Jahren zur zweiten Natur, zur Angewohnheit geworden.

Oder ob mit der Zeit doch noch ein paar Flämmchen aus Diavolinas Hexenküche hindurch züngeln? — Ob Marga Daja klug genug ist, um erst unter dem Schleier der Zurückhaltung das Terrain zu rekognoscieren? — —

Die Zukunft, die nächsten Wochen werden es lehren. — Der Prinz ärgert sich über seine eigenen Gedanken, welche stets von neuem zu einem Thema zurückkehren, welches ihm doch vollkommen gleichgültig sein sollte! — — —

Sein sollte! und doch wandert der Gärtner ungezählte Male am Tag zu dem knospenden Reis, um zu sehen, ob es wahrlich Blüten treibe, ob die Knospen nicht nur Blendwerk, sondern eine frohe Verheißung für reiche Frucht und Ernte sind. —

Doktor Wacknitz sollte die tägliche Behandlung der Patientin übernehmen, so hatte es der Prinz am ersten Tage nach der Untersuchung bestimmt.

Der Fürst saß seiner Gewohnheit gemäß am Schreibtisch, um an einer wissenschaftlichen Broschüre, welche er veröffentlichen wollte, zu arbeiten.

Aber er war zerstreut, hielt die Feder in der Hand, ohne zu schreiben, warf sie nieder und zog die Uhr.

Der Zeiger wies die elfte Morgenstunde.

Jetzt war Wacknitz bei Marga Daja. —

Sie trug ein ernstes, schwieriges Leiden. Ist es nicht die Pflicht, ein solches persönlich zu überwachen? Soll das arme Mädchen unter einem Vorurteil leiden, welches ihm den Verkehr mit Bühnenkünstlerinnen unangenehm macht? —

Das wäre die erste Versäumnis, welche sich der gewissenhafte Professor mit der Fürstenkrone zu schulden kommen lassen würde.

Er geht ja nicht zu der Sängerin Marga Daja, sondern zu seiner hilfsbedürftigen Patientin, zu der Armen, welche er barmherzig unter sein Dach genommen.

Mit hastigem Ruck schiebt er den Sessel zurück, erhebt sich und schreitet nach der Thür.

Ihm gegenüber auf dem Korridor liegt das Zimmer der jungen Dame. Er klopft kurz an. Die Stimme des Doktor Wacknitz ruft: „Herein!“

Ein freudig überraschtes Lächeln erhellt die Züge des alten Herrn, als er den Prinzen erblickt.

„Ah, vortrefflich, Hoheit! Ich stehe gerade im Begriff mir hilfreiche Hand zu holen! Fräulein Daja hält zwar so rührend still, wie ein Lämmchen, aber es würde mir doch zur Beruhigung dienen, wenn ihr der Kopf während meiner kleinen Prozedur gehalten würde!“

„Ich stehe gern zur Verfügung.“

Percy nimmt das schlanke Köpfchen zwischen seine Hände. Da fühlt er, wie alles Blut siedend heiß in ihre Wangen schießt.

Weich wie Sammet sind sie, und der Feuerstrom, welcher von ihnen ausgeht, teilt sich den Händen des Prinzen mit und wallt auch ihm jählings durch die Adern — Nie zuvor hat er eine gleiche Empfindung gehabt, wenn er das Haupt einer Patientin gehalten. Sie hat die Augenlider gesenkt, er kann ungeniert auf ihr blütenreines Antlitz

niederblicken, durch welches das warme Leben leuchtet, wie Purpurlicht durch ein Rosenblatt.

Ihm ist's als fühle er ihr Herz in jedem Pulsschlag, er empfindet das leise Zittern, welches ihre Gestalt durchbebt.

Da schießt ihm die Glut selber in die Wangen. Er beißt unwillig die Zähne zusammen und gibt ihr Köpfchen frei. Seine Stimme klingt sehr ruhig, als er Wacknitz das kleine Instrument aus der Hand nimmt und sagt: „Geben Sie her, lieber Doktor! Sie wissen, ich kann nicht gut zusehen! Lassen Sie uns die Rollen tauschen!"



Nun ist er wieder Arzt, nur Arzt. Jeder andere Gedanke weicht wissenschaftlichem Interesse.

Während einer kleinen Pause hebt er aufatmend den Blick. Er schweift durch das Zimmer, und mit einer gewissen Neugierde durchforscht er das Reich der „Komödiantin", ein Reich, in welchem es bei den meisten ihrer Kolleginnen sehr übel, unordentlich und verwahrlost aussehen soll.

Peinliche Ordnung und Sauberkeit ringsum. Der Geist traulicher Behaglichkeit weht durch den Raum, welchen Margas Hände in verschiedenen Dingen umgestaltet zu haben scheinen.

Der große Toilettenspiegel ist entfernt, statt seiner umgibt ein Bettschirm Lager und Waschtisch. Man ist sonst nicht so prüde in einer Klinik für Armenhäusler, — der Schirm scheint auf besonderen Wunsch der jungen Dame hierher gestellt zu sein.

Percy beißt sich auf die Lippe, daß er nicht selber diese Anordnung getroffen, — wie konnte er aber ahnen, daß eine Dame des Armenhauses dergleichen peinliche Ansichten haben werde! Er hatte ja Marga Daja ganz anders taxiert, als wie sie war.

Oder hat das Stubenmädchen eigenmächtig gehandelt, und ist lediglich sie es, welche die Ordnung in dem Zimmer herstellt? —

Die Gedanken des Prinzen werden durch Wacknitz unterbrochen, welcher bittet, noch einmal das Experiment zu wiederholen. „Ich glaube, Hoheit, es wird doch ein kleiner, operativer Eingriff notwendig werden!“ sagt er.

„Ergibt sich das, werden wir denselben riskieren, oder vertrauen Sie sich unserm Messer nicht an, Fräulein Daja?“ —

Zum erstenmal blickt sie zu ihm auf. Sie lächelt, obwohl der Schmerz ihr wieder Thränen in die Augen getrieben hat. „Mein ganzer Glauben, meine ganze Hoffnung auf Genesung liegt ja nur in den Händen Eurer Hoheit!“

— Sie sagt es schlicht und einfach, dennoch trifft der Ton warmer Anerkennung und Zuversicht sein Herz.

„So Gott will, soll Sie dieser Glauben nicht täuschen!" antwortete er kurz.

„Wie ist eine solch schwere Erkältung nur möglich gewesen!" — sagt Wacknitz.

„Vor allen Dingen, wie konnte es möglich sein, daß eine junge Dame schutzlos während so langer Zeit einem Schneesturm preisgegeben sein konnte! Sie müssen uns dieses Mißgeschick noch erzählen, Fräulein Daja!" — Während der Prinz spricht, trifft sie ein seltsam forschender Blick — und richtig! Das junge Mädchen erglüht abermals in flammender Röte und stottert ein paar ungereimte Dinge.

Percys Stirn bewölkt sich. Also doch ein dunkler Punkt in Marga Dajas Leben, welchen sie mit dem Mantel der Liebe und Verschwiegenheit zudecken muß. Es schien eine Knospe, welche der Wurm gestochen!

„Stehen sie allein in der Welt, Fräulein Daja!" fragt Wacknitz teilnehmend.

„Ganz allein."

„Sie trauern noch?"

„Um meinen Großvater, — die Eltern starben, als ich noch Kind war, — ich habe sie nie gekannt."

„Ihr Herr Großvater erzog Sie?" —

„Ich habe ständig bei ihm gelebt!"

„Auch als Künstlerin? Ließ sich das mit Ihrer Laufbahn vereinen?"

Wieder diese tödliche Verlegenheit, dieses Verstummen und Erglühen. — Der Blick des Prinzen streift abermals forschend ihr Antlitz, er preßt die Lippen zusammen und nimmt nicht teil an der Unterhaltung.

„Großvater ist schon seit zwei Jahren tot!" sagt sie endlich leise, voll tiefer Wehmut. —

„So so! Da erlebte er Ihre Anstellung als Sängerin nicht mehr. Und Sie trauern so lange Zeit um ihn?"

„Ich verlor alles mit ihm, ich werde um ihn klagen und trauern, solange ich lebe."

„Nun, nun! So Gott will, wird das Glück Ihnen lächeln und Ihnen den Verlust seiner Vaterliebe durch eine andere, ebenso treue und wahre Liebe ersetzen."

Wie verlegen sie wird! Welch süße Scham und Verwirrung sich in ihrem reinen Antlitz, in den klaren Augen spiegelt! — Das ist nun wieder keine Komödie, sondern reizende Wahrheit.

Welche Widersprüche in ihr! Welch ein Kampf zwischen Glauben und Mißtrauen in dem Herzen ihres Beobachters.

„Werden Sie nach Ihrer Herstellung zum Theater zurückkehren, Fräulein Daja? — fragte der Prinz unvermittelt. Sie starrt ihn beinahe entsetzt an und schüttelt den Kopf.

„Niemals, niemals!" — und mit wunderlichem Lächeln und einem sinnenden Blick an ihm vorüber, fügt sie flüsternd hinzu: „So Gott will, wird Marga Daja eine bessere Heimat finden, wie die Bühne!"

„Das denke ich auch!" stößt Percy mit rauher Stimme hervor.

„Gibt es nicht manch anderen Beruf, welcher einer Dame sichere Existenz bietet und nebenbei doch ein nützlicherer und lohnenderer Wirkungskreis ist, als wie für launige Unterhaltung vergnügungssüchtiger Menschen zu sorgen?" —

Ein feines Lächeln zitterte um Benediktas Lippen.

„Ich habe die Kunst stets für etwas Hohes und Göttliches gehalten, für das Manna der Erquickung in einer Lebenswüste voll Sorge, Arbeit, Last und Not. Allerdings kann selbst das Erhabenste in den Staub gezogen werden, wenn sich der Wolf moderner Sittenlosigkeit im Lammesfell der Muse auf die Bühne schleicht."

„Und das ist heutzutage wohl kaum noch der Fall, man nimmt sich nicht mehr die Mühe einen Mantel um das ekle Gerippe des Realismus und Cynismus zu hängen, an dessen Anblick das Publikum ja genügend gewöhnt ist."

„Es sind immerhin nur „Gespenster", Hoheit, deren Stunden knapp gemessen sind. Die Mitternacht ist eine unerläßliche Notwendigkeit, ein Naturgesetz, sowohl im Kreislauf der Tage wie der Dinge, — sie muß mit all ihrem Spuk und ihrer Dunkelheit überstanden werden, wie so manch andere Stunde, in welcher die Schatten über das Licht zu siegen scheinen. — Zu scheinen Hoheit! Der ‚Sonnenaufgang' ist die Krise, — durch dessen Nebel und Dunst bereits die Gnadenstrahlen flammen, welche dem Treiben krankhafter Geister ein Ziel setzen!"

Sie sprach mit leiser, weicher Stimme, ohne den hohen Herrn, an welchen sie die Worte richtete, anzusehen. Sie bemerkte es nicht, wie Percys Blick groß und überrascht auf ihrem Antlitz haftete, wie sich ein Gemisch von Staunen und Betroffenheit auf seinen Zügen malte.

„Mir deucht nur, die Mitternacht im Reiche der Kunst dauert diesmal allzu lang“ — antwortete er sinnend, „noch habe ich keinen einzigen Strahl der Morgenröte erschimmern sehen!“

„Wahrlich nicht, Hoheit? — Dann haben Sie sich der Kunstwelt zu fern gehalten. Es gibt einen Stern, welcher selbst die schwärzeste Mitternacht durchstrahlt, welchen selbst der Dunst aus dem brodelnden Hexenkessel der sittenlosesten Welt, der entartetsten Kunst nicht verdunkeln kann, — die Musik, Hoheit! — die reine, göttliche, weihevolle Musik!“

„Welche in Walzertakten, in Couplets und Tingeltangelweisen die schmutzigen Worte und Gedanken, welche sonst am Boden kleben würden, — erst recht belebt und durch alle Winde trägt.“

„Das sind die Ausnahmen von der Regel, Hoheit!“

„Welche die Regel derart überwucherten, daß nichts mehr von ihr übrig blieb!“

Ihre sanften Augen blickten voll zu ihm auf.

„Auch an Engelsschwingen heftet sich Staub, wenn sie unsere Erde streifen!“ antwortete sie leise, „und dennoch finden sie den Weg zum Himmel zurück. — Haben Hoheit einer Aufführung des Parcival beigewohnt?“

„Nein, — ich wünsche es mir auch nicht, — die Schlange Kundry windet sich durch dieses Paradies.“

„Ein Schlange, welche zur weißen Taube wird. Hörten Hoheit Oratorien an?“

„Nein, seit langen Jahren nicht mehr, mir mangelte die Zeit. Außerdem kann ich nicht an solch musikalische Gebete glauben, welche nur dem Programm und nicht einer direkten Eingebung des Herzens folgen. Die Sängerin hat sich verpflichtet um die oder jene Stunde ‚eine heilige Elisabeth‘, eine ‚Maria‘, einen ‚Engel Gottes‘ zu singen, — und sie thut es auch, mit aller Kunst und Raffiniertheit, gleichviel, ob all ihre Gedanken dabei wie Irrlichter über einen Sumpf kreisen, ob sich hinter den Lilien die giftigste Belladonna versteckt! Ich habe schon mancherlei, geistliche und weltliche Kunstgenüsse über mich ergehen lassen müssen, aber ich habe mich noch nie dadurch erhoben und erquickt gefühlt, weil meiner Ansicht nach nur das zu Herzen geht, was von Herzen kommt!“

Er sprach hastig, mit finsterer Stirn, trat zurück, und streifte noch einmal mit schnellem Blick seine Patientin. Es schien ihm angenehm zu sein, daß sie ihn nicht ansah, sondern das Köpfchen tief zur Brust neigte. Sie machte wenig Gebrauch von ihren schönen Augen.

„Sie dürfen mir meine Offenheit nicht übel nehmen, Fräulein Daja“, fuhr er milder fort, „ich gehöre leider zu den Menschen, welche keinen Hehl aus ihren Ansichten machen, und dadurch am besten beweisen, daß sie nur im allgemeinen reden und absolut nicht als Kritik des

einzelnen verletzen wollen. Ich habe gute, scharfe, vielleicht allzu scharfe Augen, habe mich auch viel damit umgeschaut, aber den ewig fleckenlos strahlenden Stern der Kunst, und" — seine Stimme ward leiser, „wohl auch den des Glücks habe ich noch nicht erstrahlen sehen!" Er wandte sich mit kurzer Verneigung ab und schritt zur Thür.

Indem er dieselbe hinter sich zuzog, traf sein Blick noch einmal das Antlitz der jungen Sängerin. Es war ihm zugekehrt, sein Ausdruck war ein unbewußter, da sie es nicht vermuten konnte, noch einmal von ihm gesehen zu werden. Kein Hauch verletzter Eitelkeit, Entrüstung oder spöttischer Überlegenheit, wie sie Prinz Percy so oft nach derartigem Glaubensbekenntnis im Gesicht tief beleidigter Künstlerinnen gelesen.

Marga Daja lächelte, — ein liebes mildes Lächeln der Wehmut und des Mitleids mit einem Mann, welcher ihrer Ansicht nach so viel des Schönen ungeahnt entbehren mußte.

In tiefes Sinnen verloren schritt er in sein Zimmer zurück, setzte sich vor dem Schreibtisch nieder und stützte den Kopf in die Hand. —

Sonnenstrahlen leuchteten wieder durch das Fenster, und die regenüberflutete Welt lachte ihm mit tausend verheißungsvollen Knospen entgegen.

Wasmuth trat ein und blieb respektvoll an der Thür stehen.

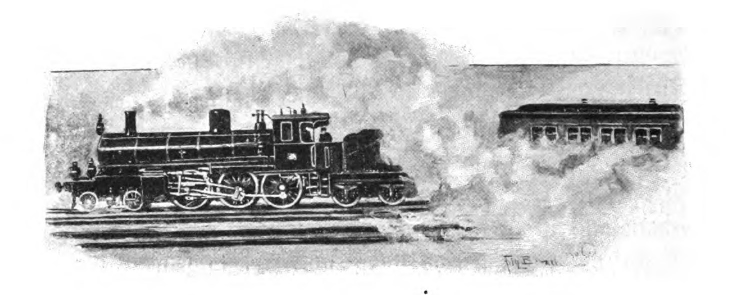
Der Prinz hob jählings das Haupt. „Was gibt es?"

„Das Wetter ist wieder prachtvoll, Hoheit, und das

Barometer steht auf ‚beständig.‘ Da wollte ich mir die gehorsamste Anfrage erlauben, ob Hoheit morgen früh zu reisen befehlen?“

„Morgen ist Sonntag?“ — Der junge Fürst sprang wie in jähem, gewaltsamem Entschlusse empor. „Gut, — packen Sie, — ich werde um 9 Uhr mit dem Kurierzuge fahren.“ —

„Befehl, Hoheit.“ —





XXI.

Prinz Percy strich gedankenvoll mit der Hand über die Stirn, er hatte etwas vergessen. Sein kurzes Klingeln hallte durch den Korridor.

„Ist Doktor Wacknitz noch bei Fräulein Daja beschäftigt?“

„Zu dienen, Hoheit.“

„Ich erwarte ihn hier.“

„Befehl, Hoheit. —“

Nach wenigen Minuten trat der alte Herr ein. Der Prinz trat ihm eilig entgegen.

„Gut, daß Sie noch hier sind, lieber Doktor. Ich vergaß, Fräulein Daja eine Mitteilung zu machen, und bitte Sie, dieselbe sogleich noch zu übermitteln. Wollen Sie dem Fräulein bestellen, daß ich morgen früh für unbestimmte Zeit abreise und ihr so lange meinen Salon, in welchem ich bislang speiste, zur Verfügung stelle. Es ist bei der anstrengenden Kur die Ruhe eine Hauptbedingung, und ein gemeinsames Mittagessen mit den anderen Kranken im Saal drunten halte ich fürerst noch nicht

ratsam. Ich werde Befehl geben, daß der jungen Dame allein im Salon serviert werde."

Doktor Wacknitz dankte hocherfreut und sprach seine angenehme Überraschung aus, daß Hoheit sich endlich, nach so langer Zeit einmal eine Erholung gönnen wolle. —

„Wir besprechen das weitere darüber noch heute abend, lieber Wacknitz, und erwarte ich Sie zum Thee im Salon, — d. h. wenn Fräulein Daja nicht gerade Lust verspürt zu musizieren, in diesem Falle bitte ich Sie, in meinem Wohnzimmer auf mich zu warten. Und nun überbringen Sie dem Fräulein, bitte, die neue Verordnung, ich bin eilig und habe noch verschiedene Angelegenheiten in der Stadt zu erledigen."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als der Prinz von seiner Ausfahrt zurückkehrte, begegnete ihm das Stubenmädchen mit Staubbesen und Eimer.

„Sie haben wohl jetzt sehr viel zu thun, Clara?"

Das Mädchen knixte. „Nicht mehr wie sonst, Hoheit."

„Fräulein Daja beansprucht Sie wohl sehr viel? Brauchen Sie vielleicht noch eine Hilfe?"

„O durchaus nicht, Hoheit, von dem Fräulein merkt man ja kaum etwas!" —

„Sie haben ihr Zimmer sehr gut in Ordnung gehalten, ich sah es heute. —"

„Halten zu Gnaden, Hoheit, ich wasche das Zimmer nur auf, — alles andere besorgt Fräulein Daja selbst. — Sie leidet es nicht anders, obwohl ich mich zu allen Dienstleistungen angeboten habe!" —

„So so; — aber Sie helfen bei der Toilette?“ —

Clara lachte. „O nein, Hoheit, das Fräulein ist sehr geschickt und anspruchslos.“

„Das freut mich, sie hat ja auch sonst sehr wenig Beschäftigung. — Guten Morgen.“

„Guten Morgen, Hoheit.“ Clara knixte abermals und starrte dem hohen Herrn aufs höchste überrascht nach. — Es war noch niemals vorgekommen, daß er ein Wort an sie gerichtet hatte, und nun hatte er sie schon ein paarmal in wenigen Tagen etwas gefragt.



„Clara! — fassen Sie mal mit an!—keuchte Wasmuth hinter ihr, und zerrte einen mächtigen Koffer aus dem Schlafzimmer seines Gebieters auf den Flur hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Welch schöner, goldiger Sonnenschein! Schon seit früher Morgenstunde waren alle Einwohner der Klinik auf dem freien Platze vor dem Gebäude versammelt, dem Prinzen eine glückliche Reise zu wünschen.

Die Equipage stand wartend vor der Thür, das Gepäck war bereits zur Bahn transportiert. Der Schritt des hohen Herrn klang auf der Steintreppe wieder, er erschien in Begleitung seines Adjutanten, welchen man sonst sehr wenig, fast nie, an der Seite Percys sah.

Es war auch eine seiner menschenfreundlichen Liebenswürdigkeiten, daß er dem jungen Offizier gestattet hatte, zu heiraten und sich eine eigene Häuslichkeit in der Stadt zu gründen. Er beanspruchte seine Dienste lediglich bei offiziellen Gelegenheiten und überließ den jungen Ehegatten sonst vollkommen seinem Glück, von welchem er sich hie und da leutselig durch einen Theebesuch überzeugte.

Eine ehrfurchtsvolle Begrüßung seitens seiner Patienten empfing den Fürsten am Portal, und der Blick des Scheidenden schweifte mit freundlichem Gruß von einem zum andern, wie suchend den Kreis der Dichtgedrängten durchforschend.

Ein Ausdruck der Enttäuschung lag auf seinem Antlitz, er wandte sich kurz dem Wagen zu. Da grüßte Herr von Tümmern noch einmal nach der Eckseite hinüber, und Percy wandte das Haupt. Er stand jählings still, wie ein Aufleuchten ging es durch sein Auge.

Drüben, unter den zartgrünen Schleiern des Fliedergesträuchs stand Marga Daja und sandte voll bescheidener Höflichkeit einen letzten Gruß. Wie schlank und vornehm zeichnete sich ihre Gestalt ab, wie wunderlich verstand sie es, das Köpfchen zu neigen, nicht wie in unterwürfiger Demut, sondern mit der stolzen Grazie einer Dame, welche

durch solchen Gruß nur der Pflicht genügen und ihren Dank aussprechen will. Percys Blick weilt sekundenlang auf ihrem Antlitz, es scheint, als wolle er ihr entgegentreten, sich zu verabschieden, — dann zuckt sein Haupt jählings in den Nacken, er lüftet noch einmal grüßend den Hut vor ihr und springt in den offenen Wagen.

Der Adjutant folgt.

Noch einmal: „Glückliche Reise! Auf Wiedersehen Hoheit!“ — aus dem Kreis der Leute, dann ziehen die Pferde an.

Prinz Percy neigt sich noch winkend zurück. Da sieht er, wie Doktor Hobrecht eilig zu Marga Daja schreitet und ihr die Hand entgegen reicht.

Er deutet nach dem Park, er scheint zu fragen, ob er sich der Promenade der jungen Dame anschließen darf. Ein wunderliches, nie gekanntes Empfinden zuckt durch die Brust des Abreisenden.

Ihm ist's, als griffe eine kalte Hand nach seinem Herzen, als überkomme ihn ein seltsames Unbehagen. Doktor Hobrecht ist ein junger, hübscher Mann, er nimmt augenscheinlich das lebhafteste Interesse an seiner Patientin, und scheut sich nicht, es ihr zu zeigen. —

Wird er sich ernstlich in die junge Dame verlieben? Warum nicht?

Marga Daja ist sehr hübsch, sehr sympathisch, und wenn der Schein, welcher sie umgibt, kein Schein, sondern Wahrheit ist, so ist sie auch ein weißer Rabe unter ihren Kolleginnen und ein sehr tugendhaft und ernst denkendes Mädchen.

Wie sinnig und schön äußerte sie sich über die Kunst, wie empfindet sie die Erniedrigung derselben ebenso herb wie er, und wie verstand sie es dennoch, versöhnlich und tröstlich auf die Sonne zu hoffen, dieweil es ringsum noch Mitternacht war. — Und welch eine tiefdunkle Nacht des Leids, der Armut und Entbehrung umgab sie nicht nur im Leben der Kunst, sondern in dem Leben einer alltäglichen Wirklichkeit.

Sollte sie die Liebe Hobrechts nicht auch der Sonne gleich erachten, welche all ihren Entbehrungen und ihrer hilflosen Dürftigkeit ein Ziel setzt? Wenn er sie heiratet, wenn er ihr Stellung, Brot — Namen gibt! Was könnte sie mehr von dem Schicksal erwarten?

Vielleicht schenkt auch sie ihm ihr Herz, — es haben sich wohl schon mehr Damen für den jungen Arzt interessiert.

Und wenn Hobrecht es nicht ehrlich und aufrichtig meint? Wenn er in Marga Daja nur die Bühnenkünstlerin mit der laxen Moral und dem weiten Gewissen vermutet, und nur einen flüchtigen „Liebestraum" träumen will, wenn er nur begehrlich die Hände aufhebt ihn zu erhaschen „den Stern der Liebe — den ich dort fallen seh", anstatt dem großen, glänzenden Stern des wahren Glückes die Ehre zu geben, welcher nicht fällt, sondern zu welchem die Herzen himmelwärts fliegen müssen? —

Arme Marga Daja, wie wäre es so schade um dich und deine keuschen Mädchenaugen!

Eine fiebrische Unruhe überkommt den Denker, wie mit

Zaubergewalten zieht es ihn nach Hause zurück, in den stillen, frühlingsduftigen Park zu stürmen und zwischen zwei Menschen zu treten, um welche alle Liebesgötter des blühenden Frühlings ihre Zauberfäden spinnen.

Nach Hause! — — Und dennoch rollt der Wagen haltlos dem fernen Ziele zu, — dennoch gibt es keinen, gar keinen Grund, welcher ihn zurückhalten könnte, ohne daß er sich lächerlich macht.

Sein Blick trifft den Adjutanten. Auch er sitzt still und gedankenverloren neben ihm, das Haupt tief zur Brust geneigt.

Wie blaß und vergrämt sieht er aus! — Der Prinz sieht ihn zum erstenmal im hellen Tageslicht aufmerksam an.

„Sind Sie krank, lieber Tümmern?“ fragt er hastig.

Der junge Offizier schrickt leicht empor. „Durchaus nicht“, stottert er.

„Sie sehen so jammervoll aus, — reisen Sie etwa ungern?“

Der Gefragte errötete. — „O Hoheit — ich . . . ich . . .“

„Nur heraus mit der Sprache! Ist etwa Ihre Frau Gemahlin nicht ganz wohl?“

Da zuckte es wieder über das gebräunte Antlitz. „Allerdings, Hoheit . . . aber . . . das hilft doch nun einmal nichts — —“

„Thorheit! — Was fehlt ihr? — Ich bitte um die volle Wahrheit!“ Die Stimme des Sprechers klingt sehr

erregt, er legt die Hand fest auf den Arm des neben ihm Sitzenden.

Tümmern blickt eben auf, sein Blick ruht in dem des hohen Herrn. Strahlende Glückseligkeit, Sorge und Sehnsucht sind sein Gemisch.

„Wenn wir heimkehren, Hoheit, hoffe ich mein Erstgeborenes an die Brust drücken zu können!" sagt er hochatmend.

Ein leiser Ausruf der Überraschung, des Schreckens.

„Mensch! Tümmern — sind Sie denn von Gott verlassen, daß Sie mir so etwas nicht sagen?"

„Ich glaubte, Hoheit wüßten darum?" stotterte er.

„Keine Ahnung! Woher soll ich so etwas wissen! Ich mustere die Damen nicht allzugenau, wenn ich sie sehe, — können das auch von einem zerstreuten Professor nicht verlangen! — Da . . da ist ja ihre Wohnung, — richtig — und die arme, kleine Frau mit thränenüberströmtem Gesichtchen am Fenster. — Konrad! — halt! — halt!"

Die Equipage hielt mit scharfem Rucke und Percy grüßte hastig zu der Gemahlin des Adjutanten empor. Dann faßte er seinen Begleiter an der Schulter. „Marsch heraus mit Ihnen, Sie Rabenvater, der den Stammhalter nicht an der Wiege begrüßen will! — Schnell zu Ihrer Frau, diese vielen Thränen zu trocknen!"

Tümmerns Gesicht strahlte, dennoch zauderte er. „Hoheit können unmöglich allein reisen —."

„Beabsichtige ich auch nicht. Werde meine Reise bis

nach der Taufe verschieben. Gottlob ist sie ja durchaus nicht dringlich. Und nun steigen Sie aus! Soll ich denn ganz und gar bei der kleinen Baronin in Ungnade fallen?“

So heiter und wohlgelaunt hatte der junge Offizier seinen Fürsten noch selten gesehen. Er sprang mit tiefgerührtem Dank zur Erde, und Percy faßte ihn an dem Arm und schnitt alles weitere ab, indem er ihn lachend zur Hausthür schob. Dann wandte er sich an den Kutscher.

„Fahren Sie schleunigst zur Bahn, und Sie, Wasmuth, sorgen dafür, daß das Gepäck zurückbefördert wird. Frau von Tümmern ist erkrankt, und werde ich meine Reise bis nach ihrer Genesung verschieben.“

„Befehl, Hoheit.“

Wasmuth stand noch erwartungsvoll neben dem Wagenschlag.

„Zufahren!“ befahl der Prinz, „ich gehe die kurze Strecke zu Fuß zurück.“

Der Wagen sauste davon, und Percy wandte sich eilig und schritt die Straße hinab. Sein ganzes Gesicht lachte, und sein Herz schlug so leicht, als wolle es mit den jubelnden Vöglein zum Himmel steigen.

Nun wollte er über Marga Dajas Glück wachen, sie sollte unter seinem Dach nicht auch noch an ihrem Herzen zur Bettlerin werden.

Hat Hobrecht ernste, reelle Absichten, so mag er in Gottes Namen versuchen, das schöne Mädchen zu gewinnen,

andernfalls wird Prinz Percy seine Hand über sie breiten, ritterlich und ehrenhaft für sie einzustehen. — — — —

Als er sich der Klinik näherte, zögerte er die Promenade geradeaus zu verfolgen und durch das Hauptportal zurückzukehren. Es deuchte ihm amüsanter und besser, die Ahnungslosen einmal zu überraschen.

Er wandte sich rechts ab und schritt an dem Parkgitter entlang, bis zu einer eisernen Thüre, von welcher ihm zwei Löwenköpfe grimmig die Zähne entgegen fletschten.

Der Prinz griff durch die Stäbe, ein kleiner Ruck an dem Schloß, und das niedere Thor sprang auf. Hastig betrat er den stillen, duftigen Park, über dessen junger Schönheit das Sonnenlicht wie geschmolzenes Gold dahin wogte.

Er zog den Hut von der Stirn und atmete tief auf; so sonntäglich wie heute war es ihm noch nie zu Mute gewesen. Warum das? —

Ihm war es zu Sinn, als fessele ihn plötzlich ein ganz besonderes Interesse an diese schöne Gotteswelt, als falle diesmal ein Widerschein des Sonnenlichtes bis tief in sein Herz.

Wie zauberhaft schön mußte es jetzt in der Waldeinsamkeit von Altenfähre sein, wie mochte der Frühling dort „über die Berge steigen", wie laut und herzerquickend sein Psalter ewiger Liebe und ewiger Lust durch Wald und Feld schmettern! — Und dennoch wandte Prinz Percy ihm den Rücken und kehrte in sein enges, arbeitsvolles Stadthaus zurück.



Und abermals — warum?

Weil Frau von Tümmern der Gesellschaft ihres Mannes bedurfte?

Thorheit, — Prinz Percy ist schon hundertmal allein und ohne seinen Adjutanten gereist; er wollte ihn auch diesesmal nur mitnehmen, weil er ihn als passionierten Jäger kannte.

Er weicht seinen eigenen Gedanken aus, er versucht sein Handeln vor sich selber zu beschönigen.

Er schob seine Reise aus Zartgefühl auf, — er wollte Tümmern beweisen, daß dieselbe durchaus keine Notwendigkeit sei, — und nebenbei wollte er sein Haus über-

wachen. Er duldet es nicht, daß dasselbe womöglich zum Schauplatz leichtfertiger und gewissenloser Courmacherei erniedrigt wird. Er kennt Hobrecht zwar als durchaus ehrenhaften Mann, — aber auch der solideste Junggeselle kann einer Versuchung zum Opfer fallen.

Will er Marga Daja heiraten — gut, so wird Prinz Percy hocherfreut sein, unter seinem Dach ein bräutlich Glück erblühen zu sehen, — und dennoch . . wunderlich, — er kann sich Marga Daja gar nicht recht an Hobrechts Seite denken.

Er ist ja niemals ein Freund vom Heiraten gewesen, und wer weiß, ob das junge Mädchen in einer anderen Lebensstellung nicht viel glücklicher werden würde!

Je nun, das ist ja ihre Sache, und er wird es wohl an ihrem Benehmen gegen den jungen Arzt erkennen, ob ihr die gute Partie ein Glück deucht oder nicht. —

Sein Blick schweift unruhig durch die Anlagen. Wo mögen sie sein? Sie gingen wohl fraglos zusammen in den jungen Lenz hinein. Das ist gefährlich für junge Leute. Es liegt ein süßes, bethörendes Gift in dieser kosend weichen Luft, man atmet es ein, ohne zu wissen und zu wollen.

Wo sind sie?

Er sucht vergeblich. — Aber es ist ihm selber so weh dabei um das Herz, als trage auch er das tödliche Liebesgift des Frühlings in den Adern.

Er wendet sich und schreitet einen anderen Weg in den Park hinein. Er hat ganz vergessen, daß er sein Zimmer

aufsuchen wollte, ihm dünkte, es sei der eigentliche Zweck seiner Rückkehr nur der gewesen, Marga Daja zu suchen.

Hinter ihm klingen Schritte, — sie nahen sich dem schmalen Taxusweg von der Klinik herunter.

Hobrecht! — Er allein.

Der Prinz bleibt stehen und streicht über die Stirn. Er kommt allein, — das junge Mädchen hat die Morgenpromenade wohl abgelehnt. — So sieht das Gesicht des Nahenden auch aus, — halb niedergeschlagen, halb ärgerlich.

„Guten Morgen, Doktor!“

„Hoheit! —“ Der Assistenzarzt steht wie angewurzelt und starrt auf die überraschende Erscheinung. Der Prinz lacht. „Diesmal hieß es ‚rückwärts, stolzer Cid!‘ noch vor Thorschluß mußte ich die Reise aufschieben, weil Frau von Tümmern bedenklich erkrankt ist!“ — er wandte bei diesen Worten das Haupt und blickte sehr angestrengt auf ein Beet hernieder, als ob ihn nichts lebhafter interessiere, als wie die Krokus, Primel und Veilchen, welche es schmücken.

„Das ist ja eine außerordentliche und frohe Überraschung für uns alle!“ stottert Hobrecht.

Percy streicht mit dem Battisttuch über die Stirn und behält den Hut in der Hand.

„Es ist ein köstlicher Morgen! ich bin erstaunt, nicht einen einzigen unserer Kranken hier im Freien zu sehen!“

„Es soll soeben die Andacht im Saal gelesen werden!“

„Ah so, — ganz recht, das vergaß ich. Werden alle

daran teil nehmen? Fräulein Daja wird noch nicht viel verstehen von dem Vortrage, sie hätte lieber eine Predigt hier unter Gottes freiem Himmel lesen sollen!"

Hobrecht blickte lebhaft auf. „Hoheit sind also auch dieser Ansicht! Ich sagte es der jungen Dame ebenfalls und bat sie, das schöne Wetter zu genießen, aber leider vergeblich, sie hielt es für ihre Pflicht, dem Morgensegen beizuwohnen, um den anderen Patienten kein böses Beispiel zu geben!"

„Sehr brav gedacht. — So müssen Sie nun allein hier promenieren?"

Hobrecht ward dunkelrot und starrte in das lächelnde Gesicht des Sprechers. Dann nickte er treuherzig und seufzte leise auf. „Leider, ich hätte gern ein wenig mit der jungen Dame geplaudert, ehrlich gestanden, Hoheit — sie interessiert mich und erweckt den Wunsch in mir, sie näher kennen zu lernen."

„Sehr begreiflich. Nun — es wird sich noch oft genug Gelegenheit finden, das Versäumte nachzuholen!"

Hobrecht grub die Zähne in die Lippe und schüttelte traurig das Haupt. „Ich fürchte nein, Hoheit. Fräulein Daja hat eine Art und Weise mir zu markieren, daß sie am liebsten allein ist, welche man nicht übelnehmen, aber auch nicht mißverstehen kann!

„Ah! Sie überraschen mich! — Inwiefern das?"

„Ich fragte sie, ob ich mir erlauben dürfe, sie heute nachmittag spazieren zu fahren, um ihr die schöne Umgebung unserer Stadt zu zeigen —"

„Und sie lehnte ab?“

„In einer so entschiedenen, würdevollen und doch liebenswürdigen Weise, daß ich ihr nie einen ähnlichen Wunsch zum zweitenmal aussprechen werde!“

„Seltsam! — für gewöhnlich denken die Damen vom Theater nicht so prüde!“

„Ich fürchte, Hoheit, Fräulein Daja hat mein sehr ehrlich und harmlos gemeintes Anerbieten falsch aufgefaßt und fühlt sich verletzt dadurch, das würde mir unsagbar schmerzlich sein, denn ehrlich gestanden, ich habe selten einer Dame gegenüber so viel Hochachtung und Respekt empfunden, wie vor dieser Sängerin!“

„Und Sie haben damit durchaus richtig gedacht und gefühlt.“ Der Prinz blickte mit leuchtenden Augen geradeaus in das knospende Grün, ein sonst an ihm unbekannter Zug weicher Milde verklärte sein Antlitz, und gleichsam, als wolle er diese Stimmung benutzen, fuhr Hobrecht bittend fort: „Ich würde Hoheit zu außerordentlichem Dank verpflichtet sein, wollten Sie Fräulein Daja von meiner respektvollen Gesinnung überzeugen! Ein Wort aus dem Munde Eurer Hoheit genügt, mich in ihren Augen zu rehabilitieren!“

Da wandte ihm Percy das Gesicht zu. Ernst, durchdringend traf ihn sein Blick. „Ich werde es thun, lieber Hobrecht, und es wird mir leicht fallen, meine eigene gute Meinung über Sie mit Fräulein Daja zu teilen. Aber ich hoffe, mich alsdann auch fest darauf verlassen zu können, daß der vollkommenste Respekt stets der Grund-

zug Ihres Benehmens gegen die junge Dame bleiben wird!"

„Das bedarf wohl keiner Versicherung, Hoheit; verbindlichsten Dank."

„Wo gedenken Sie hinzugehen?"

„Ich werde den schönen Sonntag zu einer Dampfschiffahrt benutzen und bitte gehorsamst um Urlaub für den ganzen Tag."

„Gewiß, gewiß. Wir haben Gottlob keinen Schwerkranken im Hause. So leben Sie wohl und amüsieren Sie sich!"

„Unterthänigsten Dank, Hoheit."

Die Schritte Hobrechts verklangen, und der Prinz wandte sich dem Hause zu. Es lag ein eigenartiger Ausdruck auf seinem Antlitz, Freude, Genugthuung und dennoch ein leichter Schatten, welcher eine feine Linie zwischen die Brauen grub.

Hobrecht war auf dem besten Weg sich zu verlieben, und Marga Daja auf dem richtigen Weg, diese Liebe zu einer ehrlich werbenden zu gestalten. Musikklänge tönten ihm aus den geöffneten Saalfenstern des Parterres entgegen, auch die Thüre, welche aus demselben direkt in den Garten führte, war weit zurückgeschlagen. Harmonium? Wer spielt es noch, seit Doktor Reicher nicht mehr anwesend ist? — Und jetzt . . . jetzt ertönt Gesang, — eine wundervolle, glockenreine Stimme, weich und seelenvoll, erbebend in tief innigstem Gefühl, — Marga Daja! Nur sie allein kann es sein, — nur sie allein ist es!



Einen Augenblick steht der Prinz und preßt schwer-
atmend die Lippen zusammen. Warum singt sie?

Er hat ihr den Flügel im Salon schon vor zwei Tagen zur Benutzung anbieten lassen, und sie machte keinen Gebrauch davon, obwohl sie wußte, daß er sowohl wie Hobrecht jeden Laut ihres Gesanges hören würden, — jetzt wähnte sie beide Herren fern, und sie setzte sich an das Harmonium und sang.

Für wen? Für die armen Kranken, für Leute, aus den untersten Volksschichten, für Menschen, welche kaum ein Urteil über Musik haben, welche keine Schmeicheleien sagen und den Ruhm der Sängerin in die Welt tragen können, — für diese sang sie, — und für sich selbst.

Das war keine Koketterie, das war nicht die bezahlte Sängerin, die berechnende und spekulierende Künstlerin, welche vor ein Publikum tritt und Gefühle heuchelt, welche sie nicht empfindet.

Langsam wie im Traum schreitet der Prinz herzu, steigt die Treppenstufen empor und tritt in die Saalthür. Man bemerkt ihn nicht. Alle Köpfe sind voll tiefer Andacht gesenkt, oder die Blicke haften wie gebannt in Bewunderung und Ergriffenheit an der Sängerin.

Das junge Mädchen sitzt vor dem Harmonium und begleitet sich selber.

Percy sieht sie im Profil. — Wo hat er dieses Bild schon einmal gesehen?

In Dresden, in der Gallerie. — Die heilige Cäcilie. Welch eine wunderbare Ähnlichkeit. Es ist beinahe ein und dasselbe Gesicht, es sind auch dieselben weißen, edelgeformten Hände, welche auf den Tasten ruhen, derselbe

schlanke, zart gebogene Nacken, welcher sich voll Andacht und Frömmigkeit neigt, während ein kurzes, getragenes Zwischenspiel den Gesang unterbricht.

Nur die Lilien und der Heiligenschein fehlen, dafür liegt ein Strauß junges Frühlingsgrün auf den Knien der Musizierenden, und die Sonnenlichter umstrahlen das Köpfchen und zittern auf den Haarlöckchen, daß es dennoch aussieht, als schwebe die volle Glorie um das Haupt der Heiligen.

Und nun erklingt abermals die herrliche Stimme, schlicht, ohne jede künstlerische Beigabe, ernst und seelenvoll wie ein Gebet.

Sie singt aus dem Messias. „Er weidet seine Heerde, ein guter Hirte, und sammelt seine Lämmer in seinen Arm.“

Als sie jetzt, nach dem kurzen Zwischenspiel neu einsetzt: „Kommt her zu ihm, die ihr mühselig seid, mit Traurigkeit beladen.“ — Da schluchzt die Lumpenmarie laut auf, — und doch hat man sie für ein leichtfertiges, verkommenes Geschöpf gehalten. Die gefalteten Hände zittern auf Kilians Knien, und eine junge Arbeiterfrau, welche sich von ihren Kindern daheim trennen mußte, weint bitterlich in ihr grobes Sacktuch.

Regungslos steht Percy und starrt auf die Sängerin. Unbeschreibliche Gefühle drohen ihm die Brust zu zersprengen, — so hat er niemals einem Lied gelauscht, in solch weihevollem Entzücken hat sein Herz noch nie zuvor geschlagen, — und dabei streicht die duftige Pfingstluft

um seine Stirn, wie ein Hauch, welcher aus Engelsschwingen weht.

Heilige Cäcilia! — Ist es diese Ähnlichkeit, welche er zuvor nicht finden konnte?

„Dann findet ihr Ruh' für euer Herz — für euer Herz — —!" hallt es wie ein süßer Trost aus dem Himmelreich, und verklingt in leisem Seufzer. Die Klänge des Harmoniums schwellen an, und erbrausen mächtig unter den schlanken Händen, Prinz Percy aber deucht es, über ihm strahle ein Stern, ein großer, leuchtender Stern, welchen in Zukunft kein Dunsthauch der Welt mehr verdunkeln kann. — Er kennt ihn nicht, er hat ihn nie zuvor gesehen.

Ist es jene heilige Leuchte der Kunst, von welcher Marga Daja jüngsthin gesprochen, oder ist es der rätselhafte Stern des Glücks, welchen nur die Gnade Gottes den blinden Menschenaugen entschleiern kann?

Prinz Percy weiß es nicht, er wendet sich lautlos wie er gekommen und tritt zurück in die blühende Frühlingspracht.

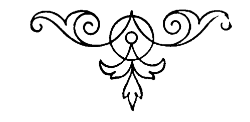
Er kann nicht sein enges, schwüles Zimmer betreten, jetzt nicht.

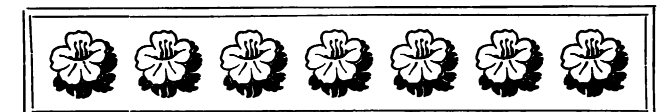
Es muß sonnenhell — weit und grenzenlos um ihn her sein, er muß Lenzesodem trinken wie ein Verdurstender, welcher auf langer, einsamer Pilgerfahrt durch das Leben nach einer Erquickung verschmachtet.

Nun hat er sie gefunden, für Leib und Seele. — Die heilige Cäcilie ist auf rosigen Wolken von dem Himmel

niedergeschwebt und hat ihm selber einen Becher an die Lippen gehalten, in dessen Labetrunk der Pfingstgeist heiliger und zaubermächtiger Liebe wunderthätig gewesen. —

Prinz Percy setzt sich auf eine Bank, fernab im Gebüsch nieder und stützt das Haupt so fest in die Hände, als wolle er gewaltsam die Gedanken hinter seiner Stirn festhalten, damit sie sich nicht in allzu unmögliche, unerreichbare Fernen verirren möchten!





XXII.

Höher und höher stieg die Sonne.

Die dicken Knospentrauben des Flieders wiegten sich im Lufthauch, ein Fink schmetterte sein Begrüßungslied aus dem grünen Kastanienwipfel hernieder. Drüben, jenseits der breiten Rasenfläche, trat langsam eine Gestalt aus dem Laubengang und schritt gesenkten Hauptes in den goldigen Sonnenglanz hinaus. Der Prinz zuckte unmerklich zusammen. — Marga Daja. —

Mit scharfem Blick schaut er zu ihr hinüber. Sie bleibt vor einem Beet stehen und blickt auf die blauen Cyllas und die kleinen Osterblumen, welche es schmücken, nieder. — Ein Ausdruck sinnender Traurigkeit liegt auf ihrem schönen Antlitz, derselbe weiche Schmerzenszug, welcher vorhin um ihre Lippen bebte, als sie sang: „Dann findet ihr Ruh' für euer Herz!" —

Schlägt ihr Herz etwa nicht ruhig in der Brust? Hinter dem stillen, beinahe kühlen Antlitz, würde man nie eine Leidenschaft, ein Hangen und Bangen in schwebender Pein vermutet haben.

Die stillen Wasser sind die tiefsten, — und das Auge des jungen Mädchens glich einem so tiefen, tiefen See, als könne nie ein Sturmwind leidenschaftlicher Empfindung



die Flut aus dem Grund emporwühlen. Und wie schön müßten diese dunklen Augen doch sein, wenn sie in Flammen voll Haß oder Liebe, voll ungestümen Hoffens und Verlangens auflոderten! Fehlt ihnen noch etwas zur

vollkommenen Schönheit, so ist es der Ausdruck leidenschaftlichen Gefühls.

Seltsam — und gerade dieser milde, wunsch- und begehrlos kühle Glanz ihres Auges, dieser Spiegel eines reinen, unberührten Herzens hatte ihm Marga Daja zuerst so sympathisch gemacht.

Warum verlangt er auf einmal tiefere Gefühle voll Liebe oder Haß? —

Über sein eigen Herz ist ein Frühlingssturm gebraust, der hat es wach gerüttelt aus dem Winterschlaf, in welchem es gelegen, — nun erfaßt ihn eine angstvolle Ungeduld, daß es in andern Herzen kalt und dunkel bleiben könne, daß von ihnen ein Eiseshauch ausgehen möge, welcher die jungen Keime seines Liebeslenzes zu Tode frieren wird!

Auch jetzt ist es noch immer das weihevolle, hoch über alles Irdische entrückte Bild der heiligen Cäcilie, welches drüben an dem Rand der Wiese wandelt, und was Percy gestern — ja vor einer Stunde noch als das einzig Wahre und Schöne erschienen, das erschreckt ihn jetzt und beunruhigt ihn, weil er selber verwandelt ist und begonnen hat, anders zu denken und zu fühlen wie vordem.

Seine Abneigung gegen die Frauen, sein starres, überstrenges Urteil, seine schroffen Ansichten über Liebe und Leidenschaft waren Unnatur gewesen, — nun ist ein fremder, wundersamer Stern über ihm aufgegangen, der hat die Nacht erhellt und die Blindheit von seinen Augen genommen, er sieht! er erkennt nicht nur seinen eigenen Irrtum, sondern sieht auch, daß Marga Dajas Herz und

Sinn noch in demselben Todesschlaf liegen, aus welchem er soeben erwacht ist!

Ist es wahrlich so? oder ist die ernste, zurückweisende, stolze Ruhe dieses Angesichts nur ein Schleier keuscher Weiblichkeit, hinter welchem sich ein hochklopfendes Herz verbirgt?

Das junge Mädchen bleibt stehen. Vor ihr glänzen als frühlingsholde Boten die weißen Gänseblümchen, welchen der Gärtner die Ehre angethan, sie als Saum um ein Primelbeet zu pflanzen.

Sie zögert, — neigt sich ein wenig — — weicht wieder zurück — und bückt sich dennoch und pflückt eines der weißen Sternchen ab.

Sekundenlang hält sie es sinnend in der Hand. Und dann .... Prinz Percy hat sich langsam erhoben und starrte auf die sich so völlig unbeobachtet Wähnende, wie auf ein holdes Wunder — dann zupft sie langsam die Blättchen ab, — wie silberne Flöckchen rieseln sie an dem schwarzen Kleide nieder.

„Er liebt mich — — er liebt mich nicht — — er liebt mich — —.“

Um welch eines Faustes willen befragt dieses holde Gretchen solch Orakel?

Es schießt heiß empor in die Wangen des Lauschers. Gilt es Hobrecht? dennoch ihm? . oder einem fernen Unbekannten, welcher schon vor ihm die Wege Marga Dajas gekreuzt und zu ihrem Schicksal geworden ist? — Oder ... oder ...

Prinz Percy streicht langsam mit der Hand über die Stirn, er atmet schwer auf. Warum ist sie in seine Klinik gekommen? Warum fragt sie die weiße Blume?

Er will es wissen! Ihr Antlitz ist ein Spiegel, — findet sie keine Zeit, ihn mit dem Schleier ihres Stolzes zu verhüllen, zeigt er wohl das wahre Bild dessen, dem ihre Frage gilt —: er liebt mich, — er liebt mich nicht. — Rasch entschlossen erhebt sich Percy. Wenige hastige Schritte und er erreicht, von dem Gebüsch gedeckt, das junge Mädchen.

Scharf um die Ecke biegend, wie aus der Erde gewachsen, steht er vor ihr.

Marga Daja schreit nicht auf vor Schrecken, aber die Hände, welche sie wie beschwörend gegen einen Spuk erhebt, zittern, und ihr Gesicht wird leichenblaß. — Eine Sekunde blickt sie ihn mit weitgeöffneten Augen an, — dann, als er ihr mit höflichem Gruß entgegentritt, flammt es glühendheiß über Wangen und Stirn.

„Ich habe Sie erschreckt, Fräulein Daja?“

Da lächelt sie und nickt. „Gewaltig erschreckt, Hoheit“, stößt sie atemlos hervor, „ich vermutete Sie bereits viele Meilen entfernt von hier!“

„Zwingende Gründe veranlaßten meine Rückkehr. Ich hatte aber gehofft, meine Patienten würden ‚freudig‘ bei solcher Überraschung erschrecken, Fräulein Daja!“

Sie senkte wie schuldbewußt das Köpfchen und schwieg, nur die Röte ihrer Wangen vertiefte sich. Ein Aufflackern der Unruhe ging durch sein Auge.

„Und ihr Erschrecken spiegelte nur Betroffenheit!“ fuhr er mit leicht gefalteten Brauen fort, „kam ich Ihnen so ungelegen?“

Sie lächelte abermals und blickte ihn ehrlich an, aber sie sah durchaus nicht so ruhig und gleichmütig aus, wie sonst. „Allerdings, Hoheit, in diesem Augenblick sehr ungelegen!“ sagte sie leise.

Sein Blick leuchtete auf, er trat einen Schritt näher und lächelte ebenfalls. „Weil ich Ihre Frage an die kleine Gretchenblume belauschte? Sie können unmöglich leugnen, das weiße Sternchen in ihrer Hand verrät Sie!“

Wieder spiegelte sich tiefe Verlegenheit auf ihrem Antlitz, — sie neigte das Köpfchen tief zur Brust. „Ich fühle mich sehr schuldig, Hoheit!“ —

Er lachte. „Schuldig? Sie wissen, daß die Menschen eine Frage an das Schicksal frei haben!“

Sie blickte erstaunt auf. „Diese Frage erachte ich auch nicht als Schuld, Hoheit“ — bekannte sie offen, „sie war wohl recht kindisch und thöricht, — aber mit dem Frühlingssonnenschein und dem Lenzesweben wachen alle lieben Kindererinnerungen auf. Das erste Gänseblümchen, welches man sieht, soll man fragen, ob es Glück bringt! Verargen Sie einer Kranken, welcher ihr Leiden das größte Unglück deucht, und welche alle ihre Hoffnungen auf den Frühling in diesem Hause gesetzt hat, — eine solche Frage nach dem Glück der Genesung?“

Ihre Stimme klang verschleiert und nicht so fest wie sonst, auch blickte sie den Gefragten nicht an, sondern

sah auf die halb entblätterte Blume in ihrer Hand nieder.

Ein Schatten der Enttäuschung flog über Percys Antlitz. „Nein — diese Frage ist allerdings keine Schuld.“ — Er zögerte einen Moment, dann ging es wieder wie ein ungläubliches Forschen durch sein Auge. „Warum also ihr Erschrecken? Sie sehen, ich stehe als Inquisitor vor ihnen und gebe Sie ohne Genugthuung nicht frei, denn Ihr Geständnis, daß Sie sich schuldbewußt fühlen, ermächtigt mich dazu. Wenn eine Dame derart bei dem Anblick eines Herrn erschrickt, kann es nur sehr schmeichelhaft oder — sehr beleidigend für denselben sein!“

Er wollte sie ein wenig in die Enge treiben und freute sich voll grausamen Behagens der Verlegenheit, welche sich ihrer nun vollends bemächtigen mußte. Was würde sie antworten? Wird sie nicht diese Gelegenheit sofort ergreifen, ihm ein paar Artigkeiten zu sagen, — kokette, vielsagende Artigkeiten, welche als erste Fädchen zu einem Netz gewebt werden?

Wieder hebt das Mißtrauen in ihm das Haupt und macht ihn voll unerklärlicher Gewalt zum Versucher. Er kämpft selber an gegen den Zauber, welcher ihn zu umstricken droht, und auch der alte Starrsinn erwacht von neuem und hofft ihn zu zerstören.

Erstaunt blickt er in ihr Antlitz, welches sich ihm mit großen Augen fest und ruhig zuwendet. Wieder liegt der Ausdruck des spröden und stolzen „Rühr mich nicht an!“ darin, daneben aber ein Staunen, welches seiner Frage


Fritz Bergen 1900

gilt: „Hoheit scheinen mich allerdings in meinem Erschrecken durchaus mißverstanden zu haben —" antwortet sie höflich, aber kühl, „ich hatte im ersten Augenblick Hoheit kaum erkannt und gestehe ehrlich, daß mir die Erscheinung des Gärtners als Schreckgespenst vorschwebte. Mir ging es wie einem Kind auf verbotenem Wege. Ich hatte zwar das strenge Edikt auf jener Tafel dort gelesen, welches bei Strafe verbietet, Blumen oder Zweige im Park abzupflücken, und dennoch war ich ungehorsam und sündigte dagegen!" — Abermals lächelte sie und hielt ihm die halbentblätterte Blume entgegen: „Hier ist der Beweis meiner Schuld; wollen Hoheit ein milder Richter sein!"

Während sie sprach war sein Antlitz um einen Schein erbleicht, er preßte momentan die Lippen zusammen, als stehe sie richtend vor ihm, — dann sah er ihr in die Augen, — ein unerklärlicher Blick, dessen Ausdruck sich Benedikta nicht zu deuten wußte. Langsam nahm er die Blume aus ihrer Hand und sah darauf nieder. Ein heiteres Zucken ging um seine Lippen. „Ob der Frühling Ihnen Glück bringt, sollten diese weißen Blättchen verraten? Je nun, so haben Sie in ihnen einen besseren Salomo gefunden wie in mir! Lassen Sie sehen, wie diese „Stimme der Natur" entscheidet." Und Prinz Percy fuhr fort die kleinen Blütenflocken abzuzupfen —: „ja, nein, ja, nein." —

Sie trat lachend näher und sah zu.

„Die Verhandlung ist doch öffentlich?" scherzte sie.

„Nein, — nur unter vier Augen!“ — gab er in gleichem Ton zurück.

„Ja, nein, — ja, nein—“

„O weh — das letzte Blättchen —! es heißt nein!“

„Pardon, Fräulein Daja —“ der Prinz blies gegen das gelbe Staubfädenköpfchen, von welchem noch ein schmales, weißes Blättchen abstand — „Sie irren sich, es sind noch zwei Blätter! Sehen Sie wohl? Aber so innig verbunden, daß sie als eins erscheinen. Auch im Menschenleben gehen oft Glück und Unglück so innig Hand in Hand, daß man beim ersten Blick kaum die feine Grenzlinie unterscheiden kann. Was im einen Augenblick ein vernichtendes ‚nein‘ scheint, wird im nächsten ein beglückendes ‚ja!‘ Und was wir anfänglich für ein Unglück hielten, birgt oft heimlich ein großes Glück. — Wer weiß, wie wahr diese Blättchen gesprochen!“ — Wieder traf sie der seltsame, lange Blick —: „Mein Schatten, welcher so jählings auf Ihren Weg fiel, erschreckte Sie zuerst, und dennoch barg er das Glück in sich —“ abermals ein schnelles Lächeln, „daß ich Ihnen sagen kann: Sie stehen von heute an über den Gesetzen des Gartens und haben die Erlaubnis, so viel Sträuße zu pflücken, wie Sie für sich . . . und andere gebrauchen.“

Er hob den Hut kurz über dem Haupt, grüßte und schritt hastig weiter. Den Blumenstengel mit den gelben Staubfäden hielt er noch in der Hand, und als er ihn zwischen seine Finger schob, sah es im Sonnenschein aus, als glänze ein breiter Goldreif daran. — — — — —

Die Rückkehr des Prinzen war eine durchaus überraschende gewesen, und weil der hohe Herr lange im Garten verweilt, erfuhr man von derselben erst durch die zurückkommende Dienerschaft.

Die Equipage hatte so lange am Bahnhof warten müssen, bis die etwas umständliche Rückgabe des bereits expedierten Gepäcks besorgt war, und so kehrte Wasmuth erst heim, als die Klingel der Klinik das Mittagessen ankündigte.

Prinz Percy hatte kaum Zeit gefunden abzulegen und einen Blick in die Zeitung zu werfen, als ihn die Pendüle auf die Speisestunde — welche der junge Fürst mit seinen Patienten teilte, aufmerksam machte.

Er schob das Papier beiseite und strich über die Augen. Er war zerstreut und wußte kaum, was er las. Seine Gedanken waren weit anders beschäftigt und seine Lippen lächelten. Er war besiegt, — und dennoch erfüllte ihn eine so hohe, reine Freude, als sei er triumphierend aus dem Kampf hervorgegangen. Marga Daja hatte ihm einen schönen, frommen Kinderglauben zurückgeschenkt, den Glauben an die lautere, engelsreine Weiblichkeit. Wo er ihn am wenigsten und am letzen gesucht, hatte er ihn gefunden, wo er die Giftkräutlein der Belladonna und des Nachtschattens erwartet, hatten ihm die weißen Lilien einer heiligen Cäcilie entgegen gewinkt.

Es ist hell und froh in seinem Herzen geworden. Da er Marga Daja als ein tugendhaftes und achtungswertes Mädchen erkannt hat, freut er sich des Verkehrs mit ihr.

Er wird schon um Hobrechts willen der jungen Dame näher treten. Hat er nicht versprochen, zu Gunsten des Arztes bei ihr zu reden? Er versprach es und wird sein Wort halten. Warum ist ihm so wehmütig zu Mute dabei? — So ergeht es einem Hungernden, welcher sein letztes Stücklein Brot einem andern geben muß, — wie einem Dürstenden, der endlich den lang ersehnten Quell gefunden und sich doch nicht daran erquicken darf, weil ein anderer vor ihm gekommen und den Weg gesperrt hat.

Warum beklagt er es? — Es muß so sein, — es darf ja niemals anders sein. —

Wenn auch dem thörichten Menschenherzen Flügel gewachsen sind, jeden Abgrund, jede Scheidewand zu überfliegen, — so kriechen doch Vernunft und Pflichtgefühl schwerfällig am Boden und können ihm nicht folgen. Es ist das Glück ein flüchtig Ding! — Je weniger Ballast, je weniger Gepäck ein Mensch mit sich herum schleppt, desto leichter und schnellfüßiger kann er ihm folgen, es greifen und festhalten. Wem aber der reiche Prunk von Gold und Geschmeide, von Orden und Ehrenketten, ja gar von Purpur und Hermelin die Glieder umwindet und festschnürt an den Felsen der Konvenienz, der, welcher stets gebannt und gefangen durch sie, der kann nur den Blick sehnsüchtig nach dem Stern des Glückes richten, im geduldigen Harren, ob ihn die Gnade Gottes als Geschenk in den Schoß wirft. Prinz Percy hob entschlossen das Haupt.

Eine zuversichtliche Heiterkeit strahlte von seiner Stirn.

Freut sich nicht auch ein Gefangener der ersten Frühlingsrose, welche er durch seine Gitter sieht, selbst dann, wenn sie an eines anderen Brust blüht? Er ist so lange stolz und stark den einsamen Lebensweg gegangen, — er wird es auch fernerhin thun, weil er es muß. — — —

Seiner Gewohnheit gemäß schritt der junge Fürst nach dem Salon, woselbst er, seit Marga Dajas Anwesenheit sein Mittagbrot serviert bekam. Als er die Thür öffnete, blickte er auf Benediktas schlanke Gestalt, welche unschlüssig zaudernd an dem Tisch stand, dessen weißes Damasttuch nur ein Gedeck aufwies.

Als der Prinz eintrat, wollte sie sich hastig entfernen und mit stummem Gruß an ihm vorüberschreiten, aber noch stand er auf der Schwelle und vertrat ihr den Weg. In jähem, blitzartigen Erinnern kam ihm der Gedanke, daß er für die Zeit seiner Abwesenheit Fräulein Daja das Recht eingeräumt hatte, anstatt seiner hier zu dinieren.

In dem Trubel seiner überraschenden Rückkehr war es versäumt worden, diese Anordnung wieder rückgängig zu machen.

Momentan schimmerte ein feines Rot der Betroffenheit über die Wangen des fürstlichen Professors, aber er faßte sich sofort und fragte höflich: „Wo soll der Weg noch hinführen, Fräulein Daja? Ich sehe, es ist bereits für Sie angerichtet!“

Ihre Miene, ihre Verbeugung drückten eine sehr höfliche aber bestimmte Verneigung aus. „Halten zu Gnaden Hoheit; Herr Doktor Wacknitz ahnte noch nichts von der

Wiederkehr seines hohen Gebieters, sonst hätte er mich nicht hierher befohlen.“ —

„Man hat im Speisesaal nicht mehr auf Sie gerechnet und da ich meine Anordnung in keiner Weise abänderte, müssen Sie sich wohl oder übel fügen. In dem Garten sind Sie jetzt allerdings Freiherrin, aber hier im Hause verlange ich vollkommenste Subordination!“ — Er lachte und schob den Stuhl am Tisch zurück, ihn mit sehr entschiedener Bewegung anzubieten.

Zögernd trat Benedikta näher. Auch über ihr schönes Gesicht huschte ein Lächeln; sie sah nicht verlegen und ungeschickt aus, die vornehme Ruhe und Gelassenheit ihres Wesens kamen selten besser zur Geltung als wie in diesem Augenblick. „Mein Gehorsam birgt den Lohn in sich, — während Hoheit nun selber in den Schatten treten müssen, welchen die Gnadensonne dieser Anordnung wirft!“

„Wer sagt Ihnen, daß ich das thun will?“ Der Prinz drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel; gleicherzeit trat Wasmuth auf die Schwelle, mit der betroffenen Miene, welche verriet, daß man jetzt „hinter den Coulissen“ beratschlagte, wo Hoheit nun speisen werde.

„Lassen Sie noch ein Gedeck auflegen, Wasmuth; Fräulein Daja hat die Güte, ihr Mittagbrod mit mir zu teilen.“

„Befehl Hoheit.“

„Und nun nehmen Sie bitte Platz! Man nennt mich im Volksmunde scherzweise den ‚Armenvater‘ und räumt mir damit eine sehr würdige, aber auch familiäre Stellung meinen Patienten gegenüber ein. Sie sind Tochter in

meinem Hause geworden, treten Sie nun in die Pflichten einer solchen ein und pflegen Sie mich, wie Sie ehemals Ihrem Herrn Großvater eine freundliche Wirtin waren."

Er ließ sich ihr gegenüber nieder, — schon bereiteten eilige Dienerhände den Tisch. Ein Wink des Prinzen fesselte Wasmuth hinter seinen Stuhl, — ein zarter Takt, welcher Benedikta erleichtert aufatmen ließ.

Der heitere Ton, welchen Percy angeschlagen, blieb bestehen, bis die Suppe aufgetragen wurde. Mit fragendem Blick sah Benedikta zu ihm auf; „Ganz so, wie daheim?" fragte sie leise.

Er nickte; da faltete sie die Hände und sprach das Tischgebet.

Dann traf ihr Blick das Brot, welches unzerteilt im silbernen Körbchen lag. Sie nahm es, schnitt zwei Scheiben ab und bot sie dem Prinzen an. Er dankte heiter. „Ihr Großvater hat sie vortrefflich erzogen."

Als die Teller gewechselt waren, füllte sie das Glas ihres Gegenübers, denn Wasmuth starrte just gedankenverloren auf das große Ölgemälde an der Wand, und war so völlig „im Hafen von Tunis", daß er seine deutsche Umgebung vollkommen darüber vergaß.

„So liebte es Großvater auch!" lächelte sie mit einem leisen Hauch der Wehmut.

Er hob das Glas ritterlich gegen sie. „Darum gestatten Sie, daß ich es auf das Wohl seiner Enkelin leere, welche sein Andenken so treu in Ehren hält."

Dann ward die Unterhaltung allgemeiner. Der Prinz

sprach seine Freude an dem Erfolge ihrer Kur aus. „Ich habe soeben ziemlich leise gesprochen und Sie verstanden mich dennoch!“



Sie errötete vor Freude. „Doktor Wacknitz war heute morgen auch sehr zufrieden mit mir“, antwortete sie lebhaft, „und wenn dieses gute Wetter nun beständig bleibt,

so wird es fraglos auch seine Wirkung nicht verfehlen, ich habe es beobachtet, daß es die Heilung unterstützt."

„Fraglos. Sie müssen es auch so viel wie möglich genießen. Doktor Hobrecht klagte mir im Vorübergehen, daß Sie seine Einladung zu einer Spazierfahrt abgelehnt haben, — warum das?"

Ihr Köpfchen hob sich wieder so hoch und unnahbar auf dem Nacken, daß sich in dieser Bewegung allein die Antwort ausdrückte. Ihr Antlitz war sehr ruhig und ernst. „Weil ich es nicht als passend erachte, mit einem Herrn, noch dazu einem so völlig fremden Herrn, allein eine Promenade zu unternehmen, gleichviel, ob zu Wagen oder zu Fuß!"

Er blickte auf seinen Teller nieder. „Ich glaube für die Ehrenhaftigkeit Hobrechts bürgen zu können, Fräulein Daja; er ist ein Kavalier, welcher nie eine Dame kompromittieren wird!"

Sie errötete. „Das bezweifle auch ich nicht, Hoheit, und es war durchaus kein persönliches Mißtrauen, sondern ein ganz allgemeiner Begriff von Sitte und Form, welcher mich jedem Herrn gegenüber diese Weigerung aussprechen lassen würde!"

„Ich verstehe Sie vollkommen und billige durchaus die Antwort, welche Sie dem Doktor gegeben, ich möchte nur einem Mißverständnisse vorbeugen, welches den vortrefflichen Mann in Ihren Augen herabsetzen könnte!"

Eine kurze Pause. Dann fuhr Prinz Percy in leichtem Konversationston fort: „Ich kenne Hobrecht schon seit

Jahren und halte große Stücke auf ihn. Er ist ein sehr talentierter Arzt, welcher fraglos einer Zukunft entgegen geht."

„Das ist wohl nach den Studien, welche er bei seinem jetzigen Meister macht, kaum anders möglich!" lächelte Benedikta. „Die außerordentlichen Erfolge, welche Hoheit hier in der Klinik zu verzeichnen haben, dürften wohl den Gleichgültigsten zu gleichen Thaten begeistern und anspornen. Wie sind Hoheit zu dem Entschlusse gekommen, sich einem ganz speciellen Fach der Wissenschaft zuzuwenden?"

„Ebenso, Fräulein Daja, wie man sich für diesen Menschen mehr, — für jenen weniger interessiert. Es ging mir mit Hobrecht sehr ähnlich. Unter all den Ärzten der Röverschen Klinik fesselte er am meisten meine Aufmerksamkeit. Er ist nämlich von Geburt Österreicher und folgte mir lediglich aus persönlicher Anhänglichkeit und Treue hierher, — wie die Treue überhaupt der Grundzug seines Charakters zu sein scheint."

„Hoheit waren längere Zeit in Österreich?"

Zweifellos, sie wollte von dem Thema Hobrecht ablenken. Entweder interessierte sie derselbe zu viel oder zu wenig, und beides scheute sie sich zu verraten.

Percys forschender Blick traf unbemerkt ihr Antlitz, es sah so kühl und gleichgültig darein, als existiere momentan nur das Stück Wildbraten für sie, welches sie just auf dem Teller zerlegte.

„Zwei Jahre habe ich in Wien und Prag studiert, nicht nur Medizin, sondern auch Land und Leute. Es

amüsierte mich, möglichst viel verschiedene Gesellschafts-klassen kennen zu lernen, und die anregendsten Stunden, welche ich verlebte, verdanke ich wiederum Hobrecht. Er führte mich im Hause seiner Eltern ein. Der Vater ist ein reicher Fabrikant, besitzt eine wundervolle Villa am Prater und ein elegantes Landhaus am Strand der Adria; — ein sehr angenehmer, hochgebildeter Mann, welcher die einzige Tochter jetzt an einen der ersten Ministerialbeamten verheiratet hat. Frau Hobrecht entstammt einer Offiziers-familie. In dem gastfreien Hause, welches sehr viel Gelehrte, berühmte Künstler und beinahe alle Größen Wiens vereinigt, habe ich außerordentlich genußreiche Stunden verlebt. Mein kleiner Doktor ist auch ein äußerst kunst-sinniger Mensch, schwärmt für Musik, — Gesang . . . apropos . . . werden Sie diesen Konzertflügel nicht einmal benutzen, Fräulein Daja, um Hobrecht eine Freude zu bereiten?"

„Wenn er sehr kunstsinnig ist, würden ihm meine Leistungen keine große Freude schaffen." Die Sprecherin griff nach einer Apfelsine, welche zum Nachtisch serviert wurde und begann sehr gelassen sie zu schälen. „Welch schöne Frucht! Ich denke es mir doch sehr verlockend, solch eine glühende Goldorange eigenhändig aus dem Laub zu pflücken! Italien ist vorläufig noch das Land meiner Sehnsucht, ob ich es jemals mit Augen schauen werde? — Ich hoffe es." Sie sprach schnell und zerstreut, wie es schien, lediglich um abermals dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Wie vortrefflich müssen Sie die Mignon singen, wenn

auch Ihnen die Sehnsucht nach dem ‚Land wo die Citronen blühen' das Herz durchflammt!"

Sie lächelte, ihr höfliches, kühl abweisendes Lächeln.

„Die Sehnsucht einer Mignon, ist nicht allein ‚landschaftlich' sondern entspringt wohl einem lyrischen Gefühl, welches mir zu fremd ist, um es glaubhaft auszudrücken!"

„So lassen sie uns mit dem Vortrag warten, bis nicht nur die Sehnsucht nach dem Land der Träume, sondern auch nach dem Geliebten, mit welchem Sie hinziehen möchten, Ihre Seele erfüllt!"

Benedikta neigte das Haupt tief hernieder, eine jähe Blässe deckte ihr Antlitz. Dann lachte sie und sah wieder sehr harmlos aus.

„Ich fürchte Hoheit, bei diesem Warten dürfte Ihnen die Zeit lang werden!"

„Ich bin geduldig. — Aber ich freue mich der klingenden Offenbarung eines Mädchenherzens. Wie der Frühlingssturm das Erwachen des Lenzes kündet, so wird das Lied der Mignon die Liebe einer Marga Daja verraten!" — Er sprach heiter, mit beinahe neckendem Blick, dann fuhr er unvermittelt fort: „Aber sagen Sie .... schälte sich Ihr Herr Großvater die Apfelsinen etwa selber?"

Sie lachte mit, nahm schnell ihren Teller und bot die gelben Scheiben an.

„Sicherlich teilte er mit Ihnen, — also ganz wie daheim!" — Der Prinz nahm die Hälfte, die andere gab er höflich zurück, dieweil seine Tischgenossin ihm abermals das Glas füllte.

„Wie ist das so gemütlich und nett!“ sagte er, „ich bin verurteilt so oft allein zu essen, daß mein Wunsch wohl gerechtfertigt erscheint, einen Wandel in diesem Einsiedlerleben eintreten zu lassen! Wollen Sie mir künftighin, während der Zeit Ihres Aufenthaltes Gesellschaft leisten, Fräulein Daja?“

„Ich füge mich mit Freuden jeder Anordnung, welche Hoheit treffen!“

„Falls es Ihnen angenehm ist und Sie es wünschen, werde ich Hobrecht bitten, unsere kleine Tafelrunde zu vervollkommnen!“

Diesmal senkte sich eine feine Linie zwischen ihre Brauen und ward durch eine sehr ostensibele Bewegung des Kopfes unterstützt.

„Wollen Hoheit darüber bestimmen; — mein Großvater lud seine Tischgäste, ohne mich darum zu fragen.“

„Und lud er oftmals Gäste?“

„Nein.“

„Aber hie und da?“

„Bei besonderem Anlaß.“

„Er that es ungern?“

„Sehr ungern.“

„Und Sie liebten es auch nicht?“

„Durchaus nicht.“

„Nun, so ist die Angelegenheit wohl erledigt. — ‚Ganz wie daheim!‘ Lassen sie uns nach diesem Muster auch diesen Tisch hier gestalten.“

Benedikta zögerte. „Alte Herren sahen wir allerdings

oft und gern bei uns, — wenn vielleicht Herr Doktor Wacknitz . . . ?"

„Wacknitz ist Familienvater und darf seinen Angehörigen nicht entfremdet werden. Er wird aber gewiß sehr gern ab und zu der Dritte in unserm Bunde sein. Und somit lassen Sie sich ‚Mahlzeit' sagen Fräulein Daja, und gleichzeitig auf Wiedersehen! — Den Kaffee nehme ich in meinem Arbeitszimmer, in Begleitung einer Cigarre! Rauchen Sie vielleicht auch? Darf ich Ihnen ein paar Cigaretten besorgen?"

Ganz entsetzt sah sie zu ihm auf. „Danke verbindlichst Hoheit, bis jetzt habe ich mich noch nicht derart emancipiert."

„Je nun! Tabakswölkchen sind auch im Damenboudoir Mode geworden."

„Leider."

„Warum leider?" Wieder blickte er sie seltsam forschend an. „Eine graziös rauchende Frau ist ein sehr fesselnder und hübscher Anblick."

„Ich liebe selbst den Anblick derartiger Koketterien nicht!"

„Das ist sehr schroff geurteilt."

„Von meinem Standpunkt nicht, Hoheit. Es gibt allerdings Damen, welche sich viel erlauben dürfen, welchen alles, — selbst das Rauchen wohl ansteht, und welche selbst mit den dichtesten Tabakswolken den blanken Schild der Weiblichkeit und Ehre nicht trüben, weil ihre Lebensstellung, Namen und sonstig tadelloses Benehmen sie über

die Kritik derer erheben, welche als respektvolle Gäste ihre Salons betreten. Wenn aber ein junges Mädchen allein in der Welt steht, wenn sich gar der ominöse Coulissenstaub als unerbittlicher Feind an ihre Sohle heftet und der Titel ‚Sängerin‘ ein Freibrief für jede Verdächtigung und Kühnheit wird, dann kann jedes kleine Wölkchen Cigarrenrauch unlöschliche Flecken in das Bild brennen, welches die skandalsüchtige Menge nicht mit dem Pinsel, sondern mit der Zunge malt. — In diesem Sinne spreche ich über das Rauchen, Hoheit.“

Sie stand vor ihm, hochaufgerichtet; liebenswürdig und dennoch stolz, — lächelnd und dennoch in jeder Miene und jeder Regung den tiefen Ernst ihres Wesens ausdrückend. Wie ein Aufstrahlen ging es über Prinz Percys Antlitz. Er reichte ihr jählings die Hand entgegen.

„Brav gesprochen! wehe einem Jeden, welcher es wagen will, dieses Bild durch ein einzig falsches Wort zu entstellen!“

Er grüßte in seiner kurzen Weise und ging.

Wasmuth nahm respektvoll die Serviette aus Benediktas Hand, um sie zusammen zu legen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nein, — sie liebte Hobrecht nicht und sie interessierte sich nicht für ihn, das wußte Percy nunmehr.

Nicht ihre kühl abweisenden Worte, ihre Gleichgültigkeit diesem Thema gegenüber hatten ihm die Überzeugung gegeben, — sondern ihr Auge, welches nicht lügen konnte,

welches so warm und innig aufleuchtete, selbst dann, wenn sie es nicht zeigen wollte, und welches anderseits wieder ihr kühles, stolzes Herz spiegelte, selbst dann, wenn ihr Mund noch liebenswürdig zu lächeln vermochte.



Und Marga Daja war vorläufig noch nicht im stande, die liebesheiße Sehnsucht einer Mignon zu verkörpern. Sie war das bleiche Steinbild der Sage, welches noch nicht rosig erglüht war unter dem Kuß der aufsteigenden Liebessonne, welches noch nicht tönte und klang unter den Schauern einer heiligen Leidenschaft des Herzens!

Die Lieder einer Sancta Cäcilia strömten ungezwungen wie ein goldener Quell von ihren Lippen, diejenigen einer Mignon waren nur künstlich erzeugte Treibhausblüten, welche eine Sängerin der Welt wohl darbieten kann, welche aber duft- und farblos, nur das Ohr, und nicht das Herz erfüllen.

Eine strahlende Heiterkeit lag auf dem Antlitz des Prinzen, als er gedankenverloren den bläulichen Rauchwölkchen nachsah, welche vor seinen Augen zerronnen wie

all die Vorurteile, mit welchen er Marga Daja unter seinem Dach aufgenommen hatte.

Der Sonnenschein flutete durch das weitoffene Fenster, balsamische Luft trug Lenzesgrüße in das Stübchen, welches so viel köstlichen Lorbeer gepflegt und noch niemals Platz für Maienrosen gehabt. Nun sproßten unsichtbar die grünen Reislein dazwischen empor, deren Knospen den Purpurkelch bargen, und nicht der Sonnenschein draußen am Himmel läßt sie wachsen und gedeihen, sondern die Strahlen eines Sterns, welcher geheimnisvoll über eines Mannes Herzen aufgegangen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

An der Thür klopfte es, — Wasmuth trat ein.

Er trug auf silbernem Tablett die Zeitungen und Briefschaften, welche am Sonntag noch immer extra von der Post abgeholt wurden.

Es befand sich alles darunter, was für die Klinik einging, in der Regel nicht viel, denn die Korrespondenz seiner Armenhauspatienten war keine rege.

Der hohe Herr griff nach dem Stoß Briefe und ließ sie musternd durch die Finger gleiten.

Plötzlich stutzte er.

„An die Sängerin Marga Daja.“

Ein großer, weißer Brief mit fester, sehr klar geschriebener Adresse.

Eine Männerhand. — Vielleicht Nachricht von einer Theaterdirektion oder einem Agenten? — Nein, diese Briefe

tragen meist die gedruckte Firma oder sie sind mit entsprechendem Stempel geschlossen.

Ein Brief, — von Männerhand geschrieben. — Und Marga Daja steht doch allein in der Welt.

Mit wem korrespondiert sie?

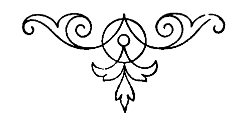
Da zuckt es abermals durch seine Gedanken. Und wie kam Marga Daja stundenlang allein, ohne Schutz und Hülle in den Schneesturm, welcher ihr schweres Leiden verursachte?

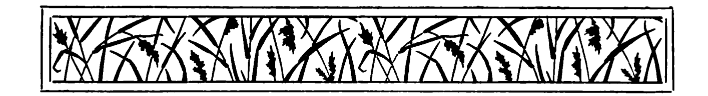
Da zieht eine Wolke vor die Sonne. Wer ist der Absender dieses Briefes? Soll er selber hingehen, ihn abgeben und in Marga Dajas Augen lesen?

Nein, tausendmal nein! Was gehts ihn an. Er gibt den Brief mit kurzer Bewegung an Wasmuth.

„Besorgen Sie!" — und dann erhebt er sich und schreitet ruhelos im Zimmer auf und nieder.

Die Sonne verdunkelt sich, — es droht mit Regen.





XXIII.

Als Prinz Percy wie gewöhnlich seinen Thee im Salon trank, deuchte es ihm unerträglich einsam und langweilig. Ihm war es stets, als müßte er Marga Dajas anmutiges Antlitz gegenüber am Tische sehen, als müßte sie voll sorgender Liebenswürdigkeit auch am summenden Theekessel ihres Amtes walten. Gerade hier war wohl das dankbarste Feld für ein graziöses Wirken von Frauenhand.

Dieweil er langsam die Tasse an seine Lippe hob, malten sich seine Gedanken das Bild des jungen Mädchens, mit all der gemütreichen Phantasie, welche ein gewisses Sehnen und Wünschen im Menschenherz mit sich bringt, wie der Lenz das Lied der Nachtigall. Wie war es möglich!

Jahrelang hatte er nichts anderes gekannt als diese Einsamkeit seiner Zimmer, und hatte sich wohl darin gefühlt, und nun mit einemmal dünkte es ihm öde und leer, unerträglich still und langweilig. Er überlegte, ob er Marga Daja nicht bitten solle, auch abends die Thee=

stunde mit ihm zu teilen, aber ein Gefühl unbehaglicher Scheu hielt ihn davon zurück.

Es hätte dem jungen Mädchen auffallend erscheinen müssen und ihren spröden, so streng denkenden Sinn vielleicht verletzt. Er kannte sie noch zu wenig; außerdem durfte er die Kluft zwischen ihnen nicht allzu tolerant überbrücken. Es war eine ganz außergewöhnliche und außerordentliche Huld, wenn ein Prinz aus regierendem Hause einer verarmten, unbekannten Sängerin den Platz an seinem Mittagstisch einräumte, aber dies hatte ein Zufall verschuldet und der Situation dadurch den Stempel des Harmlosen und Unbeabsichtigten aufgedrückt.

Marga Daja aber auch zur Teilnehmerin seiner Theestunde zu machen, würde immerhin ein persönliches Interesse und Wohlwollen verraten, welches ein Prinz Percy nicht bezeigen darf.

Darf! Der junge Fürst starrte gedankenvoll vor sich nieder in das Theeglas, welches seine tiefgefärbte Mischung durch das Goldgitter des Halters funkeln ließ, und seufzte tief auf.

Noch nie zuvor hatte er seine Stellung als zwingende Last erachtet, heute zum erstenmal empfand er ein Unbehagen gegenüber den Standesrücksichten, welche ihm auferlegt waren. Sie sperrten ihm den Weg zum Glück. — — Zum Glück? — Wohin verirrten sich seine thörichten Gedanken! auf welch unerlaubtem und verirrtem Fluge überraschte er sie in den letzten Tagen so oft!

Verkörpert Marga Daja wahrlich das Ideal seines

Glückes, so gleicht sie dem fernen, unerreichbaren Stern, welchen nur Gottes Gnade dem Sterblichen in den Schoß werfen kann.

Selbst eine Fürstenkrone ragt nicht hoch genug, um ihn zu erreichen. — Nur die Liebe trägt empor, die gemeinsame Liebe zweier Menschenherzen. Marga Dajas Herz aber ist kühl und unberührt, sie pflegt die Lilien der heiligen Cäcilie und die Lieder, die liebesehnenden Lieder einer Mignon sind ihr unverständlich.

Noch sind sie es; werden sie es immer bleiben? Das Haupt des Prinzen sinkt noch tiefer. Armseliger Träumer! was kümmert es ihn. — Er darf es nicht erforschen und erkunden.

Hobrecht aber darf es. — Und nutzt es ihm? Er ist kein Träger von Purpur und Stern, und doch wachsen auch ihm keine Schwingen, den Stern des Glückes eigenmächtig vom Himmel zu brechen. Auch er muß warten, hoffen und geduldig sein, bis er ihm als ein Geschenk der Gnade wird. Und dieser Gedanke tröstet Prinz Percy.

Die Welt ist aus so großen, grellen, schreienden Gegensätzen zusammengesetzt, reich und arm, hoch und niedrig, Herr und Knecht, — vor jenem hellen Stern des Glückes aber sind alle gleich, — da liegt das Gold machtlos im Staub, die Krone neben dem Bettelstabe. — Das Glück heißt die Liebe, — und wem sie in echter, voller, ganzer Schöne zu teil wird, dem wird sie geschenkt!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen tritt Prinz Percy wie selbstverständlich mit Doktor Wacknitz in das Zimmer Marga Dajas, die Behandlung der jungen Dame persönlich zu überwachen.

Die neue Art der Kur, welche er in Anwendung bringt, interessiert ihn lebhaft und bestimmt ihn, sie in all ihren Einzelheiten zu beobachten, umsomehr, da sie einen außerordentlichen Erfolg verspricht. Er betont diese Worte ganz besonders, sie erklären seine Teilnahme; als Arzt! nur als Arzt.

Heute nimmt er das Köpfchen der Patientin zwischen seine Hände. Dieselben sind kühl, ihm dünkt es aber, ein Feuerstrom gehe von den sammetweichen Wangen Margas aus und rinne ihm von den Fingerspitzen bis nach dem Herzen.

Sein Blick ist geradeaus gerichtet, — starr, traumverloren. Er trifft das goldene Engelchen, welches die Rosenguirlande am Kaminsims hält.

Es sieht ihn an und lächelt. Trägt es nicht Pfeil und Bogen in den Händchen? Nein, — es hat sie wohl unter den Blumen versteckt. Warum zielt es nicht nach ihm? — Es lacht so schadenfroh, als wolle es sagen: „weil mein Pfeil bereits in deinem Herzen zittert! Weil du hier im Zimmer kein Arzt mehr bist, sondern selber ein armer, kranker Mann, den sein Schicksal erreicht hat!“ —

Hat es recht? — Prinz Percy wehrt sich dagegen wie ein Riese, der geknebelt am Boden liegt. — Was hilft Mut und Kraft, wenn sie ohnmächtig in Banden schmachten? — Nichts, nichts! — und die Glut in seinen

Händen brennt heißer und heißer, — sie droht den letzten Rest seiner kühlen Besonnenheit zu verzehren, und dennoch streckt er sie selber in die Flammen, welche nun und nimmermehr Strahlen des Glücksterns sein können!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Noch nie hat Percy die Tischstunde so ungeduldig erwartet wie heute.

Er steht am Fenster und blickt in den Park hinaus, in welchem Marga Daja um diese Zeit zu weilen pflegt.

Noch hat die Glocke nicht zum Essen gerufen, aber das junge Mädchen kehrt doch schon zum Hause zurück. Nicht allein, — Doktor Hobrecht schreitet an ihrer Seite. — Sie unterhalten sich. —

Der junge Arzt scheint die verkörperte Galanterie und respektvolle Liebenswürdigkeit, Marga Daja trägt das Haupt so stolz wie eine Königin. Sie ist nicht unliebenswürdig, sie spricht und antwortet, aber sie markiert es in ihrer unbeschreiblich vornehmen Art und Weise, daß sie nicht einen Hauch mehr sagen will wie höfliche Worte.

Gerade das scheint Hobrecht zu gefallen. Sein Blick hängt wie verklärt an ihrem schönen Antlitz. Er hat es aus Prinz Percys Mund gehört, daß der hohe Herr sein Fürsprecher gewesen, daß Marga erfahren hat, wessen Sohn der junge Doktor ist, welch lockende und annehmbare Folie seine Person umgibt.

Die meisten jungen Damen bemühen sich sehr um die gute Partie; sie sind nicht unempfindlich gegen die hübschen, ausdrucksvollen Augen des reichen Wieners, welcher in den

besten Familien der Stadt ein gerngesehener und vielbegehrter Gast ist.



Marga Daja scheint keinen Wert auf die Vorzüge des jungen Mannes zu legen, welcher ihr doch so deutliche

Beweise seines Interesses und seiner Verehrung gibt. Oder ist das wohlberechnete Koketterie, welche Öl in das Feuer gießen will, um die Flamme zu vergrößern?

Es ist kaum glaublich, daß eine Sängerin, welche in derart ärmlichen Verhältnissen lebt wie sie, nicht voll dankbaren Eifers die Hände nach einer Heirat ausstrecken sollte, welche sie mit einem Schlag aller Not entreißt und ihr eine Stellung in der Welt, an der Seite eines angenehmen, braven Mannes gibt, wie sie leicht keiner anderen geboten wird. Ein wenig Wehren, spornt das Begehren!

Sollte Marga einer solch kaltherzigen Berechnung fähig sein? — Nein!

Prinz Percy schüttelt jählings das Haupt. Dann würde sie wohl jede Gelegenheit wahrgenommen haben, um auf den Verehrer einwirken zu können, sie gab aber sehr deutlich zu verstehen, daß sie die Gegenwart des Doktor Wacknitz derjenigen Hobrechts bei Tisch vorzog. — Sollte er, Percy, etwa selber das Ziel ihrer Wünsche sein?

Sein Herz zuckt auf. — abermals nein. Die Zeitungen haben sich in letzter Zeit wieder viel mit seiner Heirat beschäftigt. Man hat behauptet, der Prinz sei am Totenbett des hochseligen Vaters verpflichtet worden, die Prinzessin Johanna, minderjährige Tochter des königlichen Hauses heimzuführen. Es würde die beste Regelung und Lösung eines schwebenden Erbschaftskonfliktes sein. Der Prinz solle warten, bis die junge Fürstin das achtzehnte Lebensjahr erreicht habe, was in zwei Jahren der Fall sei. — In

Hofkreisen nehme man dieses Projekt als verbürgte Thatsache an. — Ein jäher Gedanke blitzt durch das Haupt des Denkenden. Er will Marga Dajas Pläne und Absichten erforschen. Er will sehen, ob er sie den Hobrechtschen Bewerbungen wohl geneigter machen wird.

Er eilt hastig in den Salon; sein Herz schlägt hastig wie bei einem Spieler, welcher sein alles auf die Karte der Coeurdame setzt.

Mit unsicherer Hand schließt er den Schreibtisch auf und wühlt in einem Pack Photographien, welche in einer kleinen Schublade verwahrt liegen. — Es sind nur Mitglieder fürstlicher Familien.

Endlich findet er, was er sucht.

Ein Kabinettbild der Prinzessin Johanna. Es ist eine neuere Aufnahme und zeigt die zierliche Gestalt der Vierzehnjährigen in ganzer Person. Ein hübsches, lachendes, rundes Kindergesicht, mit schelmischen Augen, einem kecken Näschen und etwas eigensinnigem Mund.

Es ist herzig und zum verlieben, — aber nur nicht nach Prinz Percys Geschmack, welcher allen Übermut und aller heiteren Lebenslust in Frauengesichtern von jeher abhold war. — Er ist ein Sonderling, für die meisten Menschen unbegreiflich.

Er hat nie daran gedacht, Prinzessin Johanna eine zärtliche Neigung entgegen zu bringen; er würde es als Sünde erachtet haben, dieses strahlend fröhliche, Welt und Leben heischende Kind, an sich, den nur ernst denkenden und ernst strebenden Mann zu fesseln.

Jetzt aber soll dieses Bildchen zu dem magischen Schlüssel werden, welcher ein geheimnisvolles Mädchenherz erschließt; welcher verrät, ob in seiner Tiefe ein köstlicher Schatz edler Wahrheit oder nur ein Stücklein gleißender Theatertand ruht, hinter dessen Maske Komödie gespielt wird.

Der Prinz stellt die Photographie sehr auffällig auf eine Staffelei mitten auf eine Etagere und rückt ein Glas voll blühender Rosen so nahe herzu, daß es aussieht, als ob die duftigen Kelche in zarter Huldigung zu Füßen der lieblichen Königstochter niedergelegt seien.

Der junge Fürst ist zeitlebens ein Gegner und Verdammer aller Intriguen gewesen, und nun ertappt er sich selber dabei, ein zierliches Netzchen auszuspannen, in welchem er Marga Dajas tiefinnerste Gedanken fangen will.

Er steht bereits harrend am Fenster des Salons, als die Sängerin eintritt.

Der heitere Frühlingshimmel hat sich bezogen, graue Schatten huschen über die schlanke Gestalt, als ob unsichtbare Trauerschleier darüber hin wehten.

Prinz Percy ist heiter, beinahe etwas gewaltsam heiter. Da die Suppe noch nicht aufgetragen ist, nimmt er noch nicht an dem Tisch Platz.

„Ich habe mich soeben über dieses Seestück gefreut!“ — sagt er unvermittelt, nach einem sehr schönen Wandgemälde „Sr. Majestät Schiff Nymphe im Sturm“ empor weisend: „Die momentane, etwas düstere Beleuchtung kommt ihm prächtig zu statten. Sehen Sie, wie wacker

sich das Schiff durch Sturm und hohe Flut kämpft! Mir deucht, ich atme die frische Seeluft, ich höre es im Tauwerk pfeifen und schrillen, die Segel klatschen und die Wogen donnernd gegen den Bug prallen. — Die Stimmung des Bildes bedingt einen solch grauen Himmel, wie er in diesem Augenblick durch die Fenster scheint. — Interessieren Sie sich für Gemälde, Fräulein Daja?"

„Ich liebe die Schönheit in jeder künstlerischen Gestaltung und Wiedergabe —" Benedikta sieht gedankenvoll in das gemalte Unwetter empor, „und liebe es, mich von der Phantasie eines Gottbegnadeten in Welten und Situationen versetzen zu lassen, die mir und der eigenen Anschauung verschlossen sind. Das Reisen ist so billig und bequem —" sie lächelt — „und so bar aller üblen Zugaben von Seekrankheit und schlechten Hotels, wenn man es an der Hand eines Malers vom behaglichen Sessel aus thun kann!"

„Vortrefflich, — so reisen Sie mit der schwergeprüften Nymphe direkt nach Tunis!" — Percy trat seitlich vor ein anderes Gemälde: „Sie genießen hier einen herlichen Blick auf den Hafen und ersparen sich die Sonnenhitze, welche auf dieses bunt wimmelnde Volk herabglüht. — Dort können Sie sich auch mitten in eine winterliche Sauhatz hineinträumen, Eis . . Schnee . . rotröckige Reiter — sahen Sie jemals eine Parforcejagd?"

Zufällig schweift sein Blick von dem Gemälde ab und streift ihr Antlitz. Trotz der dämmerigen Beleuchtung sieht er, daß es heiß erglüht. Überrascht starrt er sie an, aber

es bleibt ihm keine Zeit zu einer Frage. Die junge Dame wendet sich hastig ab und versucht zu scherzen. „Brr, wie kalt! — Ich freue mich, daß des Winters Regiment zu Ende ist und sehe lieber die Frühlingsrosen wie jenen verschneiten Wald —!“

Percy tritt mit aufleuchtendem Blick an ihre Seite vor die Etagere.

„Sie meinen diese Rosen?“ fragt er wie von ungefähr, auf das Glas vor Prinzessin Johannas Bild weisend, „je nun, sie sind auch ein Stillleben und des Ansehens wert, ein Meisterstück, welches der Lenz gemalt!“ Und nach der Photographie greifend und sie Benedikta darreichend, fragt er unvermittelt: „Wer so viel verschiedene Charaktere auf der Bühne verwirklicht, muß ein großes Teil Menschenkenntnis besitzen, wie gefällt Ihnen dieses Gesichtchen, und wie würden Sie den Charakter nach den Gesetzen der Physiognomik daraus deuten?“

Er sieht sie erwartungsvoll an. Ist sie eine Komödiantin, eine geschickte Komödiantin, so wird sie jetzt angeblich keine Ahnung haben, wen das Bildchen darstellt, und wird die Gelegenheit benutzen, gegen die Rivalin zu intriguieren! Dann wird es sich zeigen, warum Marga Daja hierher kam. Sein Blick brennt auf ihrem geneigten Antlitz, welches in der zarten Röte, welche es noch immer überhaucht, doppelt lieblich aussieht.

Ein weicher, sinnender Ausdruck liegt darauf.

„Welch ein anmutiges, sympathisches Bild!“ sagte sie nach kurzer Pause, „aus diesen klaren Kinderaugen



kann man nur das Beste lesen, eine unberührte, reiche Seele, welcher ein gutes und freundliches Herz zur Seite steht. — Sie wird fraglos zum Segen eines jeden werden, welcher das Glück hat, ihr nahe zu treten."

„Wissen Sie, wen das Bild vorstellt?" — Seine Stimme klingt wunderlich, und Benedikta schlägt die Augen voll auf und blickt ihn ehrlich an. „Prinzessin Johanna!" — sagt sie leise und abermals steigt es heiß in ihre Wangen empor.

Percy wendet sich zur Seite und ordnet ein paar Bücher und Albums, welche auf dem kleinen Tischchen liegen.

„Woher ist Ihnen die Prinzessin bekannt?" fragt er kurz.

Sie lächelt. „Man hat in letzter Zeit viel von ihr in den Zeitungen gelesen, und ihr Bild war in den meisten Buchhandlungen ausgestellt; ich habe es damals schon voll Interesse und warmer Bewunderung angesehen, Hoheit."

Er wirft das Buch, welches er just erfaßt, hart auf die Marmorplatte zurück. — „So so! — nickte er, wendet sich zurück, und fährt in völlig verändertem Ton fort: „Endlich die Suppe! Mein Hunger ward auf eine harte Probe gestellt. — Darf ich bitten, Fräulein Daja! Sie wissen, daß in dieser Junggesellenwohnung Salon und Speisesaal verschmolzen ward!"

„Ich sehe es mit stets neuer Beschämung und tiefster Dankbarkeit, Hoheit."

Er nimmt ihr gegenüber Platz und legt die Hände zusammen. „Ganz wieder wie daheim!" — bittet er mit weicher Stimme.

Ein Regenschauer rauschte draußen hernieder. Die Tropfen prasselten gegen die Scheiben, die Ranken der Clematis und Kletterrose, welche die Balkonsäulen umspannen, schwankten und wehten im Wind.

Eine Schwalbe flatterte angstvoll vor dem Fenster und der Blick des Prinzen traf sie.

„Wohl dem, welcher sicher und geborgen sein Nest gefunden, wenn das Wetter kommt!“ sagte er sinnend.

Benedikta neigte das Haupt. „Welch ein Nest sicherer Zuflucht haben Sie hier dem Elend gebaut, Hoheit!“ antwortete sie leise: „Selbst die sturmverschlagene Schwalbe sucht Schutz unter diesem Dach.“

Sein Blick kehrte zu ihrem Antlitz zurück. Eine wunderbare Erregung glänzte in seinen Augen.

„Es gibt gar verschiedenartiges Elend, Fräulein Daja, und dasjenige, welches meine Hilfe anfleht, welches eine Kammer, ein Stück Brod und die Hand des Arztes lindern kann, dessen gedachte ich in diesem Augenblick am wenigsten. Es gibt eine viel größere Not, ein viel herberes Leid, welches keines Menschen Hilfe anrufen kann. Wenn das Herz einsam, und plan- und ziellos, dem verlassenen Vogel gleich, durch das Leben irrt, wenn es ein Nestlein sucht und keines findet, wenn es friert und hungert und dürstet und dennoch keine Liebe findet, welche es wärmt und sättigt, dann ist jeder Wettersturm eine doppelt schwere Heimsuchung, eine doppelt grausame Offenbarung alles dessen, was es entbehren muß.“

Die Stimme des Sprechers klang anders wie sonst, und

Benediktas Herz schlug zum Zerspringen. Dennoch versuchte sie mit lächelnden Lippen dem Gespräch eine heitere und harmlose Wendung zu geben, obwohl sie alles dafür gegeben hätte, zu wissen, wie es möglich sei, daß ein Mann derart sehnsuchtskranke Worte sprechen konnte, welcher soeben das reizende, rosenbekränzte Bild der Braut in Händen gehalten.

„Der Regen läßt bereits nach, und die arme Schwalbe hat ihr Nest gefunden, in welchem es ihr nach dem ausgestandenen Leid nun doppelt wohlig sein wird! Ich denke mir, auch die Menschenherzen finden rechtzeitig ein Nest voll Ruhe und Frieden, wenn sie nicht eigensinnig nach einem anderen streben, als Gottes Wille ihnen beschieden. Hunger und Durst leiden! Dabei fallen mir drei Fragen ein, auf welche ich heute nacht vergeblich nach einer Antwort gesucht. Ich überlegte, was wohl das schlimmste sei: zu hungern, ohne zu essen, — zu dürsten, ohne zu trinken, — müde zu sein, ohne schlafen zu können? Und ich bin zu keinem Resultat gekommen.“

Der Prinz lachte. „Davon ist fraglos das am schlimmsten, was einen just betrifft. Verzichten wir darauf, es auszuprobieren.“ — Er reichte ihr sein Glas entgegen. „Oder wollen Sie Ihre Studien jetzt an mir in das praktische übersetzen?“

Sie freute sich seiner wiederkehrenden Heiterkeit und füllte den zart geschliffenen Kelch. „Hoheit befahlen: ganz wie daheim“, — scherzte sie. „Darum durfte ich nicht so oft einschenken, denn meinen armen Großvater habe ich sehr, sehr knapp gehalten.“

„Dennoch hat sich der alte Herr gewiß unendlich wohl bei dieser schlechten Behandlung gefühlt! Die Jugend ist aber in allen Dingen unbescheiden und ungenügsam, gibt man ihr den kleinen Finger, will sie die ganze Hand. — Sie haben mir übrigens noch so wenig von ‚daheim‘ erzählt, und dennoch würde es mich lebhaft interessieren, etwas näheres über Ihren ‚Werdegang‘ zu erfahren! Wo lebte Ihr Großvater eigentlich?“

Wieder erglühte das junge Mädchen bis auf den weißen Hals herab. — Sie zögerte, und die Hand, welche auf dem weißen Damasttuche lag, bebte.

Ohne ihn anzusehen, antwortete sie: „Ich war seit meinem zweiten Lebenstage an ohne Mutter, seit dem Feldzuge gänzlich verwaist. Mein Großvater lebte in der Residenz, nahm mich zu sich und erzog mich; außer ihm habe ich nie eine verwandte Seele gekannt.“

„Was war Ihr Herr Großvater?“

Wieder ihr ratloses Verstummen und Zaudern. Dann klang es leise von ihren Lippen: „Ministerialbeamter“, und es deuchte Percy, als husche ein feines Lächeln dabei um ihren Mund?

„Er trug einen anderen Namen? ‚Marga Daja‘ ist doch vermutlich Ihr nom de guerre?“

„Er ist es, Hoheit.“

Erwartungsvoll sah er sie an, ob sie nicht ihren wahren Namen hinzusetzen werde, — da sie aber beharrlich schwieg, dünkte ihm eine wiederholte Frage indiskret und dennoch würde er viel darum gegeben haben, sie beantwortet zu hören.

„Waren Sie schon bei Lebzeiten Ihres Großvaters Sängerin?"

„Nein, Hoheit."

„Aber sie empfanden stets Liebe zur Kunst und hegten schon damals den Wunsch, zur Bühne zu gehen?"

„Durchaus nicht, Hoheit. Ich habe niemals Interesse oder besondere Neigung für das Theater gehabt"; — wieder hielt sie momentan inne, dann fuhr sie leise fort: „nur die dringendste Not hat mir den Namen Marga Daja aufgebürdet, und ich versichere Hoheit, daß ich ihn ungern, bitter ungern trage!"

Sie schlug die Augen auf und sah ihn an. Die stolze, erregte Wahrheit ihrer Worte leuchtete darin.

Wunderbar, — welche Rätsel und Widersprüche in ihrem ganzen Wesen. Daß sie aus guter Familie stammte, sah er an ihrem ganzen Wesen, an ihrer tadellosen Erziehung, an ihrer Art und Weise, welche nicht als Bühnenschliff erlernt sein konnte, sondern welche eine vortreffliche Kinderstube verriet.

Warum renommierte sie nicht mit ihrem Namen und ihrer Familie, eine Schwäche, welche doch allen verarmten Leuten eigen ist, allen denen, welche in untergeordneter Stellung mit Vorliebe auf die besseren Tage pochen, welche sie einst gesehen!

Ist Marga Daja zu stolz dazu? ist ihr Namen wirklich zu gut, daß sie lieber auf eine persönliche Genugthuung verzichtet, als wie ihn preiszugeben? Oder ist das Gegenteil der Fall? Geniert sie sich, ihn zu nennen, weil

er nicht tadellos ist? Schämt sie sich der Vergangenheit? — Nein! die ruhige, selbstbewußte Würde ihres Wesens ist keinem eigen, welcher einen Schandfleck vor der Welt zu verbergen hat. So wie Marga Daja sieht kein böses Gewissen, keine Scheu und kein niederdrückendes Bewußtsein der Schuld aus.

Vielleicht steckt keinerlei Geheimnis dahinter, sondern das junge Mädchen gefällt sich lediglich darin, sich interessant zu machen, sich mit rätselhaften Schleiern zu verhüllen, ihrer Persönlichkeit einen besonderen Nimbus zu geben.

Auch diese Annahme ist durchaus unwahrscheinlich. Sie würde eine Koketterie bedingen, welche ihr durchaus fern liegt. Hat sie nicht soeben wieder bewiesen, daß sie aus keinen egoistischen Gründen hierhergekommen? Sie wußte und teilte die Ansicht der großen Menge, daß Prinz Percy der heimlich Verlobte der Prinzessin Johanna sei, daß ein Schwur in die Hand des sterbenden Vaters ihn unabwendbar an diese junge Fürstin fesselte. — Marga Daja versuchte es in keiner Weise dagegen zu intriguieren, sie wies voll stolzer Unnahbarkeit jeden Vorteil von sich, nicht nur dem Prinzen, sondern auch Hobrecht gegenüber, dessen ehrliche und lebhafte Sympathien sie doch mit der Zeit bemerkt haben mußte.

Eine quälende Unruhe überkam ihn. Marga Daja und ihre Schicksale waren ihm nicht mehr gleichgültig, aber er war viel zu sehr Kavalier, um nicht die Zurückhaltung zu respektieren, mit welcher sie seiner Wißbegierde begegnete.

Er hob jählings das Haupt und blickte sie fest an. „Sie sprechen nicht gern über Ihre Familie und Ihre Vergangenheit, Fräulein Daja?“

Sie erwiderte seinen Blick eben so offen und ehrlich.

„Wenn ich es frei bekennen darf, Hoheit, nein! Es hat etwas Schmerzliches und Verletzendes für mich daran erinnert zu werden, daß ich gezwungen bin, einen Künstlernamen zu tragen, daß die Not mich . . . zur Komödiantin machte. So Gott will nicht mehr für lange Zeit; — ich leide unaussprechlich unter den momentanen Verhältnissen und empfinde es am schmerzlichsten, daß die Stellung, welche ich einnehme, eine unwürdige ist.“

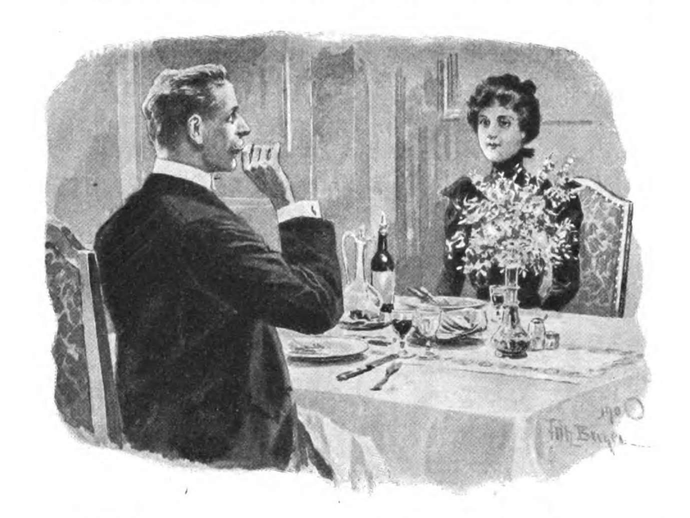
„Welch ein Wort! — Ihre Erbitterung gegen das Schicksal läßt Sie zu schwarz sehen. Wenn Sie jedoch irgend welcher Hilfe oder einflußreicher Fürsprache bedürfen, um Ihr Leben künftighin freundlicher zu gestalten, so wenden Sie sich, bitte, ohne jede Scheu an mich; was in meinen Kräften steht soll geschehen, Sie von der Bürde —“ er lächelte — „Ihres Künstlernamens und Ihrer Lorbeeren zu befreien!“

Ihre Augen strahlten auf. „Das thuen Hoheit bereits mit jedem Tag, welcher mir meine Gesundheit zurückschenkt. Kein größeres Glück, keine andere Wohlthat kann mir erwiesen werden, als diese. Kann ich wieder hören, wie andere Menschen, bleibt mir nichts anderes weiter zu hoffen und zu wünschen auf der Welt!“

Wie seltsam starrt er sie plötzlich an. „Weiter ist nichts — gar nichts anderes zu Ihrem Glück notwendig?“ fragt er gepreßt.

Sie senkt das Haupt abermals tief, sehr tief zur Brust, aber Percy sieht dennoch, wie das Blut aus ihren Wangen weicht, wie ihre Lippen beben.

„Nein Hoheit", antwortet sie ruhig, „ich erwarte kein anderes Glück mehr. Die Ansichten über dasselbe sind so verschieden und die meine ist vielleicht unnormal. Es



müssen in dem großen Glücksspiel auch Nieten gezogen werden, und die, welche sie treffen, dürfen nicht murren, sondern müssen sich resigniert mit dem Gedanken vertraut machen, daß sich eines nicht für alle schickt." — —

Seine Stirn hatte sich wieder geglättet, als ob eine milde Hand daüber gestrichen habe. Er lachte sogar.

„Ah so! nur Bescheidenheit und Entsagung! So haben

schon viele junge Damen gesprochen und zogen doch noch das große Los!“ Er hob sein Glas ritterlich empor: „die kleine Frühlingsblume im Garten war doch auch ein Orakel, und die Antwort desselben schloß die schönsten Verheißungen ein; — auf daß dieselben sich erfüllen möchten, Fräulein Daja! Auf daß Sie die Psalter des Glücks nicht nur hören, — sondern aus vollem Herzen darein einstimmen können! — Übrigens, — meine Gedanken sind heute wie die Irrlichter! — Haben Sie den Brief richtig erhalten, welchen ich ihnen gestern durch Wasmuth schickte?“

Einen Augenblick schien sie nicht zu verstehen, welch einen Brief er meinte. „Ach so! die Mittagspost! Gewiß, Hoheit, ich empfing ihn umgehend.“

„Und er brachte gute Nachricht?“

„Soweit die Briefe eines Vormundes gut oder interessant sein können!“ lächelte sie.

„Ah richtig — ein Vormund! Sie bedürfen seiner noch! Er beschäftigt sich mit Ihrer Zukunft?“

„Deren Gestaltung überläßt er mir. Aber über mein Befinden wünscht er Nachricht.“

„Berichten Sie, daß ich sehr zufrieden sei und hoffe, Sie völlig herzustellen.“

„Bis wann, Hoheit? wie lange muß ich Ihrer übergroßen Güte noch lästig fallen?“

Er schüttelt beinahe heftig den Kopf und gräbt die Zähne in die Lippe.

„Davon ist noch keine Rede; an eine Abreise kann

vorerst noch gar nicht gedacht werden!" sagte er kurz. „Wird Ihnen die Zeit zu lang?"

„Hoheit!"

„Nun dann üben Sie sich darin, ‚das Unvermeidliche mit Würde zu tragen'. Übrigens . . . wenn Sie irgend eine Zerstreuung lieben . . . die Theater sind noch nicht geschlossen, — meine Loge steht zu Ihren Diensten."

„Ich danke, Hoheit, ich trage durchaus kein Verlangen darnach."

„Aber Konzerte?"

„Ich danke ebenfalls."

„Was beginnen Sie eigentlich jeden Abend?"

„Ich arbeite."

„Stickereien?"

„Je nach dem."

„Sind dieselben sehr wichtig oder eilig?"

„Durchaus nicht; sie sind ein Zeitvertreib."

Würden Sie dieselben eventuell vernachlässigen können, um mir einen Gefallen zu erweisen?"

Erstaunt blickte sie auf. „Selbstverständlich, Hoheit!" sagte sie erfreut.

„Ich bin leider noch nicht dazu gekommen, die vielbesprochene Musik des Parzival kennen zu lernen. Ich habe mich nicht für die Aufführung interessiert, weil mir Verschiedenes im Text unsympathisch war."

„Die Schlange Kundry!" nickte Benedikta lächelnd.

„Ganz recht; die Schlange Kundry und die zudringlichen Blumenmädchen, — ich liebe solch weltliche Beigabe

zu einer Charfreitagsmusik nicht. Diese selber aber kennen zu lernen, in ihrer hohen, reinen Vollkommenheit und idealen Größe, würde mich dennoch sehr erfreuen. Würden Sie die Güte haben, mich damit bekannt zu machen und mir abends ein wenig vorzuspielen? Hie und da vielleicht durch Angabe einer Arie die Musik gesanglich unterstützend? —"

Tiefe Verlegenheit malte sich auf den Zügen des jungen Mädchens. „Hoheit überschätzen mein Können in jeder Weise" stotterte sie.

„Wie so das? Ich verlange ja keinen Vortrag, sondern ein Probieren! Daß Sie noch nicht in Bayreuth gesungen haben, weiß ich, also ist Ihnen die Musik ebenso fremd wie mir. Immerhin werden Sie dieselbe leichter bewältigen wie ich. Mir wird sie auch in ‚versuchsweiser' Form ein Genuß sein, und Ihnen ist sie eine dienliche Übung und Zerstreuung, damit Ihnen die Zeit Ihrer Gefangenschaft nicht allzu lang wird!" — Er lächelte und erhob sich, ihr höflich die Hand zu reichen. „Ich lasse die Noten sogleich besorgen, und damit Sie ganz ungestört darin blättern können, versichere ich Sie, daß heute nachmittag kein kunstsinniges Ohr im Hause anwesend sein wird; Wacknitz und Hobrecht begleiten mich zu einer Konferenz. Also auf Wiedersehn, heute abend! Der Einfachheit halber wird Ihnen der Thee auch hier im Salon serviert werden!"

Er verabschiedete sich in seiner kurzen Art und ging. Sein feingeschnittenes, geistvolles und ernstes Gesicht hatte selten so animiert ausgesehen, als wie in diesem Augenblick,

wo er sich noch einmal in der Thür zurückwandte und grüßte.

Ein Geräusch ließ ihn momentan zögern.

Auf der Etagere raschelte und klappte es.

Das Bild der Prinzessin Johanna war durch die Erschütterung, welche sein eiliger Schritt hervorrief, von der Staffelei geglitten und zur Erde gefallen. Prinz Percy sah es, aber er kehrte nicht zurück, um es aufzurichten, — sein Schritt verklang auf dem Korridor.



Wasmuth war seinem Herrn gefolgt und der Diener war noch nicht zurückgekehrt, den Nachtisch abzutragen.

Benedikta zögerte einen Augenblick, dann trat sie schnell neben das Bildchen, hob es auf und stellte es an seinen Platz zurück.

Und dann stand sie wie in tiefen Gedanken und blickte darauf nieder.

Als sie es vorhin in der Hand gehalten, als Prinz Percy neben ihr gestanden, die dunkelleuchtenden Augen

mit zwingendem Blick auf sie gerichtet, ihrer Antwort harrend, da waren Schatten vor ihrem Blick auf und nieder gewallt, die hatten alles um sie her in Finsternis gehüllt.

Ihr Herz hatte in der Brust gehämmert, daß sie kaum Herrschaft über sich und ihre Stimme gewann.

Ja, es mußte Prinzessin Johanna sein! Welch ein anderes Bild würde sonst, blumengeschmückt in seinem Zimmer stehen. Sie hatte es wohl schon in den Schaufenstern gesehen, nicht gerade diese Aufnahme, welche wohl nur für den Bräutigam bestimmt war und nicht zum Verkauf gelangte, demnach war es nur ein instinktives Empfinden, welches sie den Namen der Prinzessin aussprechen ließ, — ihre einzelnen Gesichtszüge vermochte sie nicht zu unterscheiden. Jetzt hatte sich der Sturm in ihrem Innern gelegt.

Nun stand sie in dem brennend wehen Verlangen, jene unbeschreiblich Glückliche zu schauen, welcher Gottes Gnade den herrlichsten und vortrefflichsten aller Männer zum Gatten bestimmt.

Mit großen, freundlichen Kinderaugen lächelt das Bildchen zu ihr auf, ein wenig schelmisch, ein wenig sinnend und neugierig zugleich, als wolle es die Lippen öffnen und fragen: „Warum siehst du mich so gedankenvoll an, du fremdes Mädchen? Warum nennst du mich in Gedanken die Glücklichste? Weißt du denn gewiß, daß ich es bin? Sieh, so viel Menschenaugen wie in die Welt blicken, so viel verschiedene Ideale ihrer Liebe erblicken sie!

Wer sagt dir, daß ich ebenso empfinde wie du? Daß Prinz Percy meinem Geschmack ebenso entspricht wie dem deinen? Sieh doch in mein lachendes, lustiges Gesicht, paßt es neben die ernste Miene dieses fürstlichen Professors? Sieh meine kleinen, ungeduldigen Füße an! Sie wollen durch das Leben tanzen und blumige Pfade wandeln, — ist das wohl möglich in dem ernsthaften großen Haus, wo die Armut und das Elend wohnen, wo man das Walten einer heiligen Elisabeth, aber nicht einer jungen, glückseligen Johanna verlangt? — Und weißt du denn, ob Prinz Percy auch mich lieb hat, so lieb, wie es zum Glück der Glücklichsten not thut? — Sieh in seine strengen, kühlen Augen, — sprechen sie von Liebe und Glückseligkeit? — —

Das Bildchen in Benediktas Hand zittert. Sie seufzt tief auf und zarte Röte überhaucht ihre Wangen. Nein, — ihr, der Armen, Fremden sprechen sie nicht von Liebe, aber wie zauberhaft schön müssen sie erstrahlen, wenn sie es thun!

Kein Gefühl des Neides oder der Mißgunst beschleicht sie, — ein milder Klang von Hochzeitsglocken weht durch ihr Herz, Worte, welche singen und klingen wie ein Gebet.

„Nur die Herrlichste von allen soll beglücken deine Wahl, und ich will die Hohe segnen, — segnen viel tausend mal!"

Wie ein Empfinden wehmütiger Rührung überkommt es Benedikta. Sie rückt die Rosen wieder in der Vase zurecht und neigte die duftigen Kelche wie in zarter Hul-

digung gegen das Bildchen: „Möchtest du als Rose, als dornenlose Rose sein Leben schmücken!“

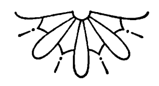
Ein Schatten ist gegen die Portiere gefallen.

Prinz Percy steht in der Thür.

Er hat sein Cigarettenetui im Salon vergessen und will es holen.

Starr, weit geöffnet haften seine Augen auf Marga Daja und ihrem pietätvollen Walten. Ein unmerkliches Beben geht über sein Antlitz, und sein Blick leuchtet auf in tiefer, wärmster Empfindung. Dann tritt er zurück und verschwindet so lautlos wie er gekommen. Draußen aber bricht die Sonne wieder durch die Regenwolken und hüllt die Gestalt Benediktas in strahlenden Glanz.

Die Schwalbe jubelt vor dem Fenster, sie hat ihr Nestchen gefunden, — eine andere wiegt sich zwitschernd neben ihr auf dem Zweig und beide steigen glückselig empor zum blauen Himmel.





XXIV.

Vierzehn Tage waren vergangen.

Eine wundersame Veränderung hatte sich mit Prinz Percy begeben. Er, der schweigsame, in sich gekehrte Mann, welcher kein anderes Interesse gekannt, als das, an seinen rastlosen Studien, welcher still und verschlossen dahin lebte wie ein Greis, dessen Hoffen und Wünschen mit der Welt abgeschlossen, er war heiter, gesprächig, lebhaft geworden, ein Freund des Verkehrs und der Musik. Doktor Wacknitz und Hobrecht waren vielfach Gäste im Salon des hohen Herrn geworden.

Sie tranken den Thee, welchen Marga Daja voll vornehmer Würde bereitete, sie spielten Schach und Whist, während die junge Dame musizierte, denn dies hatte dieselbe dringend erbeten.

Ein andächtig lauschendes Publikum, welches steif und erwartungsvoll wie im Konzertsaal sitzt, machte sie befangen und beeinträchtigte ihr die eigene Freude an der Musik; sie bat sogar darum, daß ungeniert gesprochen

und verkehrt werden solle, während sie versuche, sich mit diesem oder jenem Musikstück bekannt zu machen.

Das geschah. Zwar war Doktor Hobrecht sehr wenig bei der Sache, und verlor so beständig im Spiel, daß Wacknitz ihn mit dem „großen Glück in der Liebe“ neckte, welches denen beschieden sei, welche vergeblich um die gedruckte Coeur-Dame werben. Prinz Percy ignorierte solche Bemerkungen, wie er auch die Unterhaltung nur auf die harmlosesten und allgemeinsten Themas beschränkte.

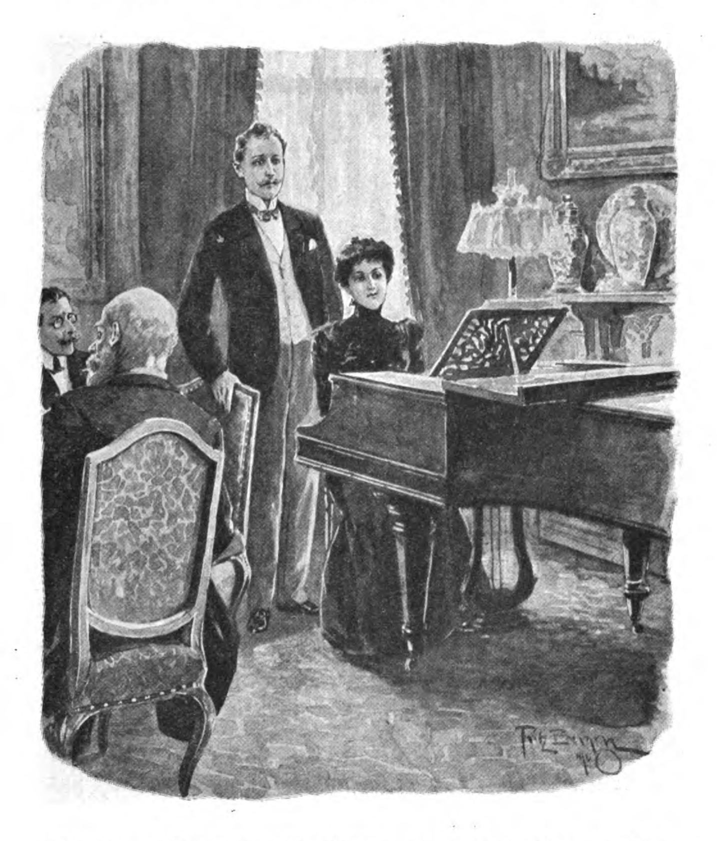
Manchmal aber ließ auch er in stummem Lauschen die Karten sinken, oder er erhob sich, trat hinter den Klaviersessel und bat: „Wie schön war diese Stelle! Bitte da capo Fräulein Daja!“

So wie er es voll peinlichsten Taktes vermied, einen freien Verkehrston, wie ihn das öftere, tägliche Sehen leicht mit sich bringt, einreißen zu lassen, ebenso war Benedikta bemüht, ihre musikalischen Vorträge auf ein ernstes, meist religiöses oder klassisches Gebiet zu beschränken.

Hobrecht hatte ein paarmal den Versuch gewagt, sie um eine Opernarie, oder Schumannsche, Brahmssche und Neßlersche Lieder zu bitten, jedesmal vergeblich. Entweder behauptete die junge Dame, daß diese Lieder nicht für ihre Stimme geeignet, oder noch zu anstrengend für dieselbe seien.

Sie lehnte sehr höflich, aber sehr entschieden ab und auch hierin drückte sich in ihrem Wesen mehr noch aus wie in ihren Worten. Der Grund ihrer Weigerung war kaum mißzuverstehen und ward respektiert. Manchmal

sprachen die drei Herren nach einem beendeten Vortrag sehr lebhaft auf die Sängerin ein, und wechselten sehr



erfreute, verständnisvolle Blicke, wenn Benedikta von Tag zu-Tag besser verstand und bereits einer Unterhaltung

zu folgen vermochte, welche mehrere Personen zugleich führten.

Ihre Genesung machte erstaunliche, schier unbegreifliche Fortschritte, und die Leidende selbst empfand es wie ein glückseliges Wunder.

Die Freude, das Entzücken über jeden neuen Beweis der Besserung drückte sich in ihrem ganzen Wesen und Sein aus und verklärte ihr schönes Antlitz mit dem ganzen Zauber gemütvoller Weichheit und Innigkeit, welche ihm zuvor noch gefehlt. Percys Blick hing oft wie gebannt an diesen seelenvollen Zügen, welche ihm immer wieder von neuem bekannt erschienen, und deren rätselhafte Ähnlichkeit er doch nicht zu ergründen vermochte.

Ihm selber unbewußt, grub sich ihr Bild tiefer und tiefer in sein Herz. Er hatte sich an ihre Gegenwart gewöhnt wie an Luft und Licht, welche er nicht mehr entbehren konnte, er erharrte voll Ungeduld die Stunden, welche ihn in ihre Nähe führten und wies alles ab, was eine dieser gemeinsamen Mahlzeiten stören oder verhindern konnte.

Sein Adjutant hatte ihm bald nach jenem Morgen der geplanten Abreise, glückstrahlend die Geburt eines Sohnes angezeigt, jetzt, nachdem vierzehn Tage verflossen, meldete er seinem hohen Gebieter, daß die junge Mutter ihre ersten Promenaden durch die Salons gemacht, daß die Schwiegermama als trefflicher Schutz noch wochenlang anwesend sein werde, und er infolgedessen vollständig zur Verfügung des Prinzen stehe. — Ob Hoheit die

Gnade haben wolle, die verschobene Reise nun auszuführen?

Percy lachte. Er sah beinahe noch heiterer und strahlender aus wie der Sprecher.

„Sie scherzen, lieber Tümmern! Bedenken Sie die Erziehung Ihres Sohnes; wenn ein Junge nicht von vorn herein an die energische Hand des Vaters gewöhnt wird, kommt niemals Zug hinein! Vierzehn Tage ist der kleine Mann schon alt? oder gar sechzehn?! wie sollen die armen Damen allein gegen solch einen mannhaften Tyrannen ankämpfen?! Undenkbar, lieber Tümmern, — Sie sind dort — ich bin hier unentbehrlich, und die Auerhähne hat mein Bruder bereits abgeschossen. — Sie warten nicht mehr auf uns. Fassen Sie sich noch so lange in Geduld, bis wir Ihren Stammhalter als dritten Waidgesellen mitnehmen können, — vorläufig habe ich alle Reisepläne aufgegeben!“

Tümmern hatte seinen ernsten Gebieter noch niemals in diesem Tone scherzen hören; er begriff diese vorzügliche Stimmung nicht, freute sich ihrer aber von Herzen und konnte die frohe Botschaft, daß fürerst keine Trennung drohe, gar nicht schnell genug heim tragen.

Und wieder vergingen etliche Tage.

Wacknitz trat in das Arbeitszimmer des Prinzen, um ihn, wie gewöhnlich, zu den notwendigen Krankenbesuchen abzuholen.

„Gedenken Hoheit auch heute wieder Fräulein Daja zu behandeln?“

„Gewiß, — ich bin nun einmal mit Ihnen eingeübt —"

„Es sind neue und dringliche Fälle angemeldet, Hoheit, und Fräulein Daja ist meiner Ansicht nach vollkommen hergestellt. Eine kleine Nachkur würde sie im Hause ihres Vormundes ohne alles Bedenken selber üben können. Sie sagte mir, daß sie dort jederzeit Unterkommen und gute Pflege finden werde."

Sie schritten just auf den Flur hinaus, Wacknitz sah nicht, wie das Antlitz des hohen Herrn erbleichte. Momentan herrschte tiefe Stille. — Dann antwortete der Prinz mit gepreßter Stimme: „Undenkbar, — es könnte ein Rückfall kommen."

„Der scheint mir in diesem Falle ausgeschlossen, Hoheit. Der operative Eingriff hat ja die Veranlassung der Schwerhörigkeit beseitigt. Nur eine sehr starke Erkältung, ähnlich der ersten Veranlassung könnte eine erneute Erkrankung der geschwächten und reizbaren Gehörorgane verursachen."

„Haben Sie mit Fräulein Daja bereits über eine eventuelle Beendigung der Kur gesprochen?"

„Allerdings, Hoheit. Sie bat mich um meine ehrliche und gewissenhafte Ansicht darüber. Ich habe das Empfinden, daß die junge Dame selber ihre Abreise herbeiwünscht. Erstens muß es einer so feinfühligen Natur wie der ihren, peinlich sein, so lange die volle Gastfreundschaft hier im Hause anzunehmen" — —

„Thorheit!"

„Und zweitens . . ."

„Nun? und zweitens?“

Wacknitz neigte sich näher und flüsterte: „Ich glaube, der arme Hobrecht hat sehr ernstlich Feuer gefangen, und wenn seine Verehrung ja auch durchaus die Grenzen des Wohlerlaubten und Schicklichen einhält, empfindet Fräulein Daja sie dennoch in peinlicher Weise. Mir scheint, oder vielmehr ich vermute es, Hobrecht hat heute morgen einen offiziellen schriftlichen Heiratsantrag an sie gerichtet und keine erfreuliche Antwort erhalten. Er benimmt sich wie ein Vernichteter, teilte mir kurz mit, er fühle sich sehr leidend und bitte um ein paar Tage Urlaub, sein Gesuch wird schriftlich erfolgen. — Nun — und die hartherzige — mir, ganz ehrlich gestanden, recht unbegreifliche junge Dame — sieht aus wie ein schönes, bleiches Marmorbild, welches sich in der Nähe des Verschmähten höchst unbehaglich fühlt.“

Prinz Percys Stirn war schwer bewölkt. „Wie kann Hobrecht aber auch so thöricht sein!“ brauste er auf. „Das Benehmen des jungen Mädchens hat ihm keinerlei Anlaß zu irgend welcher Hoffnung gegeben, im Gegenteil, ein jeder mußte sehen, daß sie jede seiner Annäherungen ostensibel ablehnte!“

„Die Liebe macht ja blind, Hoheit!“

„Sie sollte aber nicht unklug machen!“

„Nichts schrecklicher wie ein Hangen und Bangen in schwebender Pein! Die Zurückhaltung des Fräulein Daja konnte lediglich einem Mißtrauen entspringen, welches ein ehrlicher Heiratsantrag vernichten mußte.“

„Das allerdings . . .“ Percy grub die Zähne in die Lippe, „immerhin ist die Situation für beide Teile nun eine sehr peinliche.“

„Sie kann durch die Abreise der unschuldigen Ursache sofort gehoben werden!“

Der Prinz starrte düster vor sich hin. „Fräulein Daja befindet sich in äußerst bedrängter Lage, wie ich weiß. Ich hätte ihr gern hier im Hause freie Station gewährt, bis sie ein anderes, sicheres Unterkommen gefunden, was immerhin eine Zeit lang währen wird, da sie nicht zur Bühne zurück will. Ich wünsche, daß dieses Thema der Abreise vorerst nicht wieder berührt wird, bis ich mit Fräulein Daja persönlich über ihre Zukunft geredet habe.“

Es lag der Klang in der Stimme des Sprechers, welcher allen wohl bekannt war, und welcher eine Unterhaltung für den Augenblick abschnitt.

Sie traten in das Zimmer eines Patienten ein. — — Prinz Percy empfand es selber, daß er heute zerstreut sei, daß ihm das notwendige Interesse für seine Krankenbesuche mangele.

Er atmete auf, als er sie erledigt hatte, benutzte die günstige Gelegenheit, sich schnell von Wacknitz zu verabschieden, als der Diener ihnen mit den Postsachen auf der Treppe begegnete. Er nahm sie zur Hand und trat eilig in sein Zimmer zurück. Dort musterte er die Briefe flüchtig durch, warf sie, da nichts eiliges zu erledigen war, auf den Schreibtisch, setzte sich davor nieder und stützte das Haupt schwer in die Hand.

Noch nie im Leben zuvor hatte ihn ein Gedanke so völlig aus allem seelischen Gleichgewicht gerissen wie derjenige an Marga Dajas Abreise.

Obwohl seine Augen aufleuchteten und ein unbegreifliches Glücksgefühl seine Brust schwellte, wenn er daran dachte, daß sie den Heiratsantrag Hobrechts abgewiesen, verbitterte ihm dennoch die quälende Sorge, daß auch er selber sie dadurch verlieren werde, die Freude an dem Bewußtsein, ihr Herz noch frei zu wissen. — Und konnte dieses Bewußtsein nicht auch ein falsches sein? Wer sagte ihm, daß sie ihr Herz nicht einem anderen geschenkt, daß Hobrecht nur zu spät gekommen sei? —

Ein anderer! — Prinz Percy strich mit dem Taschentuch schwer atmend über die Stirn. Das Geheimnis ihres rätselhaften Ganges durch den Schneesturm! Ihr hartnäckiges Schweigen über alles, was die Ursache ihrer Erkrankung betraf, — ihre Zurückhaltung betreffs ihres wahren Namens, ihre Fami.ie! Sollte dies alles nicht im Zusammenhang mit einer Herzensangelegenheit stehen, welche sie verbergen wollte? Eine unbeschreibliche Aufregung bemächtigte sich des jungen Fürsten.

Er sprang empor und durchmaß mit ruhelosen Schritten das Zimmer.

Warum überkam ihn diese leidenschaftliche Gereiztheit, diese unerträgliche Angst und Sorge sie zu verlieren, sie, die er nie besitzen wollte, — sie, die er nie besitzen wird?

Er drückte die Stirn gegen die kühle Fensterscheibe und schaute mit brennendem Blick in die blühende, sonnen-

goldige Frühlingspracht hinaus. Wie ein Zittern rieselte es ihm durch Mark und Bein, — eine Ahnung ließ ihm verzweiflungsvoll den Herzschlag stocken, — er liebte Marga Daja!

Das Gefürchtete, so lange Gefürchtete war geschehen; ein Weib hatte es ihm angethan wie durch zauberkräftige, höhere Gewalten.

Nun rang sein Herz den furchtbar schweren, bitteren Kampf zwischen Pflicht und Liebe.

Wer ist Marga Daja, die Namenlose, die Sängerin, welche die Bittschrift eines Armenarztes ihm zugeführt? —

Sie ist das edelste, reinste, anbetungswürdigste Wesen unter der Sonne, — sie ist das höchste Ziel, welches die Liebe eines Mannes erreichen kann!

Noch erreichen? — kommt nicht jeder andere vielleicht eben so spät wie Hobrecht, — zu spät? —

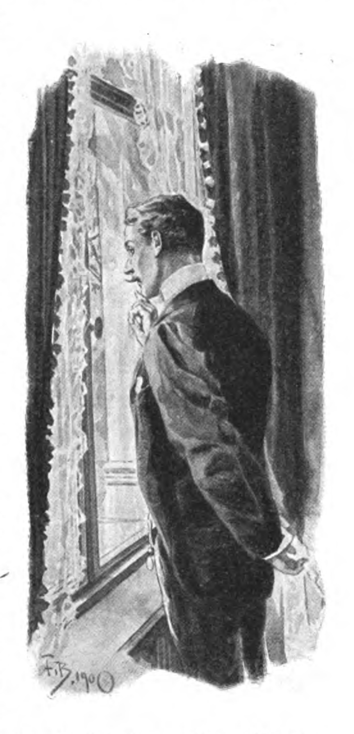
Percy beißt die Zähne zusammen, ein Gefühl, welches ihm früher fremd gewesen, überkommt ihn, ein Gefühl des Ingrimms und der Erbitterung.

Hobrecht träg die Schuld daran, daß Marga Daja dieses Haus verlassen muß! Er scheucht sie von dannen!

Wahrlich? — Wenn Marga Daja nicht gehen wollte, wenn sie irgend ein anderes Interesse hier an dieses Haus fesselte, könnte sie unbehindert bleiben, aber sie fesselt nichts, sie will ja gehen, sie selber will es! —

Wie eine kalte Hand greift es an das Herz des einsamen Mannes. Seine Hände fallen schlaff hernieder, seine Augenlider sinken nieder wie bei einem Todmüden. —

Es ist wohl gut, daß es so kommt. — Er ist schwach geworden, er fühlt es, daß er ein schlechter Kämpe für Pflicht und Konvenienz sein wird, daß er in leidenschaftlicher Aufwallung die Bürde von Krone und Purpur von sich werfen möchte, daß er nie und nimmer die Kraft findet, dem Glück den Rücken zu kehren.



Nun geht sie, — und es ist wohl gut so.

Vielleicht wird sein krankes Herz wieder gesunden, wenn es alleine, getrennt von ihr ausheilen kann.

Die Klingel meldet das Mittagessen.

Percy zuckt empor und sein Auge leuchtet auf. Ein Ruf zu ihr! —

Hastig ordnet er Haar und Kleidung und tritt ungeduldig in den Salon, noch ehe das zweite Zeichen ertönte, noch ehe Marga Daja eingetreten ist. Sein Blick brennt ihr entgegen und forscht in ihrem Antlitz.

Es scheint etwas bleich, ist aber im Ausdruck unverändert.

Er reicht ihr die Hand. Seine Finger umschließen fester, länger, krampfhafter wie sonst die ihren. Sie merkt es nicht, sie ist völlig harmlos und unbefangen, ahnungslos des Sturmes, welcher neben ihr ein armes Menschenherz durchbraust.

Sie wechseln ein paar höfliche Worte. Der Prinz spricht absichtlich sehr leise. Dennoch versteht sie ihn. Sie lacht. „Wollen Hoheit mich auf die Probe stellen? O ich bestehe sie glänzend, ich höre, dank der Meisterschaft meines gütigen Erretters so gut wie je zuvor!“

Sein Antlitz verdüstert sich. „Wahrlich? — ich finde, es muß noch bedeutend besser werden.“

Das ist wohl unmöglich, Hoheit! Auch Doktor Wacknitz versicherte mir, daß meine Genesung vollkommen ist, und meine Abreise in den nächsten Tagen erfolgen könne!“

„Sehnen Sie sich denn so sehr danach, uns zu verlassen?“ seine Stimme klingt beinahe rauh, er vergißt zu danken, als ihm die junge Dame das Glas füllt, und starrt düster in den flimmernden Wein nieder.

Betroffen schaut Benedikta auf und wird dunkelrot. „Hoheit!“ stammelt sie, „diese Frage stellen Sie nicht im Ernst!“

„Und warum nicht? Der Heiratsantrag Hobrechts hat sie verletzt?“

Sie schrickt zusammen. „Hoheit wissen davon?“ fragt sie, noch heißer erglühend, mit feiner Falte zwischen den Brauen.

Er umgeht die direkte Anwort. „Wollen Sie mir auf eine ehrliche Frage ehrlich Auskunft geben?“

„Gewiß, Hoheit, wenn es in meiner Macht liegt.“ Die Bewegung ihres Hauptes scheint dieser Frage jedoch die engste Grenze zu setzen, ihre Lippen beben.

Er sieht sie nicht an. Sein Blick schweift durch den Salon und trifft auch den Platz, an welchem Wasmuth bisher gestanden, den Winken seines Herrn gewärtig zu sein.

Er ist zum erstenmal leer. Der Kammerdiener packt auf Befehl seines Herrn ein paar eilige Büchersendungen in dem Arbeitszimmer.

Dann springt sein Blick plötzlich ab und heftet sich fest und ruhig auf das Antlitz der jungen Dame.

„Sie sind bereits verlobt, Fräulein Daja?“

Diese Frage hat sie wohl nicht erwartet; ein Gemisch von Überraschung und Verlegenheit spiegelt sich in ihren Zügen. Aber sie bleibt vollkommen gelassen.

„Nein, Hoheit, keineswegs.“

Ein erleichtertes Aufatmen nach banger Erwartung. Er umschließt den Fuß seines Weinglases mit krampfhaftem Drucke. „Es ist wohl meine Pflicht, Sie von den durchaus braven Gesinnungen Hobrechts zu überzeugen und Ihnen seine recht glänzende Lage auseinanderzusetzen —“

Zum erstenmal unterbricht sie ihn. „Das würde verlorene Zeit und Mühe sein, Hoheit, denn ich werde mich niemals entschließen, eine Konvenienzehe einzugehen.“

„Sie lieben Hobrecht nicht?“

„Nein.“

„Aber . . . verzeihen Sie mir diese Indiskretion, welche lediglich meinem freundschaftlichen Interesse für Sie und Ihre Zukunft entspringt — — Sie lieben einen andern? Ihre Hand ist zwar noch frei, aber Ihr Herz ist gefesselt?“

Welch ein Ausdruck in ihrem Antlitz! Sie wechselt die Farbe; Stolz und hohe Erregung kämpfen sekundenlang um den Sieg und ihre dunklen Wimpern zucken, als wollten sie den Thränen wehren. Aber wiederum versteht sie, sich wunderbar zu beherrschen.

„Welch ein Mädchenherz hätte sich kein Ideal gebildet!“ haucht sie leise mit gesenktem Blick, „ein vollkommenes Ideal, welches ewig unerreichbar ist, weil es in das Reich der Träume gehört.“

Er lehnt sich vor, seine Augen blitzen auf. „Und war es dieses Ideal, welches Sie hinausgetrieben in jenen unglückseligen Schneesturm, welcher Ihnen so verhängnisvoll ward? Haben Sie es dort gesucht und . . . gefunden?“

Er hat diese Frage in einer jähen, unbedachten Regung der Eifersucht gestellt, und durchaus nicht diese Wirkung erwartet.

Marga Daja schrickt empor und starrt ihn mit angstvoll weitgeöffneten Augen an. Sie zittert wie unter einem Fieberschauer und die blassen Wangen glühen auf wie dunkle Rosen. Dann aber flammt es stolz und schier drohend in ihren Augen auf, sie macht eine hastige Be-

wegung, als wolle sie sich jählings erheben. Er vertritt ihr den Weg und reicht ihr die Hand entgegen. „Verzeihen Sie mir! — Ich armer Einsiedler ahne es ja nicht, wie es in einem Mädchenherzen aussieht —" sagt er leise, wehmütig. „Was Ihnen ein Heiligtum ist, erscheint mir nur ein Erlebnis. — Verargen Sie es mir nicht, — Sie wissen, daß ich es nicht bös gemeint habe!" — Sein bittender Blick zwingt sie auf ihren Platz zurück und abermals malt sich ein rätselhaftes Staunen auf ihrem Antlitz. Hatte sie vielleicht geglaubt, er habe ihr nachgeforscht und wolle vor ihr mit den Ergebnissen dieser Neugierde renommieren?

Hastig fährt er fort: „Wenn ein Arzt dem Körper eines Patienten seine volle Teilnahme schenkt, so interessiert ihn unwillkürlich — und wohl noch bei weitem mehr — die Seele, welche darinnen wohnt. Die Kranken in diesem Hause sind und bleiben keine Fremden für mich, — sie treten mir nahe, nicht nur durch ihr Leiden, sondern auch durch ihre Schicksale. Ich habe nie gefragt, aber alle haben mir erzählt und mich an ihrer Vergangenheit sowohl wie an ihrer Zukunft teilnehmen lassen. Nur Sie allein, Fräulein Daja, haben als verschleiertes Bild vor mir gestanden. Ich habe nie versucht, diesen Schleier zu lüften, aber ich habe trotzdem über Sie nachgedacht. Daß ich eine Episode Ihres Lebens, jenen Schneesturm, welchem Sie hilflos preisgegeben waren, und über welchen Sie errötend jede weitere Mitteilung abschnitten, mit Ihrem Herzen in Verbindung brachte, war das Ergebnis

jener Irrwege, auf welchem sich die menschliche Phantasie verlieren kann. Ich bitte Sie noch einmal um Vergebung, Fräulein Daja."

Benedikta hatte mit bebenden Lippen gelauscht, ihre Verlegenheit wich einer milden Resignation. „Ich empfinde den Vorwurf, welcher mir aus den Worten Eurer Hoheit entgegenklingt!" sagte sie weich, mit vollem, ehrlichem Blick, und ich empfinde ihn doppelt schwer, weil ich leider Gottes noch nicht in der Lage bin, die grauen Schleier, welche mein armseliges Leben verhüllen, zu zerreißen. Ich verspreche aber, eine große, umfassende Beichte abzulegen, wenn" — ihr Blick schweifte unwillkürlich zu dem Bild der Prinzessin Johanna hinüber — „wenn Hoheit als verheirateter Mann meine Schicksale richtiger und verständnisvoller auffassen werden wie jetzt."

Er hob jählings das Haupt. „Dann wird Ihr Leben wohl stets ein Geheimnis für mich bleiben!" sagte er herb. „Oder glauben Sie etwa dem thörichten Zeitungsklatsch, welcher meine Person mit der interessantesten Verlobungsgeschichte schmücken will?" — Auch sein Blick streifte das Bild der Prinzessin und haftete plötzlich an den duftigen Frühlingsblüten, welche es umrahmten. Er erhob sich jählings und trat davor.

„Wie kommen diese Blumen hierher?"

Aufs höchste betroffen fand Benedikta kaum Worte, ihrer Verwirrung Herr zu werden. Träumte sie? Hatte sie recht verstanden?

„Die Rosen waren verwelkt Hoheit, da . . . da habe

ich mir erlaubt, sie seitdem durch frische Blumen zu er=setzen —" stammelte sie fassungslos.



Er lächelte; — ein sonderbares Lächeln.

„Schon seit Wochen üben Sie solchen Liebesdienst, und ich Barbar bemerke es heute erst? — Das sicherste

Zeichen für die Thatsache .... wie selten ich das Bild der Prinzessin angesehen." Er nahm die Photographie und legte sie in ein Album. „So viel ich hörte, wird die Prinzessin meine Schwägerin werden. Mein jüngerer Bruder hat eine tiefe und zärtliche Neigung zu ihr gefaßt und da die beiden jungen, lebensfrohen Menschen trefflich zusammen passen, wird der Verbindung hoffentlich nichts im Wege stehen. Joachim schickte mir jenes Bild, und seine Werbungen haben wohl Anlaß zu der Verwechselung zwischen uns gegeben. Die Zeitungen fanden es wohl richtiger, daß ich vor dem Jüngeren heiraten solle." Er war an den Tisch zurückgekehrt und wandte sich dem servierenden Diener zu.

Eine müde Gleichgültigkeit lag auf seinem Antlitz, welche beinahe der Niedergeschlagenheit glich.

„Hoheit überraschen mich allerdings in hohem Grade — ich war überzeugt — —"

Er zuckte die Achseln. „Warum trauten Sie mir etwas zu, was Sie selber so stolz von sich wiesen?"

„Ich verstehe nicht —"

Prinz Percy machte eine ungeduldige Handbewegung und der Diener verschwand.

„Sie selber wollen nun und nimmer eine Konvenienzehe eingehen, und mir muten Sie dieselbe ohne alle Skrupel zu?"

„Zwischen diesen beiden Gegensätzen ist wohl überhaupt keine Parallele zu ziehen, Hoheit. Die Ansicht über geopferte Fürstenherzen ist volkstümlich. Was bei

mir herzloser Egoismus, ja geradezu eine Unmoral sein würde, ist bei einem Mitglied des Herrscherhauses heilige Pflicht. — Hinter mir steht kein Land und Volk, welches berechtigte Ansprüche an den Ehebund stellen kann, ich bin frei und Herrin meiner selbst. Von mir verlangt der Gatte Liebe! nur Liebe! sie in erster Linie, — von einem Prinzen oder einer Prinzessin verlangt man als Hauptsache Krone und Purpur und all die tausend Nebensachen, welche die Politik bedingt. Das kann eine Fürstlichkeit immer geben und bringt das in die Ehe mit, was man fordert, — ich aber kann die Liebe, welche man fordert, nicht mitbringen, — darum würde ich den Mann, welcher treu und ehrlich wirbt, durch mein Jawort betrügen!"

Prinz Percy nickte schweigsam vor sich hin. „Sie haben recht, Sie haben recht. Wem der Stern auf der Brust glänzt, der hat kein Anrecht an jenen Stern des Glücks am Himmel droben."

„Das wäre schlimm. Gott sei Lob und Dank, beweisen gerade jetzt sehr viele Fürstenehen, daß die Zeit der Konvenienz mit Zopf und Allonge ihre mächtigsten Verbündeten verloren hat. Auf dem Altar unseres Kaiser- und Königshauses brennt die Fackel Hymens ebenso leuchtend rein und glückstrahlend wie in jeder Hütte, welche die Liebe erbaut, und von droben herab leuchten die Strahlen dieses Vorbildes durch das ganze Reich!" — Benedikta zögerte momentan, dann fuhr sie leise und lächelnd fort: „Wenn ich jenes reizende Bildchen dort

schmückte, ist mir außerdem nie ein Gedanke an Konvenienz gekommen, denn das Glück deuchte mir ein unzertrennliches Angebinde dieser entzückenden Fürstentochter. Mir würde es sehr begreiflich erscheinen, wenn der ältere Bruder ihr dieselben Gefühle entgegen brächte wie der jüngere!“

Er blickte auf, ein Blick welcher ihr durch Herz und Seele ging, ein Blick, wie sie nie zuvor einem begegnet war. — „Wahrlich? — Dann haben Sie es noch nicht gelernt, in Männerherzen zu lesen! Man sagt, Frauen sind gewöhnlich sehr scharfblickend, sie entdecken jedes Fünkchen von Sympathie, welches ihnen entgegenblickt, geschweige denn eine himmelan lohende Flamme!“ — Er biß sich auf die Lippe und füllte sich selber das Glas, um es hastig zu leeren.

Benediktas Herz erzitterte, es deuchte ihr, als schlüge diese Flamme plötzlich grell und blendend vor ihr auf, aber sie brannte aus einem schwindelnd tiefen Abgrund empor und drohte sie hinab zu reißen.

Wie gelähmt saß sie und verschlang die Hände ratlos im Schoß. Warum sah er sie so seltsam an? Warum sprach er solch absonderliche Worte? Wie ein Wirbelsturm brauste es jählings durch ihr ruhiges, tapferes Herz.

Gott sei Dank, der Prinz hob die Tafel auf.

Er reichte ihr die Hand, wie alle Tage zuvor, und doch war es, als schlage die glühheiße Flamme just zwischen diesen beiden bebenden Händen empor, und riesele als Feuerstrom von ihnen aus durch alle Fasern und Nerven.

Percy wandte sich, zog ein Zweiglein des rotblühenden Pirus aus dem Strauß, welcher das Bild Johannas geschmückt und steckte es an die Brust.

„Wenn Sie künftig die Blumen pflücken, Fräulein Daja, so denken Sie nicht mehr an die Prinzessin, sondern an mich! Ich bin arm an solchen Gaben der Freundschaft und der Liebe, mein Leben trug bisher nur Dornen und keine Rosen!“

„So lange wie ich noch hier bin, werde ich gern die Zimmer Eurer Hoheit schmücken!“ antwortete sie schlicht und zurückhaltend, aber sie vermeinte, man müßte ihr Herz durch diese Worte schlagen hören.

„So lange, wie Sie noch hier sind! —“

Herrgott des Himmels, — wie schaut er ihr abermals in die Augen!

Der Diener und Wasmuth treten ein.

Prinz Percy wendet sich kurz grüßend und geht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Benedikta weiß kaum, wie sie ihr Zimmer gefunden.

Sie sinkt in einen Sessel nieder und preßt die eiskalten Hände gegen die Schläfen.

Es hämmert und pocht dahinter und die Gedanken wirbeln wüst und ziellos wie die weißen Blütenblätter im Garten drunten, welche der Sturm faßt und in die Lüfte hebt.

Ein wildes Frühlingswetter draußen! hier drinnen tobt und stürmt es noch mehr.

Ob Benedikta auch zitternd die Augen schließt, sie sieht

dennoch Percys düstern, liebeheißen Blick, — sie sieht ihre Blüte an seiner Brust, sie hört seine Worte, daß er nicht Prinzessin Johannas Verlobter ist. Warum sein Interesse an ihrem Schicksal? Woher sein instinktives Ahnen und Empfinden, daß jener verhängnisvolle Schneesturm ihr Ideal geboren? Eine unbeschreibliche Angst und Sorge, ein Gefühl bebender Hilflosigkeit überkommt sie!

Fliehen! entfliehen! Vor ihm — und vor ihrem eigenen Herzen!

Aber wie, wie einen schicklichen Grund für ihre sofortige Abreise finden?

Tante Lotzenburg wohnt hier im Hotel, jeden Augenblick zu Schutz und Hilfe der Nichte bereit, — wie aber in unauffälliger Weise zu ihr gelangen, und wie ihr selber mit voller Ruhe persönlich entgegen treten?

Das schlechte Wetter verbietet ihr jeden Gang in die Stadt und die Gräfin hierher bescheiden, würde durch ihre, dem Prinzen bekannte Person alles verraten. Aber Benedikta kann ihr ein paar Zeilen schreiben und sie bitten, an Eckert zu telegraphieren, daß dieser wiederum sie telegraphisch, wegen Erkrankung des Vormundes zurück ruft. Die Depesche muß in der kleinen Kreisstadt aufgegeben werden. Benediktas Gedanken sind wie aufgescheuchte Vögel, sie flattern angstvoll nach einem Ausweg und stoßen sich die Köpfchen am Gitter ein.

Voll fliegender Hast wirft sie ein paar Zeilen auf einen Briefbogen und adressiert sie. Dann blickt sie unschlüssig in das Wetter hinaus.

Am Parkgitter befindet sich ein Briefkasten, abends wird sie den Versuch wagen, wohl eingehüllt, denselben zu erreichen.

Abends! — Ihr Herz schlägt wild auf.

Der Abend bringt ja ein Wiedersehen mit ihm! Soll sie einen Vorwand ersinnen und dem Theetisch heute fern bleiben?

Es ist sehr peinlich; gerade heute abend wollte Doktor Wacknitz seinen jüngsten Sohn mitbringen, welcher Benediktas Weihnachtsmotette mit dem Cello begleiten soll.

Außerdem würde es auffallend sein und die eigentümliche Unterredung von heute mittag noch peinlicher gestalten.

Ruhe! vollkommene, harmlose Gleichgültigkeit! dies sind die einzigen Mittel ein eigenes und ein fremdes Herz zu beruhigen.

Wird sie es vermögen?

Neben aller Angst und Aufregung, neben all dem fassungslosen Erschrecken braust dennoch ein Sturm jauchzender Glückseligkeit durch ihr ganzes Sein und Wesen. Die jähe Helle blendet sie, — und dennoch möchte sie laut aufschluchzend die Arme heben und alles vergessend in die Flammen hinein stürmen!

Sie kann es nicht fassen, nicht glauben, — und dennoch möchte sie doch so gern die unbegreiflich liebe Sprache seines Auges verstehen!

Er, den sie jahrelang voll schwärmerischer Innigkeit geliebt und verehrt, er, der wie ein Heiligenbild hoch und erhaben, verloren für ewige Zeit, vor ihr gestanden, er

neigt sich plötzlich und nimmt des armen Wegekrauts wahr, wie die Sonne, welche jählings die tiefen Schatten durchbricht und der vergessenen Blüte in Liebe gedenkt.

Benedikta faltet die zitternden Hände und preßt sie gegen das Herz, lehnt das Köpfchen zurück und lächelt durch Thränen banger Qual.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Kaffe, welcher auf dem kleinen Rauchtisch vor Prinz Percy stand, war kalt geworden, eben so kalt wie die Cigarre, welche er noch mechanisch zwischen den Zähnen hielt.

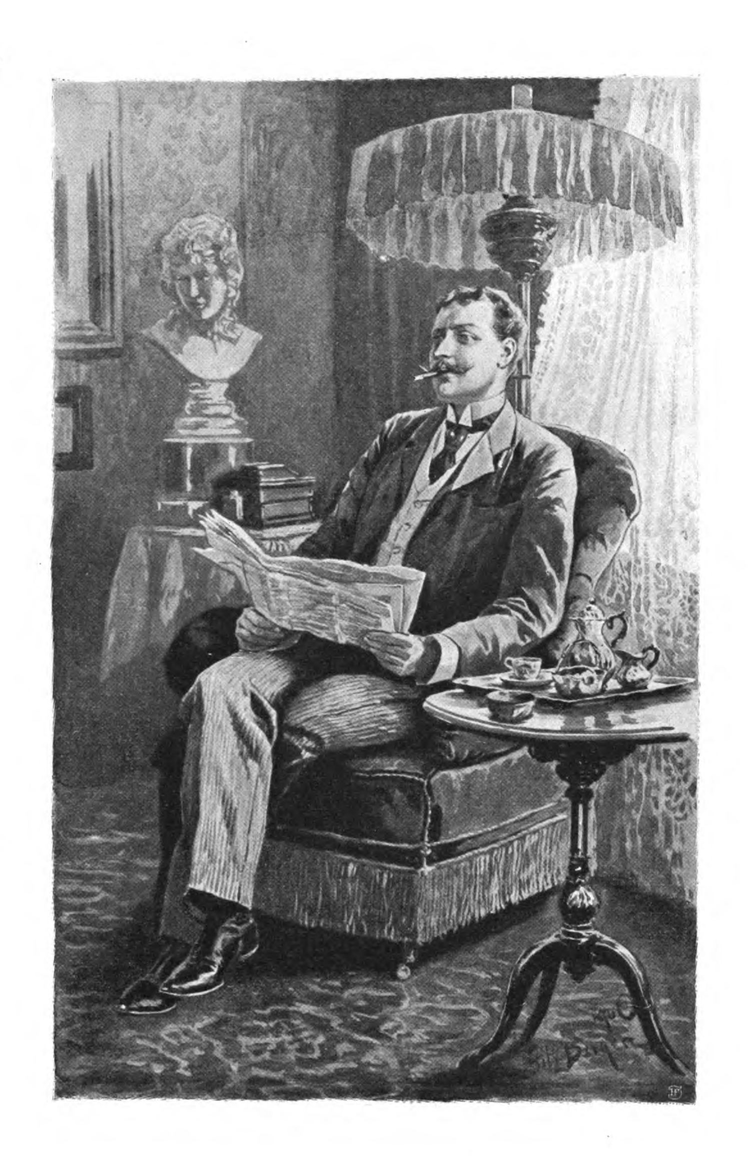
Über die Zeitung hinweg starrte er gerade aus, und die Schatten des regnerischen Maitages warfen ihre Schleier auch über seine Stirn.

Er hatte mehr gefragt, wie er beabsichtigte, und was er zur Antwort erhalten, hatte eine Krise in seinem Herzen heraufbeschworen.

Marga Daja liebte! Sie liebte einen anderen, Fremden, welcher in irgend einem geheimnisvollen Zusammenhang mit jenem verhängnisvollen Schneesturm steht.

Diese Gewißheit rüttelt sein Phlegma, seine Gleichgültigkeit gegen alles, was ehedem Liebe hieß, aus dem starren Todesschlaf, in welchem es gelegen. Das Blut, welches vordem so kühl durch seine Adern gerollt war, schäumte auf in leidenschaftlicher Erregung und revoltierte gegen die Schranken, welche ihm das Schicksal auf den Weg zum Glück baute.

———— ————



Konvenienz! — Welch leerer toter Klang für ihn. Ihm bindet sie nicht die Hand, seine Person spielte keine Rolle in der Politik, und wenn seine drei Brüder standesgemäß heiraten, so ist es wohl nur wünschenswert, wenn er den Stammbaum legitimer Prinzen nicht allzu breit wachsen läßt. Er weiß es, daß man ihm keine Schwierigkeiten in den Weg legen wird, falls er einen Herzensbund schließen will, ebenso wenig wie man ihm verwehrte den Pfad ernster und privater Wissenschaft zu wandeln.

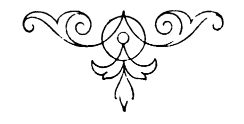
Das aber, was ihm als unbezwingliches Hindernis einzig den Weg vertritt, ist Marga Daja selbst, sie und ihre Liebe zu einem anderen.

Kann er kraft seines Namens und seiner fürstlichen Macht alles erkaufen, was eine Welt an Begehrlichem bietet, eines kauft er niemals, — das Glück der Liebe, jener einzigen Liebe, nach welcher er mit tausend heißen Wünschen der Sehnsucht verlangt. Arm, hungernd, darbend nach dem Reichtum ihres Herzens steht er, der Prinz aus königlichem Hause vor dem jungen Weibe, welches ohne Namen, verlassen und verloren im Elend, nur die opfermutige Barmherzigkeit in seinem Hause aufgenommen hat. Ein Bettler an allem Glück bleibt er sein Leben lang, wenn er umsonst die Hände flehend zu dem hellen Stern hebt, dessen Strahlen nicht jedem Irdischen eine Krone flechten. —

Sein Haupt sinkt tief zur Brust; er ergibt sich widerstandslos in ein Schicksal, welches als höchste und göttlichste Macht, alle Menschen gleich, zu einem Volk von Brüdern macht.

———

Und dann blickt er voll freudiger Zuversicht hinaus in den Frühlingssturm. Wo soeben noch schwarze Wolken jagen, strahlt morgen wohl Sonnenschein, und wo heute die Verzagtheit an kein Glück mehr glauben will, wirft es ihr morgen Gottes Gnade unverhofft in den Schoß.





XXV.

Das Wetter hatte sich im Laufe des Nachmittags verschlimmert. Stürzende Regenfluten badeten die Welt und ein Sturm brauste, welcher gegen Abend zwar die Regenwolken vom Himmel gefegt, selber aber zu einem wahren Orkan angewachsen war.

Benedikta stand ratlos am Fenster und blickte in das Toben der Elemente hinaus.

Wie sollte sie unter dieser Ungunst des Wetters ihren eiligen und wichtigen Brief besorgen?

Es pfiff und sauste, das Geäst brach von den Bäumen und Dachziegel splitterten hernieder.

Die Kranken standen auf den Korridoren zusammen und ängstigten sich gegenseitig mit grausigen Geschichten, wie da und dort ein Wirbelsturm Häuser umgestürzt, Menschen und Vieh darunter begraben und Flüsse aus ihrem Bett getrieben habe. Ein „gebildeter Hausknecht" mit roter Schnapsnase rezitierte zur Antwort mit weithallender Stimme: „denn die Elemente hassen das Gebild von



Menschenhand!" — und die alte Lumpensammlerin hielt beide Hände an die Ohren und schrie ihn mit der vollen Angst, eine Silbe von der Unterhaltung zu verlieren, ununterbrochen an: „Sie! wie meenen Se? wat sagen Se?" was Pathos und Vortrag jedoch keineswegs zum Wanken brachte.

Die Tischglocke brachte vorerst die erregten Gemüter auf andere Gedanken, und zögernd schritt auch Benedikta nach dem Salon, in welchem nur die Spiritusflamme unter dem Theekessel brannte. Die Lampe war noch nicht entzündet, denn die Tage waren schon länger geworden, und man nahm die Mahlzeiten in der Klinik zu früher Stunde.

Prinz Percy stand am Fenster und wandte sich der Eintretenden zu. „Die wilde Jagd zieht über das Land!" versuchte er zu lächeln, „wohl dem, welcher ihr nicht begegnet. Ich fürchte, wir werden vergeblich auf die beiden Wacknitze warten!"

„Erstaunlich wäre ihr Fernbleiben nicht, Hoheit, es dürfte in den Straßen geradezu lebensgefährlich sein! Wie es wiederum klirrt und klingt! Das waren Fensterscheiben, oder gar eine der schönen Dachfiguren!

„Die würden immerhin zu verschmerzen sein, ich fürchte aber, es wird heute manche Wunde zu verbinden, und manche Beule zu kühlen geben. Wenn nur die Schwestern ohne Unfall heimkehren!"

„Sind sie beurlaubt? Es fiel mir bereits auf, daß keine Pflegerin im ganzen Hause zu erblicken war! Man

ist die weißen Hauben so gewöhnt, daß man sie allsogleich vermißt!"

„Das Schwesternhaus und die Kinderheilstätte feiern heute vereint ihr zwanzigjähriges Bestehen. Es soll ein Missionsfest stattfinden, und da wir ja gottlob momentan keine Schwerkranken haben, ließ ich die Schwestern sämtlich teilnehmen."

„Sie werden allerdings einen abscheulichen Rückweg haben."

„Wenn der Sturm nicht nachläßt, werde ich hingehen und sie veranlassen, die Nacht in dem Heim zu bleiben."

„Hoheit wollen sich selber in dieses Wetter hinaus begeben?"

Das klang wie leiser Schrei voll zitternder Angst. Sein Auge leuchtete auf, er verstand ihn.

„Gewiß Fräulein Daja; da ich meine Leute nicht schicken will und kann, gehe ich selber."

„Und wenn Hoheit ein Unglück zustößt?"

Er lächelte seltsam. „Wir stehen in Gottes Hand, und ein Soldat kennt keine Gefahr, wenigstens keine, welche dem Körper droht, und gegen die, in welcher Herz und Seele jeden Augenblick, selbst im sichern Zimmer schwebt, gibt es keinen Schutz. Man muß sich damit abfinden, so gut es eben geht."

Benedikta schraubte eifrig an der Spiritusflamme und neigte das Haupt tief hernieder. Der unsichere Lichtschein flackert über ihr Haar, und die weiße Hand bebte. —

Nach kurzem Zögern richtete sie sich wieder auf. Ruhig und freundlich wie stets.

„Können Hoheit nicht den Wagen benutzen? Es würde dadurch möglich sein, vielleicht zwei Schwestern heimzuholen. Man kann nie wissen, was in der Nacht passiert, denn etliche Patienten fiebern doch noch sehr stark.“

„Der Wagen ist behufs einer Ausbesserung abgeholt, und Sie wissen, daß ich es für Luxus halten würde, zwei Equipagen in die Remise zu stellen. Das offene Break würde aber bei diesem Wetter kaum zu benutzen sein.“ — Er blickte sie forschend an: „Wenn ich heute nacht eine Hilfe brauchen sollte, eine Hilfe, zu welcher Bildung und Geschick der weiblichen Dienstboten nicht ausreicht, — darf ich alsdann bei Ihnen anklopfen, Fräulein Daja?“

Sie schaute lebhaft auf. „Welch ein guter Gedanke! Gewiß, Hoheit, ich bitte darum. Was ich mit meinen schwachen Kräften leisten kann, wird mir eine freudig erfüllte Pflicht sein.“

Nachdenklich, voll sinnender Weichheit haftete sein Blick unverwandt an ihrem schönen „heiligen“ Gesicht, wie der alte Kilian es sehr zutreffend in seiner andächtigen Verehrung genannt hatte.

„Ich glaube, Sie würden mit Ihren schwachen Kräften sehr viel Gutes leisten können, Fräulein Daja!“

„In wiefern, Hoheit?“

„Sie wollen nicht zur Bühne zurückkehren. Falls Sie noch keinen anderen Beruf erwählten, wüßte ich wohl einen sehr passenden und gesegneten für Sie!“

„Welch gütige Fürsorge, Hoheit!“

„Ich hege schon seit längerer Zeit den Wunsch, eine Dame mit der Führung und Oberaufsicht des großen Haushaltes der Klinik zu betrauen, doch traf ich noch keine passende Wahl. Es gibt so viele Dinge, in Haus, Hof und Küche, welche ein Mann gar nicht regieren und überblicken kann, beim besten Willen nicht, und ich habe mich leider öfters schon überzeugt, daß hier eine Lücke in dem Leitungswesen der Anstalt geblieben ist, welche ausgefüllt werden muß. Wenn Sie nun den Opfermut besitzen würden, sich der Hilflosigkeit eines armen Junggesellen anzunehmen, Fräulein Daja, und diese Vertrauensstelle annehmen wollten, wäre ich Ihnen zu außerordentlichstem Dank verpflichtet!“

Mit steigender Sorge beobachtete er den Ausdruck ihres Gesichtes.

Sie konnte trotz aller Selbstbeherrschung die Bestürzung nicht verbergen, welche sich ihrer bemächtigte. Röter und röter stieg das Blut in ihre Wangen und die dunklen Augen richteten sich voll beinahe flehender Angst auf seine Lippen, als ob sie dieselben kraft ihres Blickes verschließen wollten. Als er schwieg, atmete sie hoch auf. Sie vermochte kaum zu antworten. Aber einer jähen Regung folgend, reichte sie ihm hastig die Hand entgegen.

„Wie danke ich Hoheit, für das so ehrenvolle, beglückende Vertrauen, mit welchem Sie mich, die Unbekannte, auszeichnen! Wie unaussprechlich froh würde ich sein, könnte ich es rechtfertigen, könnte ich mein Schalten und Wirken

voll tiefer und unwandelbarer Erkenntlichkeit in den Dienst Eurer Hoheit stellen!“ Sie machte eine kurze Pause, und senkte den Blick wie unter qualvoller Hilflosigkeit. „Aber . . .“

„Nun — aber?“ — seine Stimme klang sehr ruhig, er hielt ihre Hand noch immer in der seinen.

„Ich bin noch jung und darf leider nicht über mich selber verfügen. Der Vormund bestimmt über meine Zukunft und ich fürchte . . . er hat ganz andere Pläne in Bezug auf dieselbe!“

Er zog ihre Hand an die Lippen. „Ich verstehe Fräulein Daja, — und ich denke, Sie fürchten diese Pläne nicht, sondern freuen sich ihrer.“ Dann brach er kurz ab. „Es wird bereits dämmrig, und ich werde gehen, ehe es völlig dunkelt. Bitte befehlen Sie, daß man Ihnen Licht bringt. Musizieren Sie noch? — Falls ich zeitig genug zurückkehre, darf ich wohl noch lauschen. Auf Wiedersehen, Fräulein Daja —!“

Er reichte ihr abermals die Hand und ging.

Wie leer und still um sie her. Sie glaubte ihr Herz wild aufschlagen zu hören.

Hastig schritt sie in ihr Zimmer, sank nieder und hob die Hände voll stummen, inbrünstigen Flehens zum Himmel, dann neigte sie das Haupt auf die gefalteten Hände und weinte bitterlich.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Dunkler, immer dunkler ward es. Tiefe Ruhe überall. Ein paarmal hatten Schritte den Flur durchklungen,

wohl der Portier, welcher die Lampen anzündete und Prinz Percy, welcher in Wetter und Sturm hinausging.

Das lebhaftere Treiben der Klinik hallte nicht in diesen Villenanbau herüber.

Benedikta lauschte momentan auf. Nur das Heulen und Schrillen, Brausen und Sausen des Sturmes — im Hause selber kein Laut.

Es war die höchste Zeit, daß der Brief befördert wurde. Sie mußte fort von hier, sie ertrug diese Qual nicht länger. Wie war das alles so jählings gekommen? Was lag plötzlich in dem Blick und Wesen des Prinzen? Liebe! Liebe! ein tiefe innige Liebe zu ihr!

Und sie antwortete mit Lug und Trug darauf, sie täuschte ihn durch falschen Namen, durch tausend Ausflüchte, zu welchen sie ihre unwürdige Rolle zwang. Sauer genug war sie ihr von Anbeginn geworden, oft hatte sie voll bitterer Selbstanklage die Hände gerungen und ihre Schwachheit beklagt, welche dem Drängen der Gräfin und Margas nachgegeben hatte, sich durch eine List in die Klinik einzuschleichen. Oft hatte sie voll Scham und Entrüstung über sich selber, davon fliehen wollen, und doch konnte und vermochte sie es nicht.

Die wunderbaren Fortschritte, welche ihre Genesung machte, fesselten sie, aber nicht sie allein, auch die Nähe Percys übte einen Zauber auf sie aus, welchem sie sich nicht entziehen konnte.

Der harmlose Verkehr mit ihm, wofür sie ihre volle Ruhe und Sicherheit allmählich wieder erlangt hatte, be-

glückte sie unaussprechlich, und der Gedanke, ihn als Verlobten der Prinzessin Johanna zu wissen, war der Schild, hinter welchem sich ihr Herz barg, wenn dieser Verkehr eine Gefahr zu werden drohte.

Da war ein Blitz aus grellem Himmel herniedergeflammt und hatte ihr den sicheren Boden unter den Füßen fortgerissen.

Sie stand auf einem Vulkan, und der geringste Anstoß konnte sie rettungslos in die Gluten stürzen, welche nicht allein ihr, sondern auch sein Verderben sein würden.

Die Seine werden konnte sie nicht. Ihrem naiven Herzen deuchte jedwede Verbindung zwischen einem Prinzen und einer unebenbürtigen Dame ein Unglück und eine unerlaubte Hintenansetzung aller Pflicht und alles Rechts.

Also die Gefahr fliehen, solange noch Zeit ist, und einen Vorwand herauf beschwören, welcher ihr die Berechtigung gibt, ihren Aufenthalt in diesem Hause zu enden.

Der Brief mußte besorgt werden, er mußte es! Einer fremden Hand aber darf sie ihn nicht anvertrauen.

Schnell entschlossen greift sie zu dem Mantel und hüllt das Haupt in ein warmes Tuch. Nun kann ihr der Sturm wohl nicht mehr schaden, es ist ja warme, milde Lebensluft des Frühlings, kein eisiger Nordost, wie damals auf der schneedurchwirbelten Heide! —

Einen Augenblick noch lauscht sie in den Flur hinaus. — Grabesstill.

Schnell entschlossen schreitet sie den Korridor entlang und die Treppe hinab. Die Läufer dämpfen ihre Schritte, keine Menschenseele begegnet ihr.

Man sitzt gewiß in irgend einem Eckchen zusammen und erzählt sich wie zur Winterszeit.

Der Sturm fährt ihr brausend entgegen, als sie die Hinterthür, welche in den Park führt, öffnet. Benedikta hat Mühe, sie zu halten, damit sie nicht schmetternd gegen die Wand prallt.

Mutig kämpft sie sich vorwärts, es ist kein weiter Weg, aber er, Percy — er wagt sich so weit hinaus in die Straßen, wo krachend die Schornsteine und Ziegel stürzen.

Ihr Herz erzittert bei diesem Gedanken. Könnte, dürfte sie doch an seiner Seite schreiten! Dann würde sie nicht zittern!

Ihre schlanke Gestalt wird gezaust und geworfen, sie muß sich abwenden, um atmen zu können, und doch ist ihr dieser Aufruhr heute sympathisch, er spiegelte den Kampf ihres Innern.

Wie es über ihr in den Wipfeln heult und saust! Ihr Fuß schreitet auf einem dicken Teppich abgerissener Blüten und Zweige, und noch ununterbrochen peitscht ihr der Sturm die weißen Blütenblätter der Kastanien und des Faulbaumes in das Gesicht.

Auch das ist ein Schneesturm! Aber es ist Blütenschnee, duftiger, holder Gruß des Frühlings, welcher ja kommt, um zu sühnen und gut zu machen, was die Flocken

von Eis und Schnee im Winter gesündigt. Dämmerig ist es, aber nicht dunkel, Benedikta steht an dem Parkgitter und schaut auf die menschenleere Straße, sie öffnet die eiserne Thür, tritt hastig zum Briefkasten und kehrt mit einem Aufatmen der Erlösung zurück.

Es war die höchste Zeit, denn wenn sie sich nicht täuscht, naht dort bereits die mantelumflatterte Gestalt des Postboten mit der großen Ledertasche. Sie eilt in den Park zurück und sucht den bestmöglichen Schutz hinter den Gebüschen.

Aber was ist das?

Ihr entgegen kommt im Dämmerschein ein einsamer Wanderer. Solch hohen Wuchs, solch stolzen Gang hat nur Einer. — Er ist es! er muß es sein, — Percy. — Es ist warm, er hat den Mantel verschmäht. Hocherhobenen Hauptes schreitet er dahin, und so gewaltig wie der Sturm die schlanke Mädchengestalt schüttelt, so machtlos gleitet er an der Kraft dieses ritterlichen Königssohnes ab.

Er sieht sie nicht, er hält den Kopf gesenkt und blickt nicht rechts und links.

Benedikta schmiegt sich hinter den dicken Stamm einer Akazie, um ihn vorüberschreiten zu lassen.

Ein wilder, gewaltiger Aufruhr ringsum.

Als ob der Sturm in diesem Augenblick seine elementarste Kraft entfalten wolle, heult er durch die Lüfte und packt alles in wüstem Zorn, was sich ihm entgegenstellt.

Ein Dröhnen, Splittern und Krachen!

Der morsche Baumast, welcher breit über den Weg

ragt, bricht hernieder, — gleichzeitig ein leiser, sturmverwehter Aufschrei.

Die schlanke Gestalt des Prinzen ist zusammengesunken und liegt unter dem Gezweige des stürzenden Holzes niedergestreckt.

Voll zitternden Entsetzens, ohne Überlegen und Besinnen stürmt Benedikta hinter ihrem Versteck hervor und wirft sich voll alles vergessender Todesangst über den Verletzten.

Der Stamm hat die Schulter getroffen und die Wange blutig gerissen, seine Wucht hat den jungen Mann gefällt, wie ein Blitz den Eichstamm.

Benedikta reißt das Geäst mit zitternden Händen zurück, neigt sich über den Betäubten und starrt mit weitaufgerissenen Augen auf das rinnende Blut.

Percy schlägt die Augen auf — Blick ruht in Blick — und über ihnen rast der Sturm und wirbelt Laub und Blütenflocken wie ein dichtes Schneegestöber um sie her. — Ganz wie damals auf der Heide.

Da richtet sich der Prinz jählings auf, faßt voll krampfhafter, zitternder Leidenschaft die Hände des jungen Mädchens und stößt atemlos hervor: „Ihre Augen! — ihr Antlitz! — so, ja so habe ich dich schon einmal gesehen, Marga Daja! So kenne ich dich! so war das Bild, welches mir vor der Seele schwebte! Bekenne es! — gestehe es endlich — wo — wo hast du dich schon einmal mit diesem holden, angstvollen Antlitz über mich geneigt?!“

Sie schrickt zurück und ringt ihre Hände frei.

„Sie sind verletzt, — Sie bluten, Hoheit! — Richten Sie sich empor, daß ich Sie unter Dach bringen kann!“

Er erhebt sich taumelnd auf die Knie. „Nein! nein! erst will ich wissen ... o mein Kopf, meine Gedanken, — ich muß mich ja entsinnen, Marga Daja, und du mußt es mir sagen! Woher kenne ich dich? Warum liebe ich dich, Mädchen? Es ist ein Zauberspuk — ich muß dich kennen und muß dich lieben! — So wie jetzt war es schon einmal im Leben! Damals bist du mir wie eine lichte Erscheinung entflohen, diesmal halte ich dich fest, — für Zeit und Ewigkeit.“ Seine Stimme klingt leiser, seine Worte abgebrochen, — mechanisch gibt er ihre Hand frei und faßt nach dem schmerzenden Kopf.

„Fort von hier! Der Ast droben bricht auch! Wollen Sie sich erschlagen lassen, Hoheit?“ — Sie ruft es beinahe heftig, faßt ihn mit bebenden Händen und zieht ihn kraftvoll beiseite, dicht an den Baumstamm heran. Ihre Wangen glühen, Thränen stürzen aus ihren Augen.

Sein Haupt sinkt in momentaner Schwäche gegen sie. — „Marga —!“ flüstert er. „Woher kenne ich dich und warum muß ich dich lieben?!“

Sie ringt sich los. „Bleiben Sie, bitte, ganz ruhig hier im Schutz des Stammes, bis ich Hilfe hole!“ — stößt sie kurz hervor und dann stürmt sie wie ein gehetztes Wild von dannen.

Als Wasmuth und der Diener bestürzt durch den Park eilen, ihren verletzten Herrn heimzuholen, wankt ihnen der Prinz bereits entgegen. Er drückt das Taschentuch mit



der rechten Hand gegen die blutende Wange, während der linke Arm schlaff herniederhängt. Der Stamm hat mit wuchtigem Schlag die Schulter getroffen.

Er ist vollkommen bei Besinnung.

„Ich denke, es ist noch glücklich abgegangen —“ sagt er, „einen Knochenbruch gab es nicht, wohl nur eine starke Quetschung. Seien Sie mir beim Auskleiden behilflich, Wasmuth, ich werde Ihnen dann Anleitung geben, mir Compressen aufzulegen, bis ärztliche Hilfe geholt werden kann.“

Es war, als habe der Sturm in jener unglücklichen Katastrophe seinen Höhepunkt erreicht. Noch ein-, zweimal brauste er gewaltig auf, dann ging es wie ein sanfter Atemzug der Erlösung durch die Natur, einzelne Windstöße, — und dann glänzten die Sterne wie freundlich wachende Augen auf die Welt hernieder, welche, erschöpft von Kampf und Ringen, in tiefen Schlaf sank.

An dem Portal der Klinik wird heftig geschellt. Marga Daja und Doktor Wacknitz stehen davor.

„Also Sie versprechen mir, verehrter Herr Doktor, nichts verlauten zu lassen, daß ich Sie geholt habe!“ flüstert die junge Dame flehend, und Wacknitz nickt stumm Einwilligung.

Schon naht der Portier und begrüßt den Arzt voll lebhafter Freude. Marga Daja huscht hinter ihm unbemerkt in den säulengetragenen Hausflur.

Wacknitz wendet sich ihr hastig zu: „Wenn die Schwestern nicht heimkommen, und ich bedarf der Hilfe, — darf ich

alsdann auf Sie rechnen, Fräulein Daja?" ruft er ihr nach.

Sie verschlingt einen Augenblick die Hände vor der Brust, — atemlos vom schnellen Gang.

„Gewiß, Herr Doktor, wenn meine Hilfe notwendig ist, stehe ich jeder Zeit zu Diensten, — aber es würde mich sehr beruhigen, wenn die geschickten Hände der Schwestern anstatt meiner an dem Lager des hohen Herrn walten könnten."

— — Zwei Stunden sind vergangen. Das Unwetter hat völlig ausgetobt und Benedikta steht am Fenster und schluchzt auf die gefalteten Hände. „Warum muß ich dich lieben?" — Diese Worte leben fort in ihrem Herzen und erfüllen es mit unbeschreiblichen Qualen der Wonne und des Schmerzes.

Nach dieser Stunde ist ihres Bleibens nicht länger hier. Durch die wunderbare Ähnlichkeit der beiden Begegnungen im Sturm wurde der Prinz auch an die erste wieder erinnert.

Er wird nun nachdenken und während der langen, dunklen Nachtstunden sinnen, wo er Marga Daja zum erstenmal im Leben geschaut, und er wird schließlich des Schneesturms gedenken und seines Unfalls bei der Parforcejagd. —

Dann aber ist ihr Geheimnis verraten! Dann wird sich zu der Liebe noch die Dankbarkeit und die Rührung gesellen und diese vereint auflodernden Flammen werden den letzten Rest der kaltblütigen Vernunft in ihm zu Tode brennen. —

„Warum muß ich dich lieben?" — Klang nicht durch all die glückzitternde Innigkeit seiner Stimme dennoch eine Anklage, ein Vorwurf gegen das Schicksal? Er liebte sie, — obwohl er sie nicht lieben durfte.

Sein Herz schwankte zwischen Glück und Pflicht, zwischen sehnsüchtig heißem Begehren und schmerzvollem Entsagen.

Warum muß ich dich lieben! — — —

Sie wird diesen Kampf durch ihre Flucht entscheiden und ihn aus allen Zweifeln an sich und seinen ernsten Verbindlichkeiten gegen Krone und Purpur erlösen.

Wiedersehn kann und darf sie ihn nicht.

Und just, als habe ihr Gebet und Flehen die Hilfe gerufen, hört sie, wie das Gitterthor knarrt, sieht sie, wie die dunkeln Gestalten der barmherzigen Schwestern, im unsichern Flackerlicht der Laterne kaum kenntlich, den freien Kiesplatz vor dem Haus betreten.

Gott sei es gedankt! — Benedikta fliegt wie ein lautloser Schatten durch die langen Korridore und erwartet die Heimkehrenden an der Treppe. Sie reicht ihnen aufgeregt die Hände entgegen und berichtet voll bebender Angst von dem Unfall, welcher den Prinzen betroffen.

„Ist es eine schwere Verletzung?"

„Ein Knochenbruch?!" — klingt die erschrockene Antwort.

„Ich weiß leider noch gar nichts Näheres, Doktor Wacknitz läßt sich nicht auf dem Flur sehen, und Wasmuth wußte nichts Bestimmtes!"

„Ah, Gottlob! Wacknitz ist bei ihm! Dann war er ja sogleich in guten Händen! Wir wollen nur unsere durchnäßten Kleider wechseln — es regnet oder nebelt sehr stark und die Wege sind grundlos. Alsdann werden wir sofort im Krankenzimmer vorsprechen!“

Benedikta schreitet zurück. Ihr Herz duldet Unaussprechliches. Ist er schwer verletzt? Wird er lange krank liegen? Die Gedanken peinigen sie neben all der Aufregung, in welche sie das Liebesgeständnis Percys versetzt hatte.

Als sie zu ihrem Zimmer zurückkommt, tritt ihr Wacknitz vor der Thür entgegen.

„Ah, da sind Sie, liebes Fräulein Daja, ich suchte Sie soeben! Wollen Sie die Güte haben und mich für einen Augenblick zu dem Prinzen begleiten! Ich möchte sein Lager gern in besonderer Weise herrichten, was Frauenhände geschickter bewerkstelligen wie die ungeübte Männerfaust!“

„Die Schwestern sind zurück gekehrt, Herr Doktor, sie werden im Augenblick hier sein!“

„Ah, um so besser, so brauche ich Sie nicht zu bemühen. Das trifft sich ja vorzüglich, denn die Umschläge werden die ganze Nacht erneuert werden müssen, und eine geübte Hand kommt doch schneller damit zu stande!“

Benediktas Augen stehen voll Thränen. „Wie geht es mit Hoheit, Herr Doktor? Ist die Verletzung schwer?“ tragt sie mit bebender Stimme.

„O nein! ich hoffe, daß er bei allem Unglück doch viel Glück gehabt hat! Die Hautabschürfungen auf der

Wange sind unbedeutend und die Quetschung der Schulter und des Armes werden in ein paar Tagen überwunden sein. Das Unangenehmste ist auf jeden Fall die Unbequemlichkeit und Schmerzhaftigkeit derselben."

„Wird Hoheit etliche Tage das Bett hüten müssen?

„Ich hoffe, ihn dazu bestimmen zu können. Eine ruhige, bequeme Lage ist hierbei die Hauptsache und beschleunigt die Heilung ganz wesentlich. Ah, ich höre Schritte, — Schwester Marie. — Nun sind wir mit unserem Patienten geborgen!" Er trat der Pflegerin entgegen und schüttelte ihr herzlich die Hand.

Dann unterrichtete er sie flüsternd von der Sachlage: „In etlichen Tagen ist das Mißgeschick so Gott will überstanden!" fügte er auch hier hinzu. Und dann schreiten beide quer über den Korridor, um das Zimmer Percys zu betreten. Benedikta aber sitzt noch lange schlaflos in ihrem stillen Stübchen und schreibt an Gräfin Lotzenburg. Sie setzt ihr die Notwendigkeit der so dringend verlangten Depesche auseinander und motiviert ihren Wunsch durch den so lästigen Heiratsantrag Hobrechts.

Das Haupt in die Hand gestützt, starrt sie sinnend vor sich nieder.

Sie kann es in Ruhe abwarten, bis die Depesche sie heimruft, — eine Begegnung mit dem Kranken ist unter den obwaltenden Verhältnissen ausgeschlossen. Seine Krankheit wird ihr auch einen persönlichen Abschied ersparen, und Doktor Wacknitz wird zu bestimmen sein, erst nach ihrer Abreise dem Prinzen Meldung zu machen und ihm

ein Dankesschreiben seiner so sehr erkenntlichen Patientin zu überbringen.

Hat sich aber die Pforte der Klinik erst hinter Marga Daja geschlossen, wird ihre Spur für ewige Zeiten verwischt sein.

Sie reißt sich heldenmütig los von ihrem Lebensglück, sich zum ewigen Leid, dem Prinzen zu Heil und Frommen.

„Warum muß ich dich lieben?“

Weil ihre Nähe den Zauber des Interessanten und Fesselnden geübt. Wird er ihre Augen nicht mehr erblicken, wird dieser Zauber gebrochen sein, und das Bild im Schneesturm wird verblassen und zerrinnen, wie die weißen Flocken, welche es damals umwirbelten.

Dann wird er die wesenlose Sängerin vergessen und nicht mehr lieben.

Benedikta preßt das bleiche Angesicht in die Hände und nimmt Abschied von allem, was ihr das Leben wert macht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der folgende Tag vergeht still und eintönig.

Benedikta sitzt allein an dem Tisch, welchen sie sonst mit dem Prinzen geteilt hatte.

Wird er späterhin dieselbe entsetzliche Öde und Einsamkeit ebenso qualvoll empfinden wie sie in dieser Stunde?

Ja, er wird es, — und dieses verlassene Zimmer fliehen und unter Welt und Menschen Vergessenheit suchen. Er ist ein Mann, ein Fürst, welchem alle Thüren gastlich offen stehen!

Benedikta aber wird die Einsamkeit aufsuchen, um in treuem Erinnern jene bleiche Blüte entsagungsvoller Liebe zu pflegen, welche Kraft und Leben aus den Thränen der Sehnsucht trinkt. Noch einmal schreitet sie durch den Park, Abschied von all den trauten Stellen zu nehmen, welche durch Erinnerung an den Geliebten geheiligt sind. Rings-um schaut es ebenso aus wie in ihrem Herzen.

Wo ehegestern noch die leuchtende Blütenpracht des Lenzes prangte, wo in stillem, lichtverklärtem Glück der Hauch seliger Zufriedenheit wehte, die dankbare Freude über jeden Strahl einer Sonne, welche unerreichbar fern steht und dennoch ihren Segen auf die winterkranke Erde herab schüttete, da hat über Nacht ein wüster Kampf getobt, der seine Spuren allerwegs zurückgelassen.

Die Blüten liegen geknickt und entblättert an dem Boden, das Grün der Hoffnung ist hernieder gepeitscht, tausend Knospen sind gebrochen, ehe sie sich entfalten konnten, und das Nest der Nachtigall liegt zerstört im feuchten Gras.

Leise tönt ihre Klage noch aus dem Gebüsch; — sie trauert um das Verlorene, aber sie hat nicht den Mut, und den Glauben an bessere Zeiten verloren. Dort flattert sie schon wieder emsig herzu — trägt Halm und Feder-lein im Schnabel und baut dem Glück ein neues Heim, weil das alte ein Wettersturm verschlang! Und hier . . . und dort . . . ob auch die Rose in den Staub sank, neue Knospen sprießen an demselben Zweig, neues Leben regt hoffnungsfroh seine zarten Keime und sproßt beharrlich und getreu aus den Trümmern empor.

Und wie schwach, wie klein und erbärmlich wäre die Kraft des wiederkehrenden Lenzes, wenn eine einzige Wetternacht sie zerbrechen und vernichten wollte!

Und wie schwach, wie klein und jammervoll wäre die Liebe im Menschenherzen, wenn ein Sturm des Schicksals all ihren Glauben und ihren Mut über den Haufen blasen wollte.

Das Gottvertrauen, die Treue und Zuversicht sind die Knospen, welche die Köpfchen an ihrem entblätterten Stamm heben, und jede dieser Knospen kann eine neue Liebesrose bergen, welche noch bei weitem schöner und duftreicher erblüht wie jene erste, welche das Rad des Schicksalswagens zermalmen mußte, wollte er dem gesetzten Ziel entgegen rollen.

Benedikta hebt voll freudiger Zuversicht das Haupt und blickt zu dem Himmel auf.

„Meine Gedanken sind nicht euere Gedanken, und meine Wege sind nicht euere Wege", spricht der Herr.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Doktor Wacknitz betritt das Zimmer Marga Dajas, um sich von dem fortdauernden Erfolg der Kur zu überzeugen.

Die junge Dame wendet sich ihm zu, sie sieht bleicher aus wie sonst, aber eine ruhige, beinahe starre Festigkeit spricht aus ihren Zügen.

Sie reicht dem alten Herrn mit leicht bebender Hand eine Depesche dar.

„Eine traurige Nachricht, Herr Doktor —“ sagt sie leise, „die Mitteilung von der Erkrankung meines Vormundes, welche mich umgehend heimberuft!“

Wacknitz wirft einen schnellen Blick auf die gedruckten Zeilen.

„Ah — eine so ernste Erkrankung!“ sagte er bedauernd, „Sie haben von derselben noch keine Kenntnis gehabt, Fräulein Daja?“

Benedikta schlägt die Augen nieder. „Er hat schon seit längerer Zeit geklagt —“ antwortet sie mit sichtlicher Überwindung, „aber diese Depesche ist wohl durch ein sehr plötzliches Vorkommnis veranlaßt.“

„Sie gedenken heute noch abzureisen?“

„Wenn ich um die Erlaubnis bitten darf?“

„Gewiß, Fräulein Daja, ich werde sofort mit Hoheit sprechen!“

Wie in jähem Entschlusse hebt sie das bleiche Haupt.

„Ist es nötig, Hoheit mit dieser Geringfügigkeit zu belästigen?“ wirft sie schnell ein, „Schwester Marie sagte mir, der hohe Kranke scheine ihr erregt und etwas zum Fieber zu neigen —“

„Bewahre! — die gute Marie ist immer sehr ängstlich!“

„Nun, auf jeden Fall würde es mir sehr peinlich sein, wenn gerade jetzt ein Anlaß zu irgend welcher Beunruhigung des Patienten gegeben würde! Hoheit erklärte vor wenigen Tagen noch meine Kur als nicht völlig beendet, — er würde meine Abreise vielleicht ungern sehen

und dieselbe doch unter diesen Umständen nicht verhindern können!"

„Allerdings! — Vielleicht betrachten wir Ihre jetzige Abreise nur als eine Art Urlaub. Hält Hoheit eine Fortsetzung der Kur für notwendig, so kehren Sie noch einmal zurück."

„Gewiß! — Und den Urlaub brauchen Sie doch nicht von Hoheit zu erbitten?"



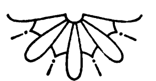
„In diesem dringenden Fall kann ich ihn wohl eigenmächtig erteilen, da ich allerdings selber den Wunsch habe, alle Klinikangelegenheiten dem erlauchten Herrn fern zu halten, bis ihn die Schmerzen der Quetschung nicht mehr so nervös machen! Er war stets eine etwas reizbare Natur und maß oft den kleinsten Dingen der Anstalt eine Wichtigkeit bei, die ihn zum Sklaven seines eigenen Barmherzigkeitswerkes macht. Meiner Ansicht nach sind Sie vollkommen auskuriert, Fräulein Daja, — aber Hoheits enorme Gewissenhaftigkeit urteilt vielleicht doch anders. — Also Urlaub vorläufig, — nur einen Urlaub!"

Als er gegangen, setzte sich Benedikta nieder und schrieb

an Prinz Percy. Sie dankte ihm, — dankte ihm mit der ganzen Innigkeit ihres tief erkenntlichen Herzens. — Ihre Zeilen redeten nicht von Urlaub und Wiederkehr, sie nahmen voll inniger Wehmut Abschied. — Wohl ein Abschied für das Leben. —

Als sie den Brief geschlossen, faltete sie die Hände darüber und neigte das Haupt darauf, als ob sie schlafe. Sie weinte nicht, aber ihr Herz that so weh, als verblute es an unheilbarer Wunde. Durch ihre Gedanken zog der Wiederhall eines traurigen Liedes.

Sie hatte es oft gesungen, mit lächelnden Lippen und kummerfreiem Herzen, — heute zum erstenmal verstand sie es. — „Auf daß dir Gott den Frieden sende, den meinem Herzen du geraubt!“ — — — Nach zwei Stunden hatte Marga Daja unter allgemeiner Teilnahme die Klinik verlassen.





XXVI.

Prinz Percy war genesen, und doch sah er so krank aus wie noch nie zuvor im Leben.

Still, in sich gekehrt, ernst bis zur Schwermut wich er jedwedem Verkehr aus, sich voll rastlosen Eifers in seine Studien vertiefend oder voll unnatürlicher Gleichgültigkeit in den Tag hineinträumend, stets weit ab mit seinen Gedanken, zerstreut und einsilbig bis zur Unhöflichkeit. Hatte sein Wink vormals Wasmuth bei Tisch hinter seinen Stuhl gefesselt, so schickte er jetzt die Bedienenden sofort wieder hinaus, um seine Mahlzeiten ganz allein und ungestört einzunehmen.

Oft blieben die Schüsseln unberührt, und wenn der Diener lange genug vergeblich auf das Zeichen der Klingel gewartet hatte, und endlich ungerufen eintrat, überraschte er den hohen Herrn oft, wie er, das Haupt tief in die Hand gestützt, vor sich hinstarrte, mit einem so fremden, eigenartigen Leidenszug in dem an und für sich schon elend aussehenden Gesicht, daß es Wasmuth für gut befand,

Doktor Wacknitz auf diesen unnatürlichen Zustand aufmerksam zu machen.

Dieser zuckte ratlos die Achseln. Die kleine, an und für sich sehr unbedeutende Verletzung jenes Sturmabends konnte unmöglich die Schuld an dieser Veränderung tragen, es mußte wohl eine tiefer liegende private Verstimmung sein, welche derart auf den jungen Fürsten einwirkte. Das war nur allzu begreiflich.

Es zogen so viel unheimliche Gewitterwolken am politischen Himmel auf, daß sie die Nerven eines jeden bedrücken mußten, außerdem munkelten die Zeitungen mehr und mehr von der nahe bevorstehenden Verlobung des Prinzen, daß es im zutreffenden Falle nur begreiflich sein würde, wenn der Weiberfeind Percy angesichts dieser drohenden Rosenkette ingrimmig mit den Zähnen knirschte

Da war nichts zu thun, als wie abzuwarten. Der Körper des Prinzen war gesund, und einem kranken Herzen und einer kranken Seele hilft kein Arzt. —

Auf Befehl des hohen Herrn ward der Salon, ganz wie früher, zum Speisezimmer benutzt. Obwohl Fräulein Daja abgereist war, und ihr Zimmer wieder zur Verfügung stand, durfte dennoch nichts in demselben verändert werden. Der Prinz hatte es abgeschlossen und geäußert, es solle für einen dringenden Fall der Not stets bereit stehen.

Einmal glaubte man, diese Anordnung werde zurückgenommen werden, denn das Stubenmädchen war in die Küche gekommen und hatte erzählt: „Hoheit vermißt sein

ehemaliges Eßzimmer doch schon! Soeben begegnete ich ihm, als er aus demselben heraus kam. Hat wohl nachsehen wollen, ob Fräulein Daja es gut in acht genommen hat.“ Es kam aber kein Gegenbefehl.

Vierzehn Tage waren vergangen.

Die Welt stand in der düfteschwülen Pracht des Frühsommers, heiße Tage und heiße Nächte machten das Leben in der Großstadt bereits zur Qual.

Die Klinik war spärlich besetzt. Die meisten Patienten konnten als geheilt entlassen werden, und seltsamerweise gingen wenig, fast keine Neuanmeldungen ein. Es war gute Zeit jetzt, und die Erkrankungen traten minder häufig auf wie im Herbst und Winter.

Prinz Percy saß auf dem laubumwachsenen Balkon und blickte über die Zeitung in das Blattgewirr der Clematis hinein.

Eine heiße, unbezwingliche Sehnsucht nach Waldesluft und Waldeseinsamkeit überkam ihn. Er hatte sich in diesem Jahre noch keine Erholung gegönnt, und doch war er derselben bedürftiger wie je.

Gerade jetzt war wohl der passendste Zeitpunkt für eine Reise.

Wohin?! —

Er wird überall einsam und verlassen sein. Nur bei ihr kann er noch Ruhe und Frieden finden, wo aber weilt sie?

Sie hat ihn verlassen, — heimlich, ohne eine Angabe ihrer künftigen Adresse. Sie wollte dieselbe vor ihm verheimlichen, sie wollte ihm entfliehen. Warum?

Weil er ihr in unbedachter Regung des Herzens gesagt hatte, daß er sie liebe.

Das hatte sie davon getrieben.

Nein, sie war nicht gekommen, um Herzen zu erobern, nicht um mit einem Prinzen zu kokettieren und ihn für sich zu gewinnen, sie verschmähte ihn und seine Liebe ebenso wie alle anderen.

Und darum liebte er sie um so mehr.

Die Achtung und Verehrung bauten dieser Liebe einen heiligen Altar.

Oft ist es wie ungestüme, leidenschaftliche Sehnsucht über ihn gekommen, hinaus zu stürmen in die weite Welt und sie zu suchen. — Ihre Spur muß sich finden lassen.

Soll er an das Stadttheater zu H. schreiben, woselbst sie zuletzt engagiert war? Soll er sich an die dortige Polizei wenden?

Ist Marga Daja nicht in das Ausland entflohen, muß sie gefunden werden.

Aber wozu dies?

Wäre es eine Möglichkeit, daß sie sich seiner Liebe erbarmen wollte und könnte, würde sie ihn nicht verlassen haben.

Sie liebt einen anderen, — und das ist die schwarze, unerbittliche Wolke, welche ihm den Stern des Glücks verhüllt, — für immerdar.

So heißt es, sich still ergeben in Gottes Willen fügen und auf ein Glück verzichten, welches einen Bettler an

ihrer Seite reicher macht, wie ihn, den Prinzen in Krone und Purpur.

Die Zeit wird ihm helfen, sich in Unabänderliches zu finden, und er wird die schwere Last seines zerbrochenen Herzens geduldig durch ein ödes, freudloses Leben tragen.

Hinaus in die stille Einsamkeit des Waldes. Er wird sein Leid zu den ernsten Tannen und Eichen bringen, die werden es dem Wind erzählen, damit er seine Seufzer zu der Ewigverlorenen trage.

Prinz Percy erhebt sich und rührt die Schelle, um die nötigen Befehle zu erteilen, schon steht Wasmuth auf der Schwelle, eine Visitenkarte auf silbernem Tablett präsentierend.

Mechanisch greift Percy darnach.

Er liest: „Roman Ermönyi, Komponist.“ „Ah — der Name klingt bekannt; was aber will er?“

„Darüber äußerte sich der Herr nicht, Hoheit, er bat nur um eine persönliche Audienz.“

„Wie sieht er aus?“

Wasmuth zuckt unschlüssig die Achseln und lächelt fein.

„Er könnte wohl schon wegen Aufnahme in der Klinik kommen.“

„Gut, so laß ihn eintreten.“

Roman Ermönyi! Prinz Percy entsinnt sich, daß er der Sohn des berühmten Geigenvirtuosen ist und vor etlichen Jahren durch einen Opernerfolg von sich reden machte. Er wird verarmt sein, wohl auch gehörleidend,

wie so viele Musiker es werden, und seine Kopfnerven in die Behandlung des königlichen Arztes geben wollen.

Gleichgültig, aber höflich tritt ihm der hohe Herr entgegen.

Der Komponist erscheint in der Thür und verneigt sich sehr tief.

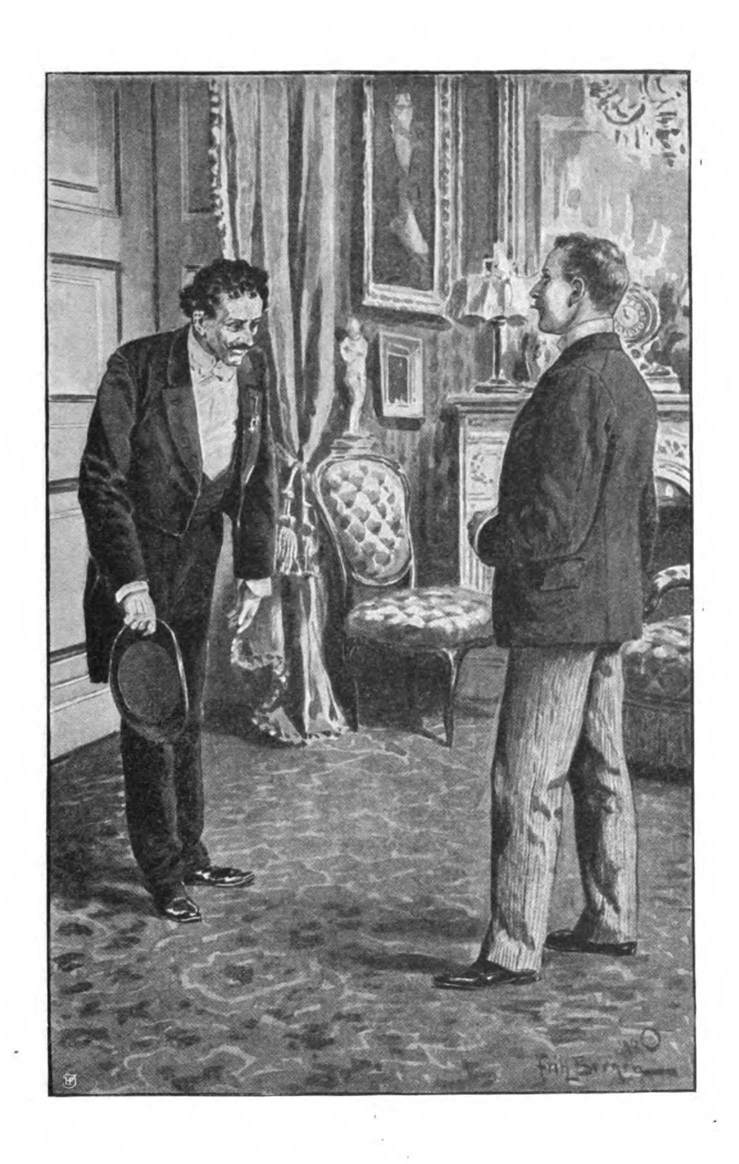
Er besteht die Kritik, welche der scharfmusternde Blick des hohen Herrn über ihn verhängt, nicht sonderlich gut. Nicht, weil er trotz aller Bemühungen sich stutzerhaft zu kleiden, doch sehr verwahrlost aussieht, sondern weil sein Gesichtsausdruck den verkommenen Menschen kennzeichnet.

Der Prinz hat mehr denn jeder andere Gelegenheit, Physiognomik zu studieren. Seine Menschenkenntnis hat sich zu einer Meisterschaft ausgebildet, seit er täglich mit Leuten zu thun hat, welche zumeist aus der Hefe des Volkes mit dem Attest des Armenarztes zu ihm geschickt werden.

Der verschlagene, scheue und dabei doch so freche Ausdruck im Gesicht dieses Mannes, welcher ihm fraglos durch einen erborgten Frack imponieren will, widert den Prinzen instinktiv an.

„Sie wünschen mich zu sprechen, Herr Ermönyi", sagt er zurückhaltend. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

Abermals eine Verneigung. „Es ist ein etwas sonderbares Anliegen, Hoheit, welches mich hierher führt, und ich bitte im voraus alleruntertänigst um Vergebung, — da aber meine Frau Eurer Hoheit ehemals einen so großen Dienst geleistet hat, welcher ihr selber sehr teuer zu stehen kam, so dachte ich —"



Percy hob befremdet das Haupt. „Mir einen Dienst geleistet? Darf ich fragen, wo und wann? Ich entsinne mich nicht, jemals im Leben einer Frau Ermönyi begegnet zu sein!“

„Sehr wohl, Hoheit, dermalen führte meine Frau noch ihren Mädchennamen — Marga Daja — und . . .“

„Marga Daja!“ Der Prinz wiederholte es wie ein Schrei. Leichenfahl stützte er sich auf die Kante des Tisches. „Marga Daja Ihre Frau?“ wiederholte er tonlos, mit weit aufgerissenen Augen.

„Hoheit wußten es nicht? Allerdings war ich einst so verblendet, die berühmte Sängerin — denn das war sie, ehe sie die Stimme verlor — zu heiraten, seit sie aber nicht mehr singt, leben wir im äußersten Elend — —“

„Und welchen Dienst hat sie mir erwiesen? Sprechen Sie!“ unterbrach Percy rauh, mit halberstickter Stimme.

Der Komponist verbeugte sich abermals sehr unterwürfig. „Es ist allerdings schon längere Zeit her, und Hoheit werden sich kaum noch entsinnen, es war anläßlich einer Parforcejagd, als Hoheit mit dem Pferd stürzten —“

„Gewiß — in Altenfähre? — was soll damit?“ Glühende Röte bedeckte die Stirn des hohen Herrn, er kreuzte die Arme und schritt voll fiebernder Aufregung im Salon auf und nieder.

„Meine Frau weilte dermalen zu Besuch der Baroneß von Floringhoven, Enkelin Seiner Excellenz des Ministers, auf Schloß Floringhof“ — fuhr Roman in renomistischem Tone fort, „sie hatte gerade eine Schlittenfahrt unter-

nommen und kam just zu der furchtbaren Katastrophe zurecht. Sie sprang aus dem Schlitten, bändigte voll Geistesgegenwart das scheuende Roß, welches im Begriff stand, Eure Hoheit zu Tode zu schleifen, und nahm sich alsdann voll treuer Aufopferung des Schwerverletzten an. Sie löste ihren Kopfshawl, verband damit Ihre Wunden, allergnädigster Herr, und ließ Sie in dem Schlitten nach dem Jagdschloß transportieren, dieweil sie selber mutterseelenallein einen Weg von beinahe drei Stunden durch den verschneiten Wald zu Fuß zurück legte. Ein furchtbarer Schneesturm überraschte sie, und so zog sich die Arme, welche unbedeckten Hauptes das Wetter über sich ergehen lassen mußte, eine furchtbare Erkältung zu, welche an dem Leiden die Schuld trug, welches die unglückliche Frau jetzt an den Bettelstab gebracht hat."

Der Sprecher schwieg und blickte erwartungsvoll auf den Prinzen, welcher abgewendet vor ihm stand und die Hand gegen die Stirn preßte.

Dann wandte er sich jählings dem Komponisten zu, und dieser schrak zusammen bei dem Ausdruck dieses Gesichtes, welches seiner Ansicht nach einen grenzenlosen Zorn ausdrückte.

„Wissen Sie, daß Ihre Frau fünf Wochen lang hier in meiner Klinik war und dieselbe vor vierzehn Tagen erst verlassen hat?

Ermönyi zuckte zusammen und entfärbte sich. Das hatte er nicht erwartet. Die schlaue Person hatte ihm den Rang abgelaufen, und er stand nun als entlarvter

Scheinheiliger vor dem Prinzen, nachdem sie den Nutzen allein gezogen hatte. Sein Blick funkelte scheu zu dem hohen Herrn auf.

„Nein, Hoheit, das weiß ich nicht, das hat mir das nichtsnutzige Weib verheimlicht", stieß er zischend hervor, „und unter diesen Umständen habe ich nichts mehr zu sagen, denn Marga wird nicht schlecht über mich räsonniert und gelogen haben —"

„Halt! — Sie bleiben. — Ihre Frau hat heimlich die Klinik verlassen und ich suche ihre Spur."

Ermönyi schnellte empor, ein triumphierender Blick der Überraschung brach aus den listigen Augen: „So? hat sie?" höhnte er, „nun darin scheint sie ja Übung zu haben, Hoheit, mir ist die schlechte Person auch bei Nacht und Nebel durchgebrannt, und auf Grund dessen habe ich meine Scheidung von ihr beantragt."

„Scheidung?!"

„Nun, ich müßte doch wohl verrückt sein, wenn ich diese Gelegenheit nicht benutzen wollte, mir den Klotz von dem Bein loszubinden!" stieß Roman brutal hervor; „ich habe selber nichts zu reißen und zu beißen und soll ein Weibsstück und ein Kind durchfüttern?"

„Ein Kind? — sie hat ein Kind?" — der Prinz stieß es durch die Zähne hervor, seine Glieder bebten wie im Fieber.

„Ja, — auch noch zu allem Elend! Ein Jammerwurm, welches mich durch sein Geschrei bei Tag und Nacht halb rasend gemacht hat!" —

„Wo befindet sich Ihre Frau und — und das Kind zur Zeit?“

Ermönyi zuckte die Achseln: „Sie wird wohl bei den Verwandten in Floringhof untergekrochen sein, ein Brief welcher vorgestern ankam, war von dort adressiert.“

„Und wann soll ihre Scheidung stattfinden?“

Der Komponist schielte verlegen zur Seite: „Sie ist bereits mit dem gestrigen Tage von seiten des Gerichts bestätigt.“

Ein tiefes Aufatmen hob Percys Brust. Er strich mit dem Batisttuch über die feucht perlende Stirn und antwortete nicht allsogleich.

Romans Blick hing lauernd an seinen verstörten Zügen, in welchen er eine hochgradige Mißstimmung gegen Marga Daja zu lesen wähnte.

Von neuem hub er mit schmeichelnder Stimme an: „Wie sehr beklage ich es, daß Hoheit auch so traurige Erfahrungen mit der infamen Person machen mußte! Natürlich hat sie nicht bezahlt? O, es ist empörend. Ich bin ja auch der Reingefallene, mich hat sie ja auch zu Grunde gerichtet, jener Schneesturm auf der Altenfährer Heide hat ja auch mich zum Bettler gemacht! Seit die Frau nicht mehr verdienen konnte, habe ich ja darben und entbehren müssen. Du lieber Gott, unsereiner heiratet ja doch nicht aus sentimentaler Liebe, Hoheit, sondern um eines guten Auskommens willen! Ich m u ß t e auf Geld sehen, und so lange Marga berühmt war und singen konnte, verdiente sie ja recht gut. Seit sie aber Euer

Hoheit gerettet hat, kamen wir alle so ganz und gar herunter!“

Percys Blick flammte voll Verachtung auf den Erbärmlichen hernieder, dessen klägliche Stimme geradezu ekelhaft wirkte. Es kostete ihm Überwindung, den Menschen noch in seiner Nähe zu dulden, aber es verlangte ihn klar zu sehen und den Fuchs zu fangen.

„Sie sollen Ihre Frau sehr schlecht behandelt haben?“ stieß er kurz hervor.

„Na natürlich! wenn ein Weibsstück ausreißt, muß sie doch Gründe angeben! Sie ist jetzt so frech geworden, weil ein paar Zeugen ausgesagt haben, ich hätte sie und das Kind geschlagen und mißhandelt, — bah, ich habe es hingehen lassen, um die Geschichte bald zu Ende zu bringen, wer soll denn die Kosten bezahlen, wenn ein paar Jahre lang prozessiert wird!“

„Und trinken sollen Sie auch?“

„Lächerlich! ich sagte in der Übereilung selber, es sei in der Betrunkenheit geschehen, blos um die Sache los zu werden, da nimmt man manches auf sich. Trinken, Hoheit! Du großer Gott, woher soll ich wohl Geld zum Trinken gehabt haben! Es geht mir so kümmerlich, daß ich kaum mein Leben friste, — ach, der Schneesturm damals, der ist an allem Elend schuld!“

Percy wandte sich voll Ekel ab. Der Schnapsgeruch wehte aus dem Mund des Sprechers bis zu ihm herüber.

Er trat an den Schreibtisch, entnahm seinem Portefeuille einen Geldschein und warf ihn auf den Tisch.

„Hier, nehmen Sie; — künftighin wünsche ich nicht wieder belästigt zu sein!“ sprach er mit der Miene eines Menschen, welcher einen räudigen Hund von sich weist.

Ermönyis Augen funkelten bei dem Anblick des hohen Scheins. Er raffte ihn gierig auf und verneigte sich bis zur Erde. — „Hoheit sind der großmütigste Herr unter der Sonne, und wenn —

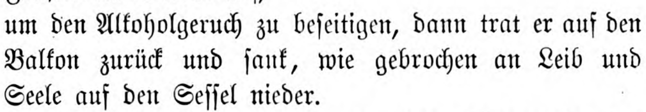


„Schon gut, — gehen Sie.“

Percy drückte auf den Knopf der elektrischen Schelle, und Wasmuth trat ein.

Eine stumme Geste! — Der Bittsteller war entlassen. —

Und wieder war der Prinz allein. Er riß die Fenster des Salons auf, um den Alkoholgeruch zu beseitigen, dann trat er auf den Balkon zurück und sank, wie gebrochen an Leib und Seele auf den Sessel nieder.



Wie Fiebergebilde wirbelte es hinter seiner glühenden Stirn. Er preßte den Kopf in die Hände, um das Unglaubliche nur fassen und begreifen zu können!

Marga Daja das Weib dieses verkommenen, ehrlosen,

gemeinen Menschen! — Marga Daja die Mutter seines Kindes!

War dieser Gedanke überhaupt auszudenken? Wie ein Schauern und Frösteln fliegt es durch die Glieder des Prinzen, — sie! die reine, edle, tugendreiche Lilie! die Heilige! sie das Weib dieses Wüstlings!

Unglückselige! — arme, arme Frau!

Wie Schleier zerreißt es vor seinen Augen.

Nun begreift er es, warum sie das Geheimnis über sich und ihre Schicksale bewahrte, die Scham schloß ihr den Mund.

Nun versteht er ihr ganzes Wesen und Sein; und ihr stilles Dulden, ihr Ertragen ohne Klagen, ihr Leiden ohne Haß und Schmähung gegen den Erbärmlichen, welcher zur Geißel ihres Lebens geworden; ihr vornehmes Schweigen hebt sie noch mehr in seinen Augen und fordert aufs neue seine Bewunderung und Verehrung für sie heraus.

Und nun gar die Enthüllungen über jenen Schneesturm! Wie Lachen und Weinen geht's durch seine Seele! — Ja, nun weiß er es, wo er Marga Daja schon einmal geschaut, nun weiß er es, warum er sie lieben muß.

Die Erinnerung an jene Stunde war längst verwischt und verschwommen, er war zu krank gewesen, um sich jener kurzen Lichtblicke, welche seine Bewußtlosigkeit erhellten, noch klar zu entsinnen.

Jetzt plötzlich tritt ein Bild wie aus dichtem Nebel hervor, das Bild jenes dunkeläugigen Mädchens, welches sich mit unaussprechlichem Blick der Angst und Sorge über

ihn neigt, — dasselbe Bild, wie er es jüngst im Park, so rätselhaft bekannt, wiedergeschaut.

Tief und unauslöschlich hatte es sich in seine Seele geprägt, denn nie zuvor hatte eines Weibes Auge mit solchem Ausdruck auf ihm geruht. Das Antlitz, das Auge war ihm bekannt geblieben, aber der Rahmen, welcher das Gnadenbild umgab, ging unter in den dunklen Schatten der Bewußtlosigkeit und des Fiebers.

Marga Daja hatte ihm das Leben gerettet, — und sie verschwieg es ihm.

Warum? Es war nicht schwer zu erraten.

Ihr wunderbar feines Taktgefühl hatte ihr auch hier die Lippen geschlossen.

Ihre That allein genügte ihr, sie begehrte keinen Dank. — Und sie begehrte ihn doch, denn sie kam zu ihm, auf daß er selber die Wunden heile, welche er ihr geschlagen.

Hatte er das gethan?

Nein, tausendmal nein! Ihr körperliches Gebrechen konnte er mit Gottes gnädiger Hilfe von ihr nehmen, wie aber die selischen Qualen gut machen, welche sie um seinetwillen gelitten?

Der Verlust ihrer Stimme hatte sie um Brot und Stellung gebracht, hatte sie den Mißhandlungen eines brutalen, ehrlosen Wüstlings ausgesetzt. Diese Schuld ist nicht abzutragen, — es sei denn durch Liebe, durch ungemessene, tiefinnige Liebe, welche die Dornen der Vergangenheit so überhoch mit Rosen zudeckt, daß selbst keine Erinnerung an sie bleibt!

Marga Daja ist frei! seit dem gestrigen Tage wieder frei!

Sie wußte schon davon, als sie ihn heimlich verließ. Dennoch ging sie von ihm.

Und liebt doch keinen andern. — Liebt sie auch ihn nicht?

Pochende Glut steigt dem einsamen Träumer in Wangen und Schläfe.

Warum erglühte sie voll tiefer Verlegenheit, als er ihr Herz und ihre Liebe mit dem verhängnisvollen Schneesturm in Verbindung brachte? Wäre es möglich, daß jener zauberische Götterfunken der Sympathie bei jenem einzigen Blick nicht nur in seinem, sondern auch in ihrem Herzen gezündet hätte?

War aus dem zerrissenen Sturmesgewölk just in diesem Augenblick ein Strahl jenes Glückssterns hernieder geglitten, segnend ihre beiden Stirnen zu küssen?

Sie entfloh vor ihm, als er ihr von seiner Liebe sprach, nicht, weil sie dieselbe von sich wies, sondern weil sie sich voll rührender Armut und Bescheidenheit dieser Liebe nicht für würdig hielt.

Sie sah schon damals das Kainzeichen der geschiedenen Frau auf ihrer Stirne brennen, sie kannte den Makel, welcher ihr in dem Namen des unwürdigen, gesunkenen Mannes anhaftete, und sie war zu eitel und zu stolz, sich den Purpur eines Fürsten zu leihen, um es zuzudecken. Sie entfloh vor ihm, weil sie ihn liebte.

Percy drückt die bebenden Hände vor sein Antlitz. Seine Seele ringt sekundenlang in schwerem Kampf.

Marga Daja hat recht, es ist kein Leichtes für einen Prinzen, ein Weib heimzuführen, an dessen eigne Unschuld sich das Laster eines verkommenen Mannes knüpft, welches für ewig den Namen jenes Verächtlichen trägt! Es ist wahrlich kein Leichtes!

Pflicht! Stolz! Ehrgefühl! Drei Riesen sind es, welche das Herz eines edeln Mannes bewachen, — die Liebe aber ist ein goldlockiges Weib, die bläst mit einem einzigen Hauch ihres Mundes jene Riesen in den Staub, die entwaffnet ein ganzes Heer von trutzigen Feinden durch einen Blick, einen einzigen flehenden Blick ihrer Augen!

Die Rechtlichkeit tritt an ihre Seite und spricht: „Wehe dem, welcher die Unschuld verantwortlich machen will für fremde Schuld; wehe der Grausamkeit, welche an der Frau strafen will, was der Gatte gefehlt; wehe dem Undank, welcher die Hände von seinem guten Engel zurückzieht, weil schwere Ketten den Hilflosen in den Sumpf gezogen!

Prinz Percy hebt voll stolzer Entschlossenheit das Haupt. Er liebt Marga Daja. Hat er zuvor noch an seinen Gefühlen gezweifelt — diese Stunde hat ihm die Gewißheit gegeben.

Er liebt sie — trotz allem und allem.

Und er wird sie auch künftighin lieben, treu und beständig — für alle Ewigkeit.

Sein Herz ist bereit, der Vernunft die größten Opfer zu bringen. — Er will keinen Schatten auf Krone und

Purpur werfen, aber er will dem Glück auch nicht um ihretwillen entsagen.

Hat ein kaiserlicher Prinz nicht Namen und Titel an den Stufen des Thrones niedergelegt, namenlos und unbekannt seine Liebe in ein fremdes Land zu tragen? — Hat nicht jüngsthin ein Prinz sein geliebtes Weib im Ausland als schlichter Advokat ernährt, und kann er nicht ein gleiches als Arzt? Wie es auch kommen mag, — Prinz Percy ist ein Held geworden, welcher für seine Liebe in den Kampf ziehen will. Zuerst zu dem Herzog! Er soll alles erfahren. Marga Daja befindet sich in Schloß Floringhof? Die Besitzung des Ministers liegt in unmittelbarer Nähe des Jagdschlosses Altenfähre, welches Eigentum seines Bruders, des regierenden Herzogs ist.

Prinz Percy ist berechtigt, daselbst in beliebiger Weise Aufenthalt zu nehmen.

Jedenfalls wird ihm eine mündliche Anfrage die Erlaubnis erwirken.

Der junge Fürst erhebt sich hastig.

Sein sonst so bleiches Antlitz ist gerötet, die Augen leuchten in großer Erregung.

Er sieht glücklich aus — so glücklich wie ein Wandersmann, welcher lange Zeit ziel- und planlos in der Fremde umhergeirrt ist, und plötzlich den rechten Weg zur Heimat und zum eigenen Herd findet. Als er sein Arbeitszimmer betritt, harrt Doktor Wacknitz daselbst auf seinen erlauchten Gebieter. Er hält ein oft gesiegeltes Wertpaket in Händen.

„Verzeihung, Hoheit, wenn ich um gütige Ordre bitte. Diese Postsendung, mit zwanzigtausend Mark versichert, ist soeben eingetroffen."

„Ein Absender ist auf dem Couvert nicht angegeben?"

„Nein Hoheit."

„Poststempel?"

Wacknitz buchstabiert mühselig an dem etwas verwischten Stempel herum. „Langenburg . . . oder so ähnlich — genau ist es nicht zu erkennen —"

„Zeigen Sie her . . . hm . . Langenburg . . . das ist ein kleines Städtchen des Herzogthums, in der Nähe von Altenfähre — sollte mein Bruder daselbst anwesend sein? . . . die Adresse ist ja zweifellos die meine — öffnen wir."

Die Papierhüllen knisterten und sanken ab. Ein zusammengeschnürtes Päckchen Banknoten zeigte sich. „Lauter echte Tausendmarkscheine! bitte zählen Sie nach, lieber Doktor . . . und hier? . . . ah, ein Begleitschreiben!"

Der Prinz öffnete den schlichten, weißen Briefbogen, neigte sich voll Interesse und las: „Aufrichtiges Interesse an dem gesegneten Wirken Eurer Hoheit erlaubt sich beifolgendes Scherflein dem Erhaltungsfond der Klinik beizusteuern, auf daß dieselbe zum Segen der Armen noch lange Jahre unter dem Schutz ihres erlauchten Gründers bestehen und gedeihen möge."

„Seltsam — keine Unterschrift —"

„Auch hier nicht, Hoheit?"

„Nein — anonym.“

„Diese Namenlosigkeit läßt man sich ja ganz gern gefallen!“ schmunzelte Wacknitz, „es sind rund zwanzigtausend Mark, Hoheit.“

Percy nagte an der Lippe und blickte gedankenvoll auf den Brief nieder. „Die Schrift deucht mir bekannt, möglicherweise hat Tante Aurelie sich diese reizende Überraschung ausgedacht.“

„Die Prinzessin ist sehr wohlthätig!“

„Und hat sich immer lebhaft für die Klinik hier interessiert. Sie unterstützte dieselbe schon öfters, warum aber diesmal so geheimnisvoll?“

„Sie amüsiert sich, auch im Sommer die Zeit der Julklapps aufleben zu lassen.“

„Nun, es wird sich hoffentlich aufklären. Im Namen meiner Kreuzträger danke ich hiermit dem mildthätigen Absender. Haben Sie die Güte, lieber Wacknitz, für eine günstige Anlage des Geldes Sorge zu tragen. Ich fühle, daß ich der Erholung bedarf, und werde nun die aufgeschobene Reise nachholen.“

Dann trat er zum Schreibtisch und setzte eine Depesche auf.

Wasmuth brachte nach kurzer Zeit bereits die Antwort. — Prinz Percy war zu Hause willkommen, und Altenfähre stand zur Stunde völlig unbenutzt und wird ein längerer Aufenthalt eines der Familienglieder dort sehr dienlich sein.

Abermals setzte der Prinz ein Telegramm auf. An

die Schloßverwaltung von Altenfähre: „In aller Stille, ohne daß in der Umgegend etwas davon bekannt wird, soll die Wohnung für Herzogliche Prinzen hergerichtet und bereit gehalten werden. Montag abend wird Prinz Percy zu längerem Aufenthalt in strengstem Inkognito daselbst eintreffen. Wagen an die Bahn zu senden.“





XXVII.

Die Schloßtürme von Floringhof ragten, von der Sonne vergoldet, in die blaue Sommerluft empor. Selten hatte sich der alte Prachtbau so herrlich präsentiert wie heute, stolz aus dem Blütenmeer des Parkes aufwachsend, umgrenzt von weitgedehnten Waldungen, und überragt von der malerischen Bergkette eines der lieblichsten Gebirge, welche das deutsche Vaterland aufweisen kann.

Jubelndes Leben ringsum; auf der Erde und in der Luft Blühen und Werden, Wachsen und Gedeihen, Hoffen und Wünschen.

Die Parkwege glänzen breit im gelben Sand, zierliche Fußabdrücke tragend, aufgekratzt von Steckenpferd, gefurcht von den kleinen Harken und Schaufeln in Kinderhand.

Wo sich die rotblühenden Kastanien zu schattigem Dach wölben, wo der Rotdorn in Blüte steht und die letzten Goldregentrauben im Gebüsch verwelken, hat Marga Daja, oder — wie sie sich nunmehr nennt — Frau Dallberg den Spielplatz für die Kinder errichtet.

Neben der Schaukel steht die Bank, auf welcher die junge Frau sitzt und dem Spiel zuschaut. Die kleine Ada sitzt auf ihrem Schoß und zerrupft unter fröhlichen Kräherchen die Wiesenblumen, welche die beiden größeren eifrig in den Schürzchen herzutragen.

Margas Blick hängt wie trunken vor Glück an dem rosigen, vollwangigen Gesichtchen ihres Kindes, als könne sie das Wunder, welches sich mit dem blassen, elenden Geschöpfchen begeben, gar nicht begreifen.

Was ist aus dem Kinde geworden, seit die neue Liebessonne dieses Hauses es bescheint, seit Eckerts zärtliche Sorge es beschirmt!

Ein unbeschreibliches Gefühl überkommt sie. Der leuchtend warme Sommerfrieden hat sich in ihr krankes, zerschlagenes Herz gesenkt, da ist es erblüht wie eine Rose, wie eine dornenlose. All die scharfen Stacheln hat der rauhe Sturm des Schicksals abgeschliffen, was blieb, ist ein weicher, düftereicher Blütenkelch, der Thränen des Glücks als edeln Thau trägt, und der sich neigt voll inniger Dankbarkeit und Liebe jener Hand, welche stark und rettend

zugegriffen, als das schwere Wetter ihn in die Flut des Sees peitschen wollte.

Diese Erinnerung hat ihr Schreckliches verloren, im Gegenteil, Marga denkt an sie zurück, wie an eine heilige Offenbarung Gottes.

Nicht der See hatte sie verschlungen, sondern der große, breite Strom der Liebe, welcher eine Schiffbrüchige an rettend Land trägt. —

Und diese Wogen der Liebe sind seit jener Stunde ihr Lebenselement geworden.

Sie umrauschen sie Tag und Nacht, sie wiegen sie treu und sanft, als sei sie von Engelsschwingen getragen. — Marga Daja mußte in der großen, kalten, grausamen Welt sterben, damit Margarete Dallberg in dem Paradies dieser trauten Weltvergessenheit zum Leben erwachen konnte. —

Seit gestern sind ihrem Herzen Schwingen gewachsen, die tragen es über die letzten Abgründe hinweg — nun liegt alles, was da Nacht und Elend war, hinter ihr.

Sie ist frei! — sie hat nach unsagbar schweren Kämpfen endlich wieder errungen, was sie ehemals verblendet und unsinnig von sich geworfen, — sich selbst und ihr besseres Ich. — Sich und ihre Freiheit. —

Nun weiß sie erst, welch köstlich Gut dem Menschen in diesem Wörtlein „Freiheit“ gegeben, und wie sündhaft und gewissenlos, wie thöricht diejenige handelt, welche dieses Kleinod leichtsinnig hingibt. Auch sie hatte es der Eitelkeit und kindischen Laune zum Opfer gebracht, sie

hatte geheiratet ohne ernstlich zu prüfen, „ob sich das Herz zum Herzen fand.“ —

Nein, ihr Herz und dasjenige Roman Ermönyis hatten sich nie gefunden. Die Selbstsucht und kindische Unüberlegtheit hatten nur eine schwanke Brücke von hüben nach drüben gebaut, eine Brücke, welche kläglich zusammenbrach, als der schwere, bittere Ernst des Lebens darüber hinschreiten wollte.

Es war dunkel geblieben in Herz und Sinn, dunkle Nacht.

Nun aber deucht es Margarete, als sei der helle Stern, welcher dem verirrten Kind in die Heimat zurück gewinkt, über ihrem Haupte stehen geblieben, als gehe ein wundersames Strahlen von ihm aus, welchem alle Finsternis weichen muß. —

Und dieser Stern des Glückes heißt die Liebe.

Margarete Dallberg hat sie gefunden.

Sie leuchtet ihr aus den Augen des Mannes entgegen, welchem ihr ganzes Herz voll tiefster Innigkeit entgegen schlägt.

Sie wartet auf ihn, sie weiß, daß er kommen wird.

Er mußte in geschäftlichen Angelegenheiten ein paar Tage verreisen, und ahnt es noch nicht, daß in dieser Zeit die irdische Gerechtigkeit und die Gnade Gottes Ermönyis Ring von ihrem Finger streiften.

Vor einer Stunde war er heimgekehrt.

Sie hatte ihn mit den Kindern an der Waldstraße erwartet und er ging mit ihnen zu Fuß zurück. An der=

selben Stelle hatte sie gestanden, wie damals, als sie ihm zuerst im Leben begegnet, als sie mit lachendem Mund in die Welt hinaus gejubelt hatte: „Ach wie wär's möglich dann!“ —

Auch heute hatte sie gesungen, zum erstenmal wieder, seit langer, langer Zeit, und die beiden Kinder an ihrer Seite sangen mit silberhellen Stimmchen mit, und das Kleine auf ihrem Arm krähte vor Lust dazwischen.

Wie hatten seine Augen aufgestrahlt! Wie lange und fest hatte er ihre Hand gedrückt, wie ungestüm die Kinder geherzt, just, als müßte er an irgend jemand seine Freude auslassen. —

Langsam waren sie durch den sonnigen Wald dahingeschritten; die Blumen dufteten es und die Vöglein jubelten es, was sie empfanden.

Endlich blickte er ihr wiederum in die Augen. —

„Sie singen wieder, Margarete, Sie sind so froh wie noch nie vorher, — ist eine gute Nachricht gekommen?“ —

Sie preßte ihr Kind fester an das stürmisch klopfende Herz und nickte. „Drinnen auf Ihrem Schreibtisch liegt sie! ein lieber, vergebender Brief von Onkel Dallberg und noch ein zweiter . . .“

Gretel hatte sie am Kleid festgehalten.

„Geh noch nicht in das Haus zurück, laß uns noch im Park bleiben!“ — flehte sie. „Nicht war, Papa, du bleibst auch noch hier?“

„Ich komme sogleich wieder hierher zurück! Wollen Sie die Kleinen am Spielplatz behüten, Margarete? Ich

will die Briefe droben lesen und dann — — dann komme ich wieder!"

Wie leise, wie wundersam seine Stimme klang. Er wandte sich hastig und schritt zum Schloß.

Und nun klangen seine Schritte abermals auf dem Kiesweg, Fritz und Gretel stürmten ihm jubelnd entgegen, und Ada lachte und streckte die Ärmchen nach ihm aus.

Eckert setzte sich neben Marga auf die Bank nieder und nahm ihr mit strahlendem Lächeln das Kind, welches ungestüm zu ihm verlangte, von dem Arm.

„Wenn Sie kommen, ist selbst die Mutter vergessen!" lächelte die junge Frau und sah doch gar nicht ärgerlich oder eifersüchtig dabei aus.

Adalberts Blick hing an dem Gesichtchen des Kindes.

„Es weiß wohl, daß es keinen besseren Platz auf der Welt gibt, als den auf dem Arme eines Vaters!" sagte er bewegt, „und da der seine es kaltherzig und gewissenlos verlassen hat, sucht es sich einen anderen, der es treuer und besser mit ihm meint!"

Margas Köpfchen sang tiefer zur Brust. „Kinderaugen sehen so scharf und lesen so leicht in Menschenherzen, — warum hat man mich ehemals so fälschlich das ‚Kind' genannt, da doch meine Augen mit Blindheit geschlagen waren!"

„Wissen Sie nicht, daß auch manches Kind sich unnötig schweren Weg bereitet und anfänglich nach einer Hand schlägt, von welcher es sich später oft für sein ganzes Leben führen läßt?"

Sie errötete. „Das sind arme, verblendete Kinder, mit welchen Liebe und Vernunft nicht rechten darf!"

Eine kurze Stille, nur Ada zauste voll Wonne die bunten Blumen und streute sie über die beiden lieben Menschen, als wolle sie dieselben mit Rosenketten zusammenschließen.

„Nun ist Roman Ermönyi für ewige Zeit von Ihnen geschieden, Margarete!" atmete Adalbert plötzlich tief auf.

„Gott im Himmel sei gelobt dafür!"

„Und das Kleinod, welches er verständnislos von sich geworfen, habe ich gefunden!"

Er nahm sanft die Hand der jungen Frau in die seine: — „dieser Tag hat Ihrem Kinde den Ernährer genommen, Margarete, Ihnen selber die stützende, sorgende Liebe, welcher das Weib im Leben bedarf, gleichviel ob es auf Rosen oder Dornen wandelt. So lange Sie den Ring ihres Gatten trugen, konnte ich Ihnen nur ein Obdach in meinem Hause bieten, jetzt, wo Sie losgelöst sind von allem, was Sie gekettet, jetzt kann ich Ihnen mehr geben als das tägliche Brot, — ein Herz voll treuinniger Liebe, — einen Vater für Ihr Kind, — eine Heimat für uns!"

Sie senkte das Haupt nicht mehr, — sie wich seinem Blick nicht verlegen und verschämt aus, sie lächelte durch Thränen zu ihm auf und reichte ihm die zitternden Hände.

„Gott lohne dir diese Treue, Adalbert!" flüsterte sie weich, „wie Ada und ich sie dir ewig danken wollen."

Schlicht und aus tiefstem Herzen empor klangen ihre



Worte. Da war kein Hauch mehr, welcher an die beifallumjubelte, lorbeerüberschüttete Heldin der Bretter erinnerte, — — diese Stimme log nicht mehr, sie war echt und wahr geworden, und was sie sprach und ausdrückte, war keine erlernte Komödie, sondern tiefinnerste Empfindung.

Das Gold der Wahrheit war in den Flammen eines Fegefeuers geläutert, welches auch aus dem Kind ein ernstes, lieblich sinnendes Weib erwachsen ließ.

Adalbert Eckert aber küßte voll unbeschreiblichen Glücks die Lippen, deren Lieder ehemals viel Tausende begeistert, deren Sprache aber nur einem Einzigen die ganze Fülle ihrer Seele dargethan hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Prinz Percy war zu kurzem Aufenthalt bei dem regierenden Herzog abgereist.

Als die Equipage zum Bahnhof fuhr, mußte der Kutscher die Pferde jählings zügeln, weil eine dichtgedrängte Menschenmasse die Straße sperrte.

„Warum halten wir?!"

„Ein Menschenauflauf, Hoheit, es scheint ein Unglück passiert zu sein!"

„Warten Sie auf mich!" — und ehe Wasmuth von dem Bock herabspringen konnte, hatte der Prinz den Wagenschlag geöffnet und war zur Erde gesprungen.

Man kannte den hohen Herrn und hegte die verehrungsvollsten Sympathien für ihn. Als man ihn erblickte, wich der Schwarm der Neugierigen respektvoll zurück. —

Der junge Fürst sah eine Gestalt im Rinnstein liegen, neben welcher voll stoischer Ruhe, die Hände in den Hosentaschen, zwei sehr verkommen aussehende junge Leute Wache standen.



„Ist jener Mann erkrankt und verunglückt, braucht er ärztliche Hilfe?“ —

„Ein Betrunkener, Hoheit, — er scheint Krämpfe zu haben!“ —

Percy neigte sich und wich entsetzt zurück. Das bläulich unterlaufene, verzerrte Gesicht Roman Ermönyis starrte ihm mit gläsernem Blick entgegen.

Ein Schutzmann brach sich Bahn und grüßte den Prinzen mit respektvoller Meldung.

„Es kommt bereits ärztliche Hilfe von der Station, Hoheit.“

Percy neigte sich mit prüfendem Blick hernieder. „Hat der Mann eine Schlägerei gehabt?“

„Er hat sinnlos getrunken und hier in dem Kellerlokal Karten gespielt. Wie die beiden anderen da behaupten, auf unehrliche Weise. Da ist es zum Spektakel gekommen, und der Wirt hat den betrunkenen Menschen hinausge-

worfen. Es wird wohl noch ein kleines Nachspiel auf der Polizei geben!"

Der Prinz schüttelte finster das Haupt. „Es steht sehr schlimm und ernst mit dem Mann. Wollen Sie dem Arzt diesen Zettel geben —" er warf hastig ein paar Zeilen auf ein Blatt seines Rezeptbuches, „es scheint sich um eine ernste Verletzung des Kopfes zu handeln, welche die Gehirnkrämpfe verursacht. Meine Zeit drängt, ich muß zur Bahn, sorgen Sie dafür, daß der Kranke nicht von der Menge belästigt wird."

Er wandte sich grüßend zu dem Wagen zurück.

Ein Schauder überrieselte ihn.

Das waren die Zinsen, welche sein Almosen einem Roman Ermönyi getragen.

Er lehnt sich in die Wagenpolster zurück und schließt die Augen. — Bis zum Abend wird Marga Daja wohl Witwe sein. — — — — — — — — — — — —

Wie frisch und köstlich klar die Waldluft durch Herz und Seele weht!

Pannkeuken geht recht gern ein wenig unter dem sonnendurchleuchteten Laubdach spazieren, aber Morcheln und Pilze zu suchen, was Gräfin Lotzenburg über ihn verhängt hat, das kann ihn weniger begeistern. Er ist überzeugt davon, daß es keine Morcheln mehr gibt, daß die Zeit der Steinpilze und Champignons noch nicht gekommen, daß es Pfefferlinge und Reizker überhaupt nicht in diesem Walde gibt! Aber die Gräfin schwört Stein und Bein, sie habe die schönsten Pilze hier gesehen, und

Pannkeuken soll sich nun die Augen aus dem Kopf gucken und das Rückgrat verbiegen, die Deiwelssakramenter zu suchen. Seine Laune ist aber darum doch nicht schlecht, im Gegenteil, die pfiffigen Äuglein blinzeln so vergnügt wie stets über den runden Wangen, welche trotz des vorgerückten Alters immer noch wie lackierte Borsdorfer Äpfel glänzen.

Pannkeuken pfeift sich sogar ein hübsches Liedchen und schlendert gemächlich den Waldweg entlang.

Lachen und Sprechen klingt ihm entgegen. Ein Herr, zwei Damen und zwei halbwüchsige Kinder erscheinen an der Wegbiegung.

„Mama! — Papa! Da kommt ein Forstaufseher, den können wir fragen!“ ruft der Junge, welcher sich sicherlich von Pannkeukens grüner Livree mit den blanken Knöpfen irre leiten läßt.

„Das ist ein guter Gedanke, Max!“ — und im nächsten Moment sieht sich der biedere Alte von der kleinen Schar umringt, welche ihn seelenvergnügt wie einen guten Bekannten begrüßt.

So ein bischen schwatzen thut Pannkeuken ja recht gern, namentlich jetzt, wo ihn die Neugierde plagt, woher diese fremden Leute plötzlich in diesen stillen, einsamen Floringhofer Wald kommen.

„I gar, meine Herrschaften, — ich globe am Ende gar, Se sin mer Duristen?!“ eröffnet er die Unterhaltung, ehe ein anderes Wort laut wird.

„Nee — Berliner sind wir! jute, echte Rasseberoliner!“ grinzt Max in übermütiger Ferienlaune.

„Sommerfrischler beim Herrn Oberförster!“ fügt der Papa, den Hut lüftend, hinzu, und Mama nickt hoch erfreut. „Entzückender Aufenthalt! so ganz ungeniert und einsam in dieser himmlischen Natur und bei diesen einzig netten Menschen!“

Pannkeuken schmunzelt. „Hm . . . mer seien hier zc Lande alle so recht gemietliche Luderchen — weeß Kneppchen! Also beim Oberferster? Gucke da! also Riemersch nehm' dies Jahr och wieder Fremde! Na, da soll's mich ja freien! Un nu schnubben Se so e bischen Waldluft und vergniegen sich in lauder Unschenirtheet!!“

„Sehen Se mal hier, mein Juter! Wir haben eine famose Entdeckung gemacht —! Pilze!“

„Bilze? was meenen Se denn dadermit?“ und Pannkeuken neigt sich eifrig über die Botanisiertrommel Märxchens, dieweil die Damen ihre umgekehrten Sonnenschirme und der Papa sein zum Beutel arrangiertes Schnupftuch präsentieren.

„Sehen Sie mal, Herr Forstmeister, sind das wohl eßbare Pilze?!“

„Dunnerschhagel! lauter Schwämmchen!!“ Mit neidischen Augen starrte Pannkeuken auf die prachtvollen Morcheln, Reizker und jungen Steinpilze nieder. Das waren sicherlich dieselben, welche die Gräfin gesehen, und welche er holen sollte! Was thun? Er nahm eine Traubenmorchel und roch daran.

„Sie sind doch nicht etwa giftig?“ fragte Mama besorgt, und aller Augen hingen gespannt an seinen Lippen.

Da kam ihm ein genialer, ein erleuchteter Gedanke. Er zog die furchtbarste Grimmasse, welche ihm zu Gebote stand und rieb die Finger schnell an der Hose ab.

„Hibsch aussehn duhn de Rackersch schon, aber ja nich, bei Leibe nich mit bloßen Fingern anfassen!“

„Um Gottes willen! ich sage es doch!! — und die Mama schlug so energisch auf die Schürze des Töchterchens, daß die schönen, rosa und gelbgefärbten Hasenbärte weit hin in das Moos sprangen.

Der Papa hielt seinen Beutel trotzig fest, ebenso Max. „J wo! keine Spur! die Dinger riechen ja brillant!“ schüttelte er den Kopf.

Pannkeuken hob wehrend die Hand. „Das is Se ja eben 's Mallehr! Sehen Se, mei gutestes Herrchen, da haben Se zum Beispiel gleich 'n Beweis! — Dort hier dies hibsche Schwämmchen . . . riecht Se reene wie Gottes Allmacht — — un was is? ja Deitchen! 's reene Gift is! — gucken Se hier —“ und der Sprecher brach einen frischen Grünreizker durch, daß der Saft über den Stengel quoll: „Na? sieht dieser Grinspan etwa vertrauenerweckend aus?!“ —

„Um alles in der Welt! Der ganze Pilz läuft ja grün an!“ schrie Mama auf, und Väterchen erschrak ebenfalls und warf ihn fort.

„Un nu gar hier den — sieche guck' — da komm' gar Blutsdröppchen raus!“ — demonstrierte der Alte eifrig an einem Rotreizker weiter: „Na, un hier diese — wie de Gorallengette vom kleenen Freileinchen da —“

„Denen traute ich gleich nicht!“ triumphierte die Tante, sich an dem Gespräch beteiligend, „das ist ein sehr giftiger Korallenpilz! Ich sagte es gleich!“

„Weg damit!“

„Und hier diese, die wie Waschschwämme aussehen?“

„Das sind echte Morcheln, Mamachen!“

„I gar! woher denn?“ — Pannkeuken faßte die Traubenmorchel mit spitzen Fingern an: „Sehen Se, meine beste Dame — das is Sie e sogenanntes Hexenschwämmchen! Da dran derf mer kaum riechen! Sehen Se? Da hängt Se schon ne todtigte Fliege dran! Die is an Gifte gestorben.“

„Wirf weg! Um Gottes willen, wirf weg!“ jammerte Mama und Adelchen im Duett, und abermals flogen die schönen Morcheln zur Erde.

„Hier, die Kleene! sehen Se, das is Sie ne echte!“ rief Pannkeuken erfreut und nahm eine kleine Spitzmorchel kümmerlichster Art aus der Botanisiertrommel, „die zeigen Se dem Förster, dann wern Se ja heeren, daß ’s ne Morchel is, die könn’ Se ganz unbeschadet in ihr Sippchen kochen!“

„Also diese sind die echten! merkts euch Kinder! seht sie genau an!“ — befahl der Vater, und dann schüttete er seine Steinpilze verächtlich auf die Erde. Die andern hatten es schon gethan, oder folgten seinem Beispiel, und Max wollte mit dem Rachegelüst eines umsonst bemühten Sextaners mit beiden Füßen darauf herumtrampeln.



„Na lieber gar! Kleener! läßte wohl solche Schnärzchen sein. Da fliegen ja die Giftsteibchen in de Luft, daß mer se einatmen! Da kannste uns ja reene unglücklich machen!“ und Pannkeuken hielt sich die Hand vor Mund und Nase und schritt hastig weiter.

Mit lautem Schreckensschrei riß die Mama den Sprossen an der einen, Adelchen an der anderen Hand aus dem Bereich der Pilze.

„Natürlich! Der Mann hat recht!“ rief sie, „die Bacillen sind gefährlich! Theodor! ich bitte dich, komm doch!“

Papa trennte sich sehr schwer, und auch die Tante warf sehnsüchtige Blicke zurück.

„Ich werde mir ein kleines Werkchen über Pilze schicken lassen!“ grollte er.

„Hm . . da duhen Se sehre recht, mei kutestes Herrchen, ehr mer sich mit Weib und Wärchel vergift, eher wend' m'r 'n paar Groschen für so'n Büchelchen dran!“

Und Pannkeuken schlenderte gelassen des Weges fürbaß und lenkte das Gespräch auf andere Thematas. Nach Verlauf von zehn Minuten bog er in einen Waldweg ab, begleitet von Dank und Segenswünschen.

Er machte sein treuherzigstes Gesicht und nahm sie bescheiden entgegen, kaum aber war er von dem Gebüsch gedeckt, als er spornstreichs Kehrt machte und behend wie ein Jüngling zu dem Ort der That zurückkehrte.

Sein schmunzelndes Gesicht wandte sich wie der Vollmond in milder Sommernacht, den einsam liegenden Pilzen zu, und die Äuglein funkelten dazu wie die verkörperte

Spitzbüberei. Er zog sein Pilznetz hervor und sammelte die Schätze hastig ein. „Gucke — gucke — gucke! Die Giftschwämme hätt' mer! — — schmecken uns alleene gut, un' namentlich darum, wenn andere sich de Beene ablatschen und se suchen! — Gucke, gucke, gucke!" —

Und seelenvergnügt begab sich Pannkeuken auf den Heimweg.

Kaum war er etliche Minuten gegangen, als er Schritte hinter sich vernahm.

Mißtrauisch schielte er rückwärts.

War's zu glauben! Da wimmelt schon wieder so ein Berliner Tourist durch diese Einsamkeit. Der Fremde sieht sehr elegant und vornehm aus, unwillkürlich lüftet Pannkeuken die Mütze. Sie sind schon ganz in der Nähe des Schlosses, vor Räubern braucht er sich nicht mehr zu fürchten. Der Herr macht auch einen durchaus zuverlässigen Eindruck und tritt höflich näher.

„Verzeihen Sie, — Sie sind ein Bediensteter des Schlosses Floringhof?"

„Justement, mei bestes Herrchen."

„Sind schon länger dort in Stellung?"

„So eene Kleenigkeit von vierzig Jahren, mei Verehrtester."

„Vortrefflich." Der Fremde zieht die Börse und entnimmt ihr ein Goldstück, es dem sehr verblüfften Alten hinzureichen.

„Wollen Sie mir einen kleinen Dienst erweisen?

Pannkeuken ist mehr erschrocken wie erfreut. „Na das

versteht sich an' Rande — aber eens muß ich gleich im voraus bemerken, rumfiehren im Schlosse därf ich keene Duristen nich, — s' is een für allemal schtrengstens untersagt.

„Ich verzichte darauf. Wenn Sie vierzig Jahre schon hier in Stellung sind, wäre es ja unverantwortlich, Sie treue, redliche Seele zu einem Ungehorsam zu verleiten!"

Treue, redliche Seele! — unwillkürlich schielt der Alte auf seine so wenig treu und redlich erworbenen „Giftschwämmchen" nieder und schämt sich tief im Grunde seines Herzens.

„Na — was meenen Se'n wohl sonst?" —

„Nur ein paar Fragen beantworten!"

Pannkeukens Gesicht erhellt sich. „Na, so e bischen mähren is ja wohl grade keen Unrecht nich! —" schmunzelt er.

„Ist hier im Schloß eine Dame namens Marga Daja anwesend?" —

„Justement. Das heeßt — frieher, wie se noch bei de Schnurranten an Deahter war, da hat se sich so betittelt, jetzt is se zur Vernunft gekomm' und nennt sich Margarete Dallberg!" —

„Ah! Dallberg! So hießen ihre Eltern?"

„Geraten, Dallberg hießen se, — een' Dag wie'n andern. Ihr Vormund, der friehere Gutspächter hier, hieß Sie nämlich och so!" —

„Marga Daja ist verheiratet?"

„Jemersch, das wissen Se och? — Na — so richtig

is es nich mehr dermit, dieser Dage läßt se sich von dem Kerle scheiden. Nach allen, was mer so über den Musjö hört, muß'r der reene Galjenstrick sein! Gottsherrjemersch, wenn ich an das Lamendo denke, wie das arme Dierchen bei Nacht un' Nebel hier angesockt kam, — mit den kleenen Wurme noch darzu! — Se munkeln ja im Schlosse, se hätte sich wolln s' Leben nähmen, folgerscht wie se gemerkt hat, daß ihre Kleene vor Hunger am Schterben war!" —

„Herr des Himmels!" — —

„Was nu der neie Pächter is, der nimmt sich ihrer höllisch an, un' . . . na . . . wenn Se versprechen, mei gutestes Herrchen, daß Se muddermeischenstille sein wollen, un mich nich' verraten" — —

„Sprechen Sie!" —

„Marga Daja soll ja Eckerten seine alte Flamme sein — un' — — wetten daß? — übersch Jahr is se längst mit'n gedraut!!" —

„Marga Daja — mit — — mit — —"

„Mit Eckerten! ganz richtig! — Aber bscht, treten Se mal sachten uff . . . potz Deitchen, ich globe wahrhaft'g, da kommen se!!" —

„Wo?!" — Prinz Percy war stehen geblieben. Seine Augen starrten glanzlos gerade aus, tiefe Blässe bedeckte sein Antlitz. Darum also! Darum entfloh sie vor ihm! —

„Wenn Se hier ans Parkgitter treten, können Se die beeden akkerad sehn! Alle Wetter!! Gucke — gucke — gucke

— grade hat'r se beim Koppe und küßt se, was d's Leder hält! — Sag' ich's nich? — Nu backen mer gar heite schon Verlobungsschnittchen!!"

Percy zuckte zusammen. Gewaltsam öffnete er die Augen und schaute. Ein junges Paar, — Arm in Arm auf einer Bank sitzend. Die zierliche Frauengestalt hält ein Kind auf dem Schoß, — ihr Haar leuchtet in der Sonne wie geschmolzenes Gold. —

„Wo ist Marga Daja?" ringt es sich über Percys Lippen.

„Na — sehen Se doch auf de Bank dorten!!"

„Das? — das soll Marga Daja sein?!" —

„Se solls nich blos sein, mei schönstes Herrchen, — se is es nämlich werklich und wahrhaftig!" —

„Undenkbar! Sie irren! Marga Daja ist eine hohe, stolze Frauengestalt mit schwarzem Haar und dunkel leuchtenden Augen!"

„Potz Deitchen, was Se nich sagen!" Pannkeuken lacht aus vollem Halse. „Da hat sich irgend e Luderchen das Schnärzchen gemacht und Ihnen unsere Benedikta als Marga Daja gezeigt!"

„Benedikta? — wer ist Benedikta?"

„Na unse Baroneß! dem alten Excellenz Floringhoven seine Enkelin, — der de ganze Herrschaft hier gehört!"

„Baroneß Floringhoven? undenkbar! — Marga Daja war sehr schwerhörig — —"

Pannkeuken schnitt eine sehr heitere Grimasse und tippte dem Prinzen mit dem Fingern gegen die Schulter. „Siehste

wie de guckst? — Nachen meenen Se erscht recht die Baroneß!!“ —

„Fräulein von Floringhoven schwerhörig? —



„Eene Zeitlang war se sogar daub wie ne’ Nuß!“

„Hielt sie sich in einer Klinik auf?!“

„Das versteht sich! Zweemal war se in der Residenz,

un' jetzt och wieder irgendwo!" Der Alte neigte sich vertraulich näher: da driber herrscht Sie nämlich e mordsmäßiges Geheimnis! Keene Seele erfuhr, wo die Gräfin —

„Welche Gräfin?!"

„Na die Lotzenburgen!!"

„Ah — sie? — o nun wird mir vieles klar!"

„Zusammen hingemacht sin! s' war aber ooch in 'ne große Stadt, un die Gräfin wohnte alleene in Hotel und Baroneß bei irgend eenen Quacksalber von Pillendreher. Na — er muß ja wohl de Sache gut fingeriert haben, denn jetzt heert se wieder wie e Luchs! — Aber sehn Se, — zufrieden sin de Damens doch nie im Leben! Statt daß se sich nu ihres Gehörs freite un deckenhoch spräng — nee, da unkt se mit rotgenatschten Oogen umher und bläst Triebsal nach Noten! So'n hibsches, reiches Mädchen, — 's is nich zu glauben!"

Percy konnte vor Erregung kaum reden. Feurige Sonnen tanzten vor seinen Augen, und der Rausch dieser glückseligen Überraschung erfaßte ihn wie ein Schwindel.

„Wann ist Baroneß hierher zurückgekommen?" stieß er schweratmend hervor.

„Na, — 's is so in der dritten Woche rum! — Lange genug hat se sich mit ihrem Elend rumplagen missen! Wenn ich noch an den Tag denke, wo se sich die verdeiwelte Krankheit holte —"

„Davon wissen Sie auch?!"

„Na — wenn ich nich — wer etwa sonsten?!"

„Sie haben es mit erlebt, daß Marga Daja einen gestürzten Parforcereiter rettete?!"

„Marga Daja? — Jawohl! Deitchen! Die saß hibsch warm in ihrer Pelzdecke in Schlitten un schrie vor Angst wie an Spieße! — Die hätte de ganze Parforschjagd die Hälse brechen lassen! Aber die Baroneß! ja Deiwel! die hatte Kurasche un ging druff los wie 'ne Wallkire un packte Sie das Pferd mit beiden Händchens, daß es den Rotrock nich schleifen sollte! Un nachen hat se'n aufgepackt un in Schoße gehalten un sein Kopp verwickelt, — mit ihren eegenen Schaale, un dann hat se 'n mit mir zusamm' nach 'n Schlitten gewärcht — un Conrad un ich schpedierten 'n nach Altenfähre. Hm, so is gewesen. — Un dann hat das arme Dierchen zu Fuße in Schneesturm nach Hause latschen missen, ohne was um de Ohren — na, da kam 's Mallehr!"

„Und dies alles that Baroneß Floringhoven und nicht Marga Daja?"

„Lieber gar! wie hätte Marga Daja wohl so was fertig gebracht! — Die hockte bei Eckerten uffs Pferd un ließ sich wie 'ne Prostemahlzeit nach Hause galoppieren!"

Percy stand an dem Parkgitter und strich mit dem Batisttuche über Augen und Stirn, sein Gesicht glühte, die Augen strahlten wie verklärt. Er legte die Hand auf den Arm des Sprechers. „Noch eins, Alter! Wäre es möglich, daß ich die Baroneß einen Augenblick unbemerkt sehen kann?"

„Soll ich Se vielleicht melden?"

„Nein, — ich möchte sie zuvor sehen, vielleicht im Park, — hinter einem Gebüsch verborgen —"

Pannkeukens Blick streifte prüfend das Antlitz des Fremden. Es sah gar zu vertrauenerweckend und respektheischend aus, etwas Böses führte er nicht im Schilde. Dennoch ist Vorsicht zu allen Dingen nütze. Pannkeuken wachte über seine junge Herrin.

„Ei jemersch — gewiß; mei bestes Herrchen! So um diese Zeit sitzt se merschtendeels auf der Feranda un malt Sie hibsche Bliemchen oder Vögelchen ab! Nachen könn' Se auch die Gräfin derbei sehn! Ich werde Sie mal dorthier durch'n Park führen, — dann setzen Se sich e bischen der Feranda gegenüber in de Laube un warten, bis de Damens erscheinen. So, — treten Se nur näher. Eckert geht uns eben mit seiner Herzallerliebsten grade aus'n Wege, zum Essen! — de Liebe alleene macht nich satt, un wenn Se wißten, wie oft er in diesen Tagen nach der Stadt gepreschť is! Alles in der heemlichen Reiseangelegenheit von der Baroneß. Vor ä paar Dagen soll'r 'n mächtgen Geldbrief weggebracht haben, — da schien erscht 'ne große Beratung zu sein, wer de Adresse schreiben sollte, — nachen mußte ich Frau Dallberg rufen, die hats wuhl schkribifaxen missen! — Ja, wissen Se, mei gutestes Herrchen, — bei uns in Schlosse, da bassiern Sie viel interessante Dinge — un eegentlich hätte ich gar nich so viel driber mähren solln."

Der Prinz drückte dem Sprecher abermals die Hand, und Pannkeuken war abermals verdutzt.

„Nee, heerense, wissense — das is Sie aber werklich zu viel —“

„Schon gut, schon gut! Sie haben mir viel schöne Dinge erzählt. — Also hier kann ich warten? Ich danke Ihnen, guter Alter, — auf Wiedersehn!“

Und Percy ließ sich auf die versteckte Bank nieder und schloß momentan die Augen wie ein Mann, welcher lange gegen Sturm und Fluten angekämpft, endlich den Boden der Heimat unter den Füßen fühlt..

Stille, sonnige, — blütenduftige Einsamkeit. Himmel und Erde fließen zusammen in einem Strom von Licht und Glanz.

Still und einsam liegt die Veranda vor ihm. Blühende Blumen und Palmen türmen sich zu reizendem Schmuck empor; in großem Goldbauer zwitschern bunte Vögel und aus der weitoffenen Salonthüre weht der Lufthauch den zarten Spitzenschleier des Vorhangs.

Ein Laut durchzittert die Stille.

Klavierklänge, — und nun eine Stimme, ihre Stimme!

Percys Herz erbebt in unbeschreiblicher Wonne, er fühlt und empfindet wieder ihre Nähe mit all dem süßen Zauber, welchen sie auf ihn ausgeübt. Und welche Klänge sind es, die zu ihm herabtönen, weich und sehnsuchtsvoll, so wunderbar tief und innig empfunden, wie er es noch nie zuvor gehört!

„Dahin — dahin, laß mich mit dir, o mein Geliebter ziehn!“

Mignon, — sie singt das Sehnsuchtslied der Mignon. Percy stützt das Haupt in die Hand und lauscht wie im Traume. Diese Klänge rufen ihn! ihn allein, — und er hört sie und kommt. — In diesem Lauschen durchkostet er die ganze Wonne eines Glückes, dessen Becher man schon in der Hand hält und nur noch an die Lippen zu heben braucht, um sich an seiner ganzen Fülle zu berauschen.

Er darf es, — und darf es sogar, ohne das schwere Opfer zu bringen, für die Liebe Krone und Purpur hingeben zu müssen. In ernster, stiller Stunde hat er mit dem Bruder über seine Zukunft verhandelt.

„Deiner Ehe mit einem braven, unbescholtenen Mädchen aus dem Volk — und wäre sie der Geringsten eine — würde ich nie ein Hindernis in den Weg stellen; mit der geschiedenen Frau eines Roman Ermönyi, — mit der Mutter seines Kindes jedoch kann nie und nimmer ein Prinz unseres Hauses verbunden werden. Kannst du nicht von ihr lassen — so mußt du von Namen und Titel lassen!“

Dazu hatte sich Percy entschlossen, als er nach Altenfähre weiterreiste — und nun war ein Wunder geschehen und hatte dieses Opfer unnötig gemacht.

Eine Depesche wird den Herzog von der Wendung der Dinge unterrichten, und Percy ist seiner Zustimmung sicher, führt er doch die Bravste und Beste seines Volkes heim!

—

Und dann erhebt er sich und steigt langsam die weißen Steinstufen der Verandatreppe empor.

Pannkeuken steht unweit in dem Gebüsch und beobachtet den Fremden.

Eine gewisse Menschenkenntnis ist auch ihm eigen, und wenn er den Gesichtsausdruck des vornehmen Herrn, — und das Lied der Baroneß droben zusammenreimt ....

Pannkeuken nickt plötzlich mit starren, runden Augen vor sich hin, als gehe ihm ein großes, großes Licht auf. —

Obwohl er nun überzeugt ist, daß jener Fremde wohl sehr gefährlich, und auf dem besten Wege ist, die Perle von Floringhof zu stehlen, folgt er ihm doch nicht, als er zu der Veranda emporsteigt. Er faltet schier unbewußt die Hände und lauscht. Richtig, — ein leiser, zitternder Jubelschrei von Benediktas Lippen, — und dann eine lange Stille. — Die Vögel zwitschern im Käfig, und die Rosen neigen sich grüßend in der lauen Luft.

Eine Stunde später aber flatterten die Fahnen von den Türmen, und ein unbeschreiblicher Jubel erfüllte das Schloß.

Baroneß Benedikta hatte sich mit dem Prinzen Percy verlobt. Das war des Frohen und Überraschenden beinahe zu viel.

Als Pannkeuken seine erste Aufregung und seinen Schreck über die erlauchte Bekanntschaft, welche er so „ohne alle Fissemadentchen“ gemacht, überwunden hatte, saß er vor der Küchenthür und putzte unter Thränen

freudiger Rührung die Pilze höchst eigenhändig für die Mittagstafel.

Nein — Giftschwämmchen waren das ganz gewiß nicht gewesen, sondern lauter, lauter Glückspilze.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht sank hernieder.

Floringhof war ein Dornröschenschloß, welches aus tiefem, langem Schlaf zu neuem Leben erwachte, als eines Prinzen Fuß seine Schwelle überschritten, als der Königssohn erschienen war, die liebliche Träumerin mit bräutlichem Kuß zu wecken!

Lichtglanz flutete aus allen Fenstern, Lachen, Jubeln Hasten und Treiben — der Petrefaktenhof war jung und lebendig geworden.

Und gleich wie jene grauen Mauern die Lichter festlicher Pracht erstrahlen ließen, flammten auch an dem nächtlichen Himmel Milliarden von Sternlein auf, die funkelten zu Häupten der beiden glückseligen Menschen, welche Arm in Arm auf die Terrasse getreten waren.

Percy und Benedikta.

Aus den weitgeöffneten Flügelthüren fiel der Lichtschein verklärend über die duftigen Blütenzweige, welche die weißgekleidete Mädchengestalt wie in zärtlicher Huldigung umrankten; in den dunklen Laubwipfeln des Parkes gurrten leise die wilden Tauben und fernher schickte noch eine Nachtigall ihren Liebesgruß.

Sonst war es still und feierlich wie in der Kirche.

Gräfin Lotzenburg saß am Schreibtisch und verfaßte mit stolzglühenden Wangen unzählige Depeschen, und Eckert und Marga, welche an dem Festmahl im Ahnensaale der Floringhoven teilgenommen, das bräutliche Glück des Hauses zu verdoppeln, saßen traulich in einem Plauderecken des Salons, und hatten zum erstenmal der getreuen Kindermuhme allein die liebe Pflicht überlassen, die Kleinen daheim zu betten. — Nachher, wenn die Kerzen im Schloß erloschen, wollten sie Hand in Hand an die Bettchen treten, ein Gebet aus übervollem Herzen zum Himmel zu schicken.

Es hatte Prinz Percy lebhaft interessiert, die wirkliche Marga Daja kennen zu lernen, und sowohl sie, wie Gräfin Lotzenburg voll schier übermütiger Laune zu necken, daß beide Damen sich doch einer Täuschung, böswilliger, falscher Vorspiegelung und Mißbrauchs von Dokumenten schuldig gemacht hätten, welche Verbrechen eigentlich durch das Strafgesetz geahndet werden müßten!

Nur die so sehr erfreulichen Folgen dieser Hinterlist erwirkten die Absolution — und nur dann — wenn alle drei schwerbelasteten Damen zur Sühne Tag und Nacht die fleißigen Hände regen wollten, die Ausstattung der Braut binnen sechs Wochen fertig zu stellen, wolle er einer Benedikta vergeben, daß sie ihm als Marga Daja das Herz gestohlen!

Und nun sitzt er auf der Terrasse, unter den sich sanft wiegenden Fächerblättern und den duftenden Rosenzweigen, und küßt voll himmelhoch jauchzender Liebe die

Lippen der Braut. Wie viel haben sie einander zu sagen, — wie viel des Wunderbaren und Rätselhaften aufzuklären.

Was gestern noch ein Traum war, — ist heute Wahrheit geworden, was ihnen gestern noch unerreichbar fern geschienen, ist heute erreicht.

Percy blickt empor zu dem hellen, auffallend großen Stern, welcher just über ihnen an dem Himmel blitzt.

„Der Stern des Glücks!" sagt er weich, die Geliebte fester noch in den Arm schließend. „Die Wolken, welche ihn verhüllten, sind verflogen. — Die Liebe allein hat uns den Weg zu ihm gezeigt. Das Glück, welches keine Macht der Welt, nicht Gold, Krone und Purpur erkaufen können, — die Liebe macht es zum Geschenk!"

Eine Sternschnuppe zog ihren leuchtenden Weg über den Himmel, und Benedikta faltete die Hände um die des Sprechers.

„Auch der Liebe Macht ist zu klein, um stets das Glück an sich zu fesseln und es allen, welchen sie das Herz verwundet, zu schenken! Nur Gottes Gnade allein verleiht die zauberkräftigen Schwingen, welche über Felsen und Abgründe hinweg, empor zum Himmel tragen!"

Leise, weiche Klänge ertönten im Salon und wuchsen und schwollen an zum jauchzenden Liebeslied.

Marga Daja saß seit langer, trüber Zeit zum erstenmal wieder an dem Klavier und sang:

„Hell wie das Morgenlicht
Lächelt die Ferne —
Glückliche Sterne, täuschet mich nicht."

Nein, diesmal täuschen sie nicht.

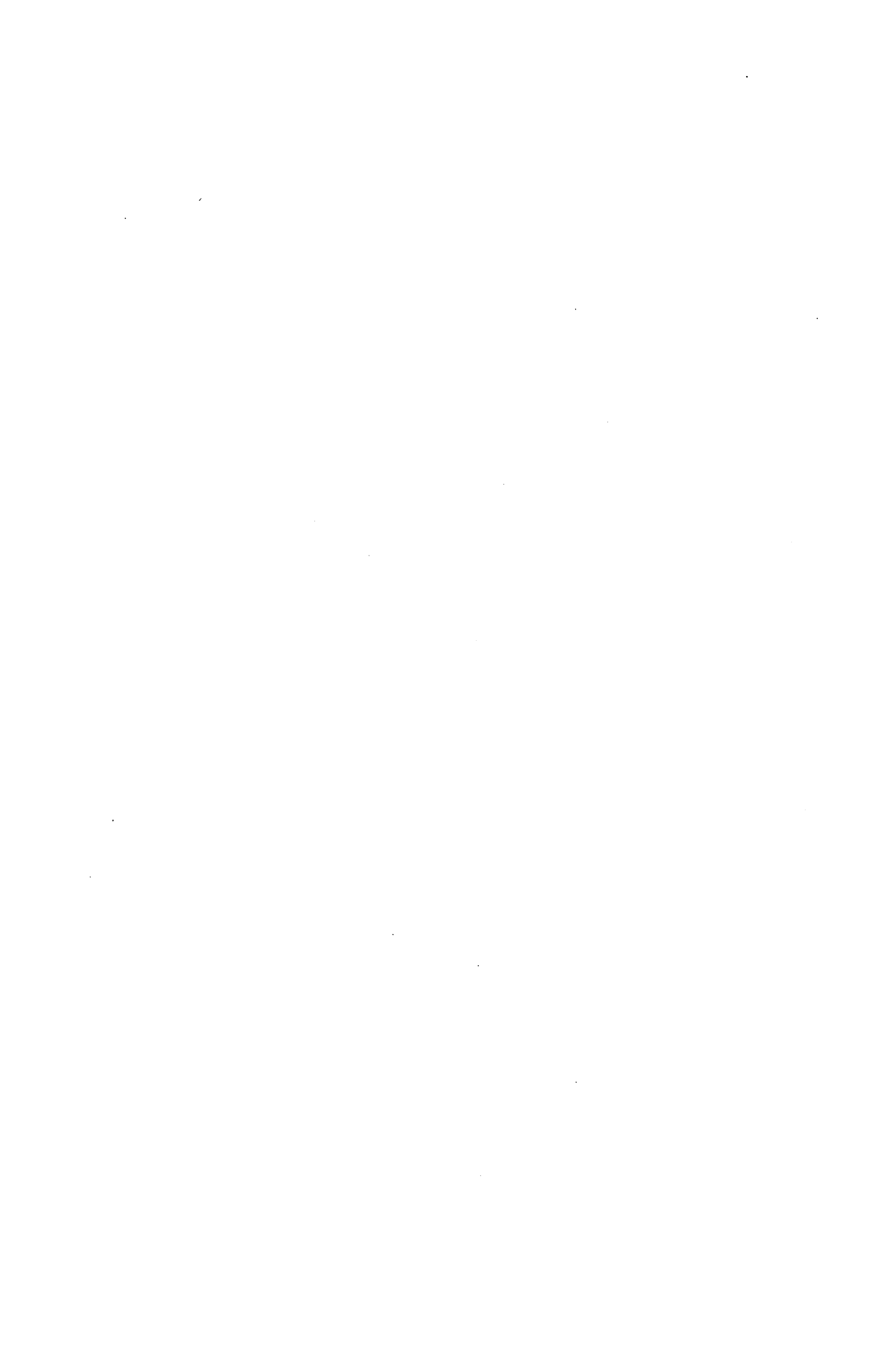
Klar und rein wölbte sich des Firmamentes Unendlichkeit, keine Wolke drohte am Horizont, auch über Floringhof und seinen seligen Herzen wachte treu, strahlend und liebevoll der Stern des Glücks. —



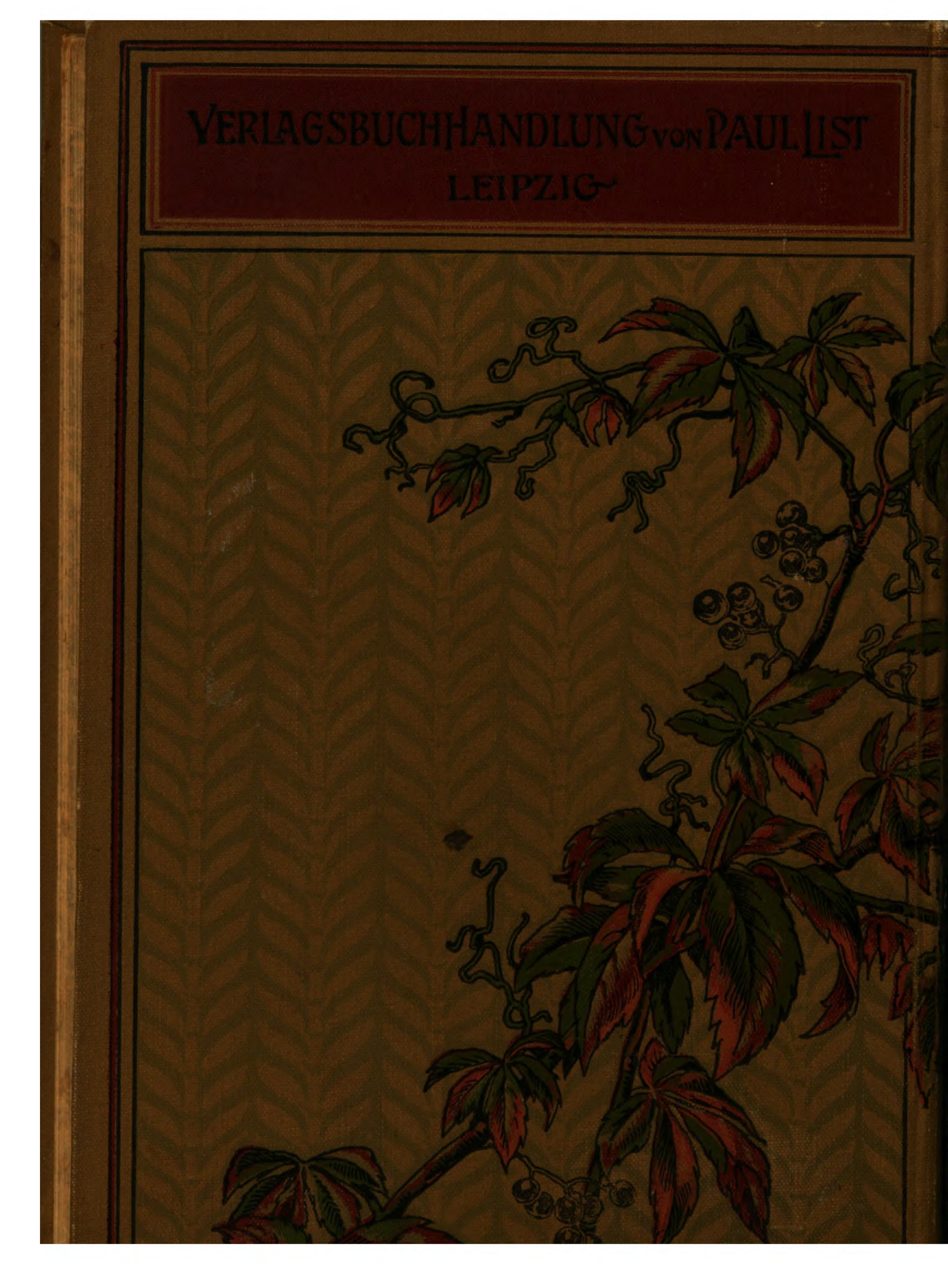
Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.










VERLAGSBUCHHANDLUNG VON PAUL LIST
LEIPZIG